CONFERENCE SERIES

Andreas Kriwak, Günther Pallaver (Hg.)

Medien und Minderheiten



innsbruck university press

CONFERENCE SERIES



innsbruck university press

Andreas Kriwak, Günther Pallaver (Hg.)

Medien und Minderheiten

Andreas Kriwak
Institut für Psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung, Universität Innsbruck

Günther Pallaver
Institut für Politikwissenschaft, Universität Innsbruck

Gedruckt mit Unterstützung des Vizerektorats für Forschung der Universität Innsbruck,
sowie der

Tiroler Tageszeitung

Universität Innsbruck
1. Auflage

Titelbild: Karikatur „Die Minderheit“ (1976) von Thomas Menghin, Bozen.
www.uibk.ac.at/iup
ISBN 978-3-902811-57-8

Inhaltsverzeichnis

Einleitendes Vorwort

Der interdisziplinäre Forschungsbereich *innsbruck media studies* an der Universität Innsbruck zielt auf das Verstehen, Erklären und Gestalten von Strukturen der Medien und deren Wandel, Kommunikations- und Vermittlungsprozesse in den Medien, Auswirkungen auf Wahlverhalten und Parteienstrategien sowie auf die Entwicklung innovativer Modelle und Frameworks in diversen IKT-Sektoren. Die interfakultäre Arbeitsgruppe, eine Plattform für die inter- und transdisziplinär ausgerichtete Medienforschung an der Universität Innsbruck, hat im Wintersemester 2010/2011 eine Ringvorlesung zum Thema „Medien und Minderheiten" abgehalten sowie am 10. November 2010 den Medientag der Universität Innsbruck zum selben Thema durchgeführt. Die meisten der in diesem Rahmen gehaltenen Vorlesungen sind in diesem Sammelband vereint. Dabei weisen die Beiträge in exemplarischer Weise auf, welche Zusammenhänge zwischen Medienangeboten, -technologien und -institutionen sowie Minderheiten bestehen.

Medien werden seit mehreren Jahrzehnten u. a. als Sprachrohre des Establishments kritisiert. Diese Kritik kommt nicht zuletzt dann zum Tragen, wenn es darum geht, dass und wie Minderheiten in den Begrifflichkeiten der Mehrheit beschrieben und dargestellt werden. Im Zuge der fortschreitenden Digitalisierung sind nun Fragen sowohl nach verschärften Problemlagen als auch nach neuen Chancen der Mediendemokratie und der Selbstbeschreibung von Minderheiten entstanden. Während unter den Bedingungen von Massenmedien wie Presse, Hörfunk und Fernsehen die indirekte und einseitige Verbreitung von Inhalten und Programmen an ein verteiltes Publikum charakteristisch ist, sind mit den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien neue Möglichkeiten der Medienkommunikation auch für Minderheiten entstanden. Wie sehen diese Möglichkeiten aus? Welche Formen sind in Entwicklung? Was zeichnet zukunftsweisende Konzepte aus? Darauf versuchen die einzelnen Beiträge in diesem Sammelband eine Antwort zu geben.

Der Sammelband öffnet mit dem Aufsatz *Migrationsgesellschaf* von *Paul Mecheril*, in dem er darauf hinweist, dass Migration eine universale Praxis ist, eine allgemeine menschliche

Handlungsform. Allerdings haben sich Art und Ausmaß der Wanderungsbewegungen sowie die Ordnungen, die Grenzen hervorbringen und damit die Grenzen selbst, im Laufe der Zeit grundlegend gewandelt. Dabei können die Auseinandersetzungen um symbolische Grenzen natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit als diskursiver Prozesse verstanden werden. Wer allerdings eine Migrantin/ein Migrant ist, hängt vom Ergebnis kontextspezifischer, lokaler Praxen ab, wobei mit den Wörtern „Migrantin/Migrant" sehr unterschiedliche Phänomene bezeichnet werden. Deshalb wird im Aufsatz versucht, einige der relevantesten migrationswissenschaftlichen Perspektiven auf Migrationsverläufe und -phänomene zu erläutern. Ein besonderes Augenmerk wird in diesem Zusammenhang auf die Perspektive einer „multikulturellen Gesellschaft" sowie auf die „Transmigration" gelegt.

Maria Stopfner beschäftigt sich in ihrem Beitrag über *Zuwanderung, Asyl und Migration als wandelbares Stereotyp* eingangs mit Stereotypen als generalisierende Wahrnehmungsschemata, mit denen das menschliche Gehirn der Komplexität des Alltags begegnet. Bestimmte Begriffe können dabei als Kristallisationspunkte dienen, indem mit ihnen unterschiedliche stereotype Vorstellungen aktiviert werden. Ausschlaggebend für den migrationspolitischen Diskurs ist, dass die mit den jeweiligen Begrifflichkeiten verbundenen Stereotype meist auch wertende Elemente beinhalten, die durch die öffentliche Debatte noch weiter positiv oder negativ aufgeladen werden können. Besonders deutlich wurde dies im Sommer 2010, als in Österreich die öffentliche Diskussion rund um Zuwanderung und Asyl den parteipolitischen Intentionen entsprechend wieder neu angefacht wurde. Den Medien kommt bei der Konzeptualisierung stereotyper Bilder eine besondere Bedeutung zu. Maria Stopfners Ziel ist es, den stereotypen medialen Beschreibungsschemata und deren Veränderungen nachzugehen.

Die Funktion von Medien, insbesondere von Massenmedien für die Identität von ethnischen Minderheiten ist im Wesentlichen unbestritten. In staatlich garantierten Schutzbestimmungen, aber auch in Rahmenübereinkommen internationaler Organisationen ist dieses Recht ethnischer Minderheiten auf massenmediale Kommunikation verankert. Dieser zentralen Funktion von Minderheitenmedien wird in letzter Zeit immer mehr eine zweite Aufgabe hinzugefügt. Massenmedien allgemein, Medien in ethnisch fragmentierten Gesellschaften ganz besonders, haben darüber hinaus eine friedensstiftende Funktion. *Günther Pallaver* setzt sich in seinem Beitrag *Die Funktion von Medien in ethnisch fragmentierten Gesellschaften* mit dieser friedensstiftenden Funktion der Mehrheits- und (ethnischen) Minderheitenmedien auseinander und zeigt auf, nach welchen Prinzipien solche Mediensysteme funktionieren, welche Auswirkungen eine ethnisch geteilte Berichterstat-

tung in einer geteilten Öffentlichkeit auf das Zusammenleben von Sprachgruppen haben kann und welche Konsequenzen für das politische System und dessen politische Legitimation zu erwarten sind.

Im Unterschied zu Neuigkeiten, die bekanntlich den Empfänger derselben verunsichern, tragen Informationen dazu bei, den Menschen in seinem „In-der-Welt-sein" zu stabilisieren und zu festigen. *Werner Hanselitsch* fragt sich dabei in seinem Aufsatz *Informations(t)raum,* wie Frau oder Mann zu Informationen kommen. Dieser zentralen Frage geht er anhand unterschiedlicher historischer Situationen nach und versucht sie zu beantworten. Um dabei einen brauchbaren Vergleich ermitteln zu können, beleuchtet der Autor die jeweiligen Informationsstrukturen unter dem Gesichtspunkt von privat und öffentlich bzw. von innen und außen. Je näher man dabei aber an unsere gegenwärtige Situation heranrückt, desto weniger sinnvoll scheint diese Unterscheidung zu sein – das Netzwerk lässt lediglich an seiner Peripherie noch Trennungen zu. Wie lässt sich aber eine derartige Gesellschaftsform adäquat beschreiben und was könnte unsere Technik *können*? Diese Fragen versucht Hanselitsch zumindest andeutungsweise zu beantworten.

Medien sind laut *Andrea Sommerauer* in ihrem Aufsatz *Von den Ashaninka lernen: Quellen und Quellenlage in der modernen Kommunikationsgesellschaft am Beispiel der entwicklungspolitischen Arbeit. Eine praktische Annäherung* von der Globalisierung nicht nur betroffen, vielmehr kommt ihnen im Globalisierungsprozess sogar eine spezielle Rolle zu, denn sie sind gleichzeitig Mittel und Motor. Das gilt für Vermittlungssysteme für Informationen aller Art, für die Massenmedien genauso wie für „Neue Medien" im World Wide Web (www). Für die entwicklungspolitische Arbeit und jener in der Entwicklungszusammenarbeit bedeuten Medien seit langem eine Möglichkeit, diese Form von Entwicklung zu unterstützten, zumal sich dieses Potenzial mit dem www vervielfacht. Mit der Orientierung an einer Weltgesellschaft fernab von nationalen Grenzen, aber auch von nationalen Kontrollmechanismen, könnten Internet und die digitalen Technologien eine Basis für eine globale Demokratie darstellen, wo eine Kontrolle der (Welt-)Mächte stattfindet. Dies erfordert jedoch u.a. eine – ebenfalls grenzüberschreitende – Medienkompetenz, die weit mehr ist als technisches Know-how, sondern die Bedingungen und Strukturen von Medien sowie von Kommunikationsprozessen analysiert. Diese Medienkompetenz orientiert sich an Gleichberechtigung wie Gleichwertigkeit aller Menschen und trägt ihrerseits wiederum dazu bei, gerechte Möglichkeiten für Mediennutzung und -gestaltung zu schaffen.

Vom Potential her betrachtet bieten Social Network Sites wie Facebook neue Interaktionsräume. Nach *Uta Russmanns* Beitrag *Die kommunikative Vernetzung ethnischer Min-*

derheiten über Social Network Sites erlauben diese ihren NutzerInnen, unabhängig von Zeit und Ort, Informationen auszutauschen sowie in einen gemeinsamen Dialog zu treten. Der Beitrag beleuchtet die Nutzung von Social Network Sites (SNS) von ethnischen Minderheiten vor dem Hintergrund des aus der SNS-Nutzung entstehenden sozialen Kapitals. Über die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und den damit verbundenen Interaktionen erzeugen und erhalten die Beteiligten vielfältige Leistungen und Ressourcen. Eine deskriptive Betrachtung von Facebook-Gruppen gibt Einblick in die virtuellen Vernetzungen von Minderheiten. Es zeigt sich, dass hinsichtlich der stattfindenden Interaktionen große Unterschiede zwischen Facebook-Gruppen von und für Minderheiten und solchen von „ÖsterreicherInnen" für Minderheiten bestehen. Soziale Beziehungen innerhalb ethnischer Gruppen sind durch einen intensiven Kommunikationsaustausch geprägt. Dabei findet Kommunikation primär in der Herkunftssprache statt. Heterogene Facebook-Gruppen werden primär zur Informationsverbreitung genutzt. Diese Hinweise auf Veranstaltungen, Zeitungsartikel, Links etc. erfolgen dabei in einem deutschsprachigen Kontext. Interaktionen zwischen den vernetzten „ÖsterreicherInnen" und den Minderheiten finden nur äußerst selten statt.

In den letzten Jahren hat sich die österreichische Medienlandschaft im Hinblick auf MigrantInnen und Medien immer mehr verändert, weist *Clara Akinyosoye* in ihrer Abhandlung *MigrantInnen in Mainstream-Medien: Eine Minderheit im Aufbruch* nach. Ein Boom an MigrantInnen-Medien, die Entstehung von Initiativen zur Förderung von JournalistInnen mit Migrationshintergrund und Schwerpunkte in der Berichterstattung über Migration und Integration haben die österreichische Medienlandschaft geprägt. Der vorliegende Text soll einen Einblick in die aktuellsten Entwicklungen mit besonderem Augenmerk auf den Print- und Onlinebereich geben. Außerdem soll ein Blick aufs Ausland aufzeigen, wie Österreich im Vergleich mit der Unterrepräsentation von MigrantInnen umgeht und mit welchen Herausforderungen MigrantInnen-Medien und JournalistInnen mit Migrationshintergrund in der Praxis zu kämpfen haben.

Die schnell wachsende pakistanische Diasporagemeinde in Barcelona gehört zu den größten in Europa. Der Alltag der rund 40.000 pakistanischen MigrantInnen in der katalonischen Hauptstadt ist größtenteils von Irregularität und diffizilen Lebens- und Arbeitsbedingungen gekennzeichnet, schreibt *Verena Finkenstedt* in ihrem Beitrag *Bollywood goes Barcelona. Bollywoodfilmkultur und MigrantInnenmedien im Kontext der pakistanischen Diaspora in Barcelona.* In diesem Kontext eröffnet die unter den pakistanischen MigrantInnen populäre Bollywoodfilmkultur eskapistische Traumwelten, hilft, (soziokulturelle) Identitäten zu be-

wahren oder zu verändern und bietet einen konfliktfreien Raum für (inter)kulturelle Begegnungen. Migrantische Medien, wie Printmedien und Radio, stellen für die Diasporagemeinde essentielle Informationen zur Verfügung, dienen als Kommunikationsplattformen innerhalb der Gemeinde und als repräsentative Sprachrohre nach außen und können flexibel und unmittelbar auf die aktuellen Bedürfnisse der pakistanischen MigrantInnen eingehen.

Mit einer anderen Art Diaspora beschäftigt sich *Ben Bachmair*, nämlich mit *Kulturressourcen für Selbstrepräsentation jugendlicher Migranten im Kontext der Schule.* In einer deutschen Hauptschule verwendeten jugendliche MigrantInnen der ersten bis dritten MigrantInnengeneration in einer Text+Bilder-Werkstatt die von ihnen im Alltag genutzten Kulturressourcen Internet und Handy als Mittel ihrer Selbstrepräsentation. Der Gedanke der Kulturressourcen distanziert sich von der Kompetenzorientierung der Literalitäts- und Medienkompetenzförderung. Die medienpädagogische Orientierung hin zu Kulturressourcen hat Konsequenzen für das didaktische Design, da die Selbstrepräsentation Jugendlicher nicht mit den üblichen schulischen Aneignungsformen korreliert, weil ihre Selbstrepräsentation auf die aktuellen Ressourcen von Internet und Handy, auf den Kulturkontext ihrer Familien und auf ihre Selbsterfahrung in öffentlichen Kontexten der Jugendkultur und der Peer-Gruppe ausgerichtet ist. Die Text+Bilder-Werkstatt erprobte ein didaktisches Design, das Ressourcen der Jugendkultur mit Hilfe situierten Lernens und außerschulischen Kontexten auch in zielorientierten Unterricht integriert. Bachmairs Beitrag stellt das didaktische Design vor, diskutiert die von den Schülerinnen und Schülern erstellten Text-Bild-Collagen als Produkte der Selbstrepräsentation und zeigt Aspekte der Lern- und Persönlichkeitsentwicklung auf.

Gernot Wolfram geht von den Überlegungen Richard Sennetts zum Nähe-Distanz-Verhältnis von StadtbewohnerInnen aus und untersucht in seinem Beitrag *Die Macht versteckter Orte – Innovative Medienbildungsprojekte für junge MigrantInnen in Berlin* die Bedingungen von Medienbildungsprojekten für junge MigrantInnen am Beispiel der deutschen Hauptstadt Berlin und ihrer stadttopographischen Besonderheiten. Dabei wird der Einfluss ihrer oft stereotypischen medialen Repräsentation im TV- und Printbereich ebenso reflektiert wie die oftmals hektische Inanspruchnahme jugendlicher MigrantInnen für rasch implementierte kulturpolitische Vorzeigemaßnahmen. In diesem Zusammenhang bleibt meist die Frage nach der eigenen Sichtweise der MigrantInnen auf ihr individuelles Leben, ihr Umfeld, ihre „Szenen" unbeantwortet. Statt von „Parallelwelten" zu sprechen, versucht der Autor zu zeigen, dass gerade die Stimulation der Eigenperspektiven von MigrantInnen im Spiegel medienbasierter Bildungsarbeit eine andere Art von interkulturellem

Verständnis wachrufen kann. Aufgrund der verstärkten (medialen) Diskussionen zu den angeblich fehlgeschlagenen Integrationsbemühungen in Berliner „Problembezirken" wie Kreuzberg, Neukölln und Wedding ist das Beispiel der Stadt Berlin auch ein wichtiger Referenzraum, um neue Modelle medienbasierter Bildungsarbeit vorzustellen, die sich auf die Bedeutung von versteckten Orten und sogenannten „Heterotopien" konzentriert.

Barbara Tiefenbacher und *Stefan Benedik* beschäftigen sich in ihrem Aufsatz *Auf der Suche nach den „wahren Merkmalen". Beispiele für Ethnisierungen von Romnija in der österreichischen und slowakischen Presse* mit Prozessen der Ethnisierung von Roma und Romnija am Beispiel von slowakischen und österreichischen Medienberichten vor dem Hintergrund sehr unterschiedlicher Kontexte. Diskutiert wird, wie anhand Codes, die sich auf Räume, Performanz, Sprache u.a. beziehen, Romani Ethnizität hergestellt wird. Diese Zuschreibungen von außen „identifizieren" ein Individuum oder eine Gruppe als Angehörige der Romani Community – ungeachtet des Selbstbekenntnisses der Betroffenen, was nicht selten zu antiziganistischem Rassismus führt. Dieser kann in der Medienberichterstattung nicht nur offen und über die Textebene erfolgen, sondern findet sich noch häufiger in Subtexten, Illustrationen oder durch Berücksichtigung etwa lokaler Kommunikationsformen. Ausführlicher beleuchtet werden dazu Diskurse um zum Betteln nach Graz migrierende Romnija.

Martin Fritz beschäftigt sich mit *Popkultur im Web 2.0.* Ausgehend von musikalischen Artefakten bauen Popkulturen komplexe Bedeutungsgeflechte auf, die neben der fundierenden, geteilten Ansicht bezüglich Musikgeschmacks auch verbindliche Moden, Lebensentwürfe, Weltanschauungen und Sprachverwendungen ausverhandeln. Ob Popkultur minoritäre Positionen begünstigt oder durch Standardisierung und Einheitsbrei ersetzt, ist in der akademischen Beschäftigung umstritten. Wie alle gesellschaftlichen Bereiche erfahren Popkulturen durch das Web 2.0 eine grundlegende Transformation, wie am Beispiel des sozialen Internetradios Last.fm gezeigt wird. Die Bewertung dieses Umstands schwankt dabei wiederum zwischen der Betonung der Möglichkeit zur Repräsentation von minoritären Pop-Geschmacks-Positionen (auch über lokale Begrenzungen hinweg) und der Befürchtung einer Nivellierung und Verstärkung des bereits Populären durch Rückkopplung. Macht das Web 2.0 also für Popkulturen den viel zitierten „Mainstream der Minderheiten" endlich möglich oder führt es vielmehr zu Konzentration und Konformismus?

Anita Moser geht in ihrem Beitrag *Migration: Was Mainstream-Medien (nicht) thematisieren und wie sich Kunst dazu verhält* von Rassismen und hartnäckigen Mythen im Einwanderungsdiskurs der österreichischen Mainstream-Medien aus und geht der Frage nach, wie Kunst auf diese medialen Praktiken reagiert. Dabei werden Arbeiten fokussiert, die

mittels interventionistischer Eingriffe kritisch und öffentlichkeitswirksam außerhalb von Mainstream-Medien agieren oder innerhalb dieser qua Kunst medienkritische Aspekte platzieren. Im Gegensatz zu journalistischen Medien zielt Kunst nicht auf eine vermeintlich objektive oder authentische Repräsentation ab. Ihre Aufgabe ist nicht, medialen Diskursen „gleichwertige" Bilder und Texte entgegenzusetzen. Vielmehr liegt das Potenzial von Kunst darin, die menschliche Wahrnehmung herauszufordern und die grundsätzliche Konstruiertheit medialer „Realität" und „Wahrheit" vor Augen zu führen.

Behinderung als Schicksals-Konstruktion: Zur Analyse von öffentlichen Darstellungen behinderter Menschen ist das Thema, mit dem sich *Volker Schönwiese* auseinandersetzt. Unter Behinderung wird ein sozial und kulturell dynamisches Phänomen verstanden, das im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und individuellen Konstruktionen und Rekonstruktionen bzw. Diskursen Bedeutsamkeit erlangt. Träger und Vermittler dieser Re-Konstruktionen sind unterschiedliche innere, äußere und reale Bilder und Repräsentationen. Mit Hilfe von mehrdimensionalen und komplexen Perspektiven versucht der Autor eine Annäherung an solch mediale Darstellungsmuster von behinderten Menschen. In Konkretisierungen und Weiterführungen von schon beschriebenen Darstellungsmustern behinderter Menschen, die einen transformatorischen Blick beinhalten, wird auf historische Kernpunkte der Darstellung und Funktionalisierung von Behinderung seit der frühen Neuzeit verwiesen. Dabei wird in der Analyse von drei Dimensionen ausgegangen, die Diskurse, Mythos und das Selbst beinhalten.

Silke Ötsch und Celia Di Pauli beschäftigen sich in ihrem Beitrag *Steueroasen: Ein paradiesisches Rechtssystem für die Minderheit der Reichen* mit einer sehr atypischen Minderheit. Offshore-Ökonomie bzw. Steueroasen sind Bestandteile des Weltfinanzsystems, die einer Minderheit der Vermögenden und Working Rich nutzen, parodoxerweise aber von der Mehrheit der Benachteiligten akzeptiert werden. Dabei könnte die Mehrheit die Situation ändern, indem sie von Politikerinnen und Politikern eine andere Steuerpolitik einfordert. Im Beitrag stellen die beiden Autorinnen erstens dar, inwiefern Steueroasen dem größten Teil der Bevölkerung schaden. Zweitens gehen sie auf Erzählungen zu Steueroasen und Offshore-Ökonomie ein und stellen die These auf, dass das System nur akzeptiert wird, weil die Mehrheit über die dominante Rhetorik der Begünstigten und tiefer liegende Erzählungen beeinflusst ist und wenig Kenntnisse über Steuerpolitik hat. Die Konfrontation von Daten zu Steueroasen und den Ergebnissen der eigenen Vor-Ort-Recherchen, insbesondere unter dem Blickwinkel der räumlichen Dimension der „Oasen", verdeutlicht, dass Steueroasen die potemkinschen Dörfer von heute sind.

Im Beitrag *Übersetzungstheorie als politische Medientheorie* versucht *Wolfgang Stützl* Übersetzungstheorien als politische Medientheorien zu formulieren, um der Frage nachzugehen, ob sich damit Antworten gewinnen lassen, ob „Subalterne sprechen können“ (G. Spivak). Er setzt sich mit einer Reihe von Übersetzungstheorien von Ortega y Gasset bis Derrida auseinander, um Übersetzung einerseits als Technik im Sinne der Herstellbarkeit von Übersetzung zu charakterisieren, andererseits als Wahrung des Unübersetzbaren. Ausgehend davon setzt er sich kritisch mit der Frage des Originals und dem herrschaftlichen Charakter des Ursprungs auseinander, der in der Übersetzung zum Tragen kommt. Schließlich behandelt er das Menschmedium Herold sowie den Kurzwellenrundfunk des 20. Jahrhunderts als Sender-zentrierte Medien, die auf einen starken Originalbegriff aufbauen, der jedoch von dezentralen digitalen Netzwerken unterlaufen wird. Mit dem medientechnologisch geschwächten Original öffnet sich auch ein neuer Zugang zur Übersetzung: Eine nicht vom Original beherrschte Übersetzung könnte Teil einer politischen Poetik sein, welche die Subalternität als solche zeitweise auflöst.

Kommunikationsguerilla, alternatives Medium oder Kunstprojekt? Mit diesen Fragen beschäftigt sich das *Projektkollektiv aus:druck* (Clemens Apprich, Magdalena Freudenschuß, Kathrin Kofler Martin Mauersberg) in seinem Beitrag *Was wäre wenn… nicht nur träumen von einer Gegenöffentlichkeit*. Konkret hatte sich das Kollektiv diese Definitionsfragen beim medienaktivistischen Projekt gestellt, das im November 2010 in Tirol stattfand. Die Veröffentlichung und breitenwirksame Verteilung einer gefakten, in die Zukunft datierten Relaunch-Ausgabe des Boulevardblatt *Neue* erlaubt verschiedene Interpretationen, nimmt das Blatt doch Anleihen in den verschiedensten Feldern, Praxen und Theoriebezügen. Der Beitrag diskutiert die Überlegungen des Projektkollektivs und ordnet die Aktion in medienaktivistische und medientheoretische Zusammenhänge ein. Der Anspruch des Projekts, einen Raum für die Produktion von Alltagsutopien zu schaffen und diese in eine hegemoniale Öffentlichkeit einzuschleusen, wird an theoretische Überlegungen zurückgebunden und am konkreten Material, einigen Seiten des „Boulevardblattes“, illustriert.

Die einzelnen Beiträge in diesem Sammelband belegen in ihrer thematischen und methodischen Vielfalt recht augenscheinlich, dass der Begriff der Minderheit fließend ist, eine hybride Gestalt angenommen hat und dass der Begriff in Verbindung mit Medien weitere Differenzierungen erfährt.

Andreas Kriwak und Günther Pallaver

Migrationsgesellschaft[1]

Paul Mecheril

1. Die Herstellung des Migranten

Bewegungen von Menschen über relevante Grenzen hat es zu allen historischen Zeiten und fast überall gegeben. Migration ist eine universelle Praxis, eine allgemeine menschliche Handlungsform. Allerdings haben sich Art und Ausmaß der Wanderungsbewegungen wie auch die Ordnungen, die Grenzen hervorbringen und damit die Grenzen selbst, im Laufe der Zeit grundlegend gewandelt.

Migration war immer ein bedeutender Motor gesellschaftlicher Veränderung und Modernisierung. MigrantInnen können in dieser Perspektive als AkteurInnen gesehen werden, die neues Wissen, Erfahrungen, Sprachen und Perspektiven in unterschiedliche soziale Zusammenhänge einbringen und diese mit gestalten. In Europa hält sich jedoch hartnäckig eine Negativ- und Defizitperspektive, die Migration vor allem in Verbindung mit Armut und Kriminalität, als störend, bedrohend und fremd thematisiert. Die diskursiven und kulturellen Konsequenzen der vornehmlich auf Abwehr und Kontrolle abzielenden Politik des 20. Jahrhunderts sind Bestandteil auch heute noch bedeutsamer kultureller Praxen, in denen „AusländerInnen", „MigrantInnen" und „Menschen mit Migrationshintergrund" als Fremde und „eigentlich nicht Zugehörige" konstruiert und behandelt werden.

Die mit Migration einhergehenden Wandlungsprozesse berühren nicht allein spezifische gesellschaftliche Bereiche, sondern vielmehr Strukturen und Prozesse der Gesellschaft im Ganzen. Hierbei werden die mit spezifischen Formen von Homogenität rechnenden gesellschaftlichen Institutionen der wohlfahrtsstaatlichen Sicherungssysteme, des Bildungs- und Gesundheitswesens wie auch die Institutionen des Rechtssystems durch Migration vor Herausforderungen gestellt, mit denen eine Gesellschaft, die sich traditionell als Gesellschaft einer Mehrheit versteht, nicht selbstverständlich umgeht.

---

1 Der folgende Text geht auf Abschnitte des zweiten Kapitels aus dem Buch Migrationspädagogik (Mecheril u.a. 2010) zurück.

Migration, so kann mittlerweile als Konsens gelten, ist unvermeidbar. Nicht selten heißt es sogar, dass aus demografischen und ökonomischen Gründen Migration notwendig sei. Die neue migrationspolitische Rationalität kennt hierbei im Wesentlichen zwei überlappende Schlüsselargumente zur Legitimation der Notwendigkeit geregelter Immigration. Das wandernde und wanderungsfähige „Humankapital“ ist zu einem der begehrtesten Ressourcen im globalen Wettstreit um die Sicherung des nationalen Wohlstandes und der nationalen Konkurrenzfähigkeit geworden (zur Kritik des Humankapitalansatzes in der Migrationsforschung: vgl. Flam 2007).

„Gesteuerte Zuwanderung qualifizierter Arbeitskräfte“ ist die Formel, in der das Bewusstsein um das Erfordernis gezielter und kontrollierter Migration zum Ausdruck kommt. Dieses Erfordernis gilt umso mehr, als hochentwickelte Gesellschaften die technologische Entwicklung ihrer selbst oft mit einem Schwund ihrer selbst bezahlen. „[I]m Jahr 2050 [wird] voraussichtlich ein Drittel der heute 490 Millionen Bürgerinnen und Bürger der Europäischen Union über 65 Jahre alt sein. Damit ist für die meisten europäischen Staaten ein Mangel an erwerbsfähiger Bevölkerung vorhersehbar. Einige Mitgliedstaaten wie Deutschland, Italien und Ungarn sehen sich schon heute einem Rückgang der Anzahl von Menschen in erwerbsfähigem Alter gegenüber. Mit diesem Rückgang einhergeht, dass zumindest sektoral und regional nicht mehr genügend Arbeitskräfte zur Verfügung stehen werden, um den Bedarf zu decken. Negativ beeinflusst durch diesen demografischen Wandel werden die Nachfrage nach Waren und Dienstleistungen, und letztlich auch die internationale Wettbewerbsfähigkeit von Unternehmen sowie das Wirtschaftswachstum. Migration kann diese Bevölkerungsentwicklung dabei nicht vollständig ausgleichen, jedoch zumindest ihre negativen Folgen vorerst abschwächen“ (Bendel/Haase 2008).

Die Logik der neuen demografisch und wirtschaftlich ausgleichenden Migrationspolitik ist hierbei im Kern ökonomistisch: „Nutzung von Arbeitskraft“, „Erhalt und Ausbau der Wettbewerbsfähigkeit“, „Gewinnung Hochqualifizierter“, „Innovationskraft der Wirtschaft“, „Sicherung des Wohlstandes“ sind zentrale Vokabeln. Die Abkehr von der Weigerung, die Migrationstatsache anzuerkennen, war zwar überfällig; zugleich muss aber darauf hingewiesen werden, dass mit einer Politik, die versucht, Migration vorrangig durch die instrumentelle Bedeutung der MigrantInnen und ihre Verwertbarkeit zu begründen, viele Probleme verbunden sind. Beispielsweise wird dadurch in der Konsequenz zwischen „guten“ und „schlechten“ MigrantInnen unterschieden. „Gute“ sind solche, die einen Beitrag zur Sicherung „unseres“ Wohlstandes leisten, „schlechte“ solche, die „unsere“ Ressourcen verbrauchen. Die Instrumentalisierung von MigrantInnen

unter einer ökonomischen Verwertungsperspektive bewirkt, dass sie ihre Anwesenheit durch gesellschaftliche Erträge legitimieren müssen. Der Umgang mit MigrantInnen spiegelt hierbei eine allgemeine für den gegenwärtigen ökonomistischen Gesellschaftstyp kennzeichnende Form des Zugriffs auf Subjekte wider (z.B. Freytag 2008).

Bei jeder natio-ethno-kulturellen Grenzüberquerung werden – nur scheinbar paradoxerweise – Grenzen gleichzeitig irritiert und stabilisiert. Und wie auch immer die Überschreitung wahrgenommen und empfunden wird, sie hinterlässt Spuren im Subjekt. Jede faktische Grenzüberschreitung ist dabei ritualisiert und formalisiert.

Es werden beispielsweise Papiere und ein bestimmtes Verhalten erwartet und sobald die Seite gewechselt ist, ist man nicht mehr derjenige, der man vorher war. Aus einer „Inländerin" wird beispielsweise eine „Ausländerin", die weniger eine Identitätsfigur darstellt, als vielmehr eine prekäre soziale Position anzeigt. „Die „Ausländerin" ist die Fremde und damit diese möglichst fremd bleibt, werden die „symbolischen Grenzen" zwischen „Ihr" und „Wir" immer wieder neu gezogen und bestätigt" (Rommelspacher 2002, S. 50). Die Grenzziehung geschieht dabei über „Identifikationsrituale, bei denen die Anderen als Fremde identifiziert werden" (ebd.). Grenzen werden immer dann vom Subjekt bemerkt, wenn sie entweder überschritten oder neu gesetzt werden. Wenn etwa Staatsgrenzen passiert werden, wird schnell sichtbar, wer im Besitz welchen Passes ist und von den damit einhergehenden Privilegien profitieren kann und wer nicht. An fast allen Grenzen werden die Ankommenden in Unverdächtige und Verdächtige sortiert und erfahren die unterschiedliche Behandlung, die Menschen zuteil wird, die willkommen sind oder verdächtig.

Die Auseinandersetzungen um symbolische Grenzen natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit können als diskursive Prozesse verstanden werden. Zugehörigkeitsdiskurse sind produktiv und machtvoll.

Individuelle Zugehörigkeit ist immer von Strukturen abhängig, die der und dem Einzelnen vorgegeben sind. Zugehörigkeit ist weitgehend keine „autonome" Entscheidung. Sie konkretisiert sich vielmehr in Rahmen, die durch überindividuelle Zugehörigkeitswirklichkeiten strukturiert sind. Eine zentrale Dimension solcher Vorgaben sind politische, gesellschaftliche und intersubjektive wissensbegründete Vorstellungen etwa darüber, was Zugehörigkeit ist, wer zugehörig sein darf, welche Rechte und Pflichten mit Zugehörigkeit einhergehen, wie Loyalitätsbrüche sanktioniert werden oder in welcher Weise über Zugehörigkeitsansprüche verhandelt und entschieden wird.

Auch wenn Migration, wie Annette Treibel schreibt (1999, S. 226), „Normalität in den Lebensläufen heutiger Menschen“ darstellt, ist der Diskurs über Migration ein Feld, in dem die Differenz zwischen Normalität (der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit) und Abweichung wiederholt und auch außer Kraft gesetzt wird. Normalität ist die Beschreibung von etwas als etwas, das erwartet werden darf. Zugleich enthalten Normalitätsaussagen auch Normen und Bewertungsmaßstäbe. Normalität ist immer auch etwas, das eintreten soll. Normalität ist Beschreibung und Vorschrift einer Ordnung. Dass es MigrantInnen „gibt“, ist in einer Einwanderungsgesellschaft einerseits „normal“. Es entspricht gewöhnlichen Erwartungen. Andererseits gilt der Migrant als der Andere, der Nicht-Normale, der Fremde, derjenige, der von einem imaginären Normaltyp abweicht.

Wer allerdings „ein Migrant“ ist, ist nicht von vornherein festgelegt, sondern muss als Ergebnis kontextspezifischer, lokaler Praxen verstanden werden. In einem Jugendzentrum beispielsweise kann die Frage, wer ein „Migrant“ ist, in vielen Situationen mehr oder weniger irrelevant sein, bis schließlich zu dem Punkt, an dem ein/e Akteur/in – sei dies nun eine Pädagogin oder ein Jugendlicher – das Thema der ethnisch-kulturellen Zugehörigkeit einbringt. Das heißt: Migrant/in-Sein muss als kontextspezifische Relevantsetzung des Schemas verstanden werden, das flexibel und unterschiedlich, eben kontextspezifisch, zwischen „Migrant/in“ und „Nicht-Migrant/in“ unterscheidet.

Zugleich können wir die Konstruktion des Unterschieds zwischen „Migrant/in“ und „Nicht-Migrant/in“ nicht allein als situierte Praxis der Unterscheidung verstehen. Denn die Unterscheidung kann nur deshalb in einer Regelmäßigkeit zum Einsatz kommen, weil das Schema, das zwischen MigrantInnen und Nicht-MigrantInnen unterscheidet, zu den grundlegenden gesellschaftlichen Schemata gehört, die Ordnung schaffen. Aus diesem Grunde ist das Schema auf allen gesellschaftlichen Ebenen bedeutsam. Wer als „Migrant/in“ gilt, ist nicht allein Ergebnis kontextspezifischer, lokaler Praxen, sondern zugleich von übergeordneten allgemeinen Diskursiven bestimmt. Der Unterschied zwischen „Migrant/in“ und „Nicht-Migrant/in“ stellt gewissermaßen eine allgemein verfügbare Ressource dar, die von Individuen, aber auch von Institutionen genutzt werden kann und zwar in einer Weise, die, weil sie kommunikativ und imaginativ anschlussfähig ist, ein hohes Maß an Plausibilität besitzt.

Die gesetzlichen Bestimmungen, in denen festgelegt ist, wer legitime Ansprüche darauf geltend machen kann, Mitglied des Staates zu sein, formieren bedeutsame, aber nicht die einzig bedeutsamen Hinsichten, unter denen festgestellt wird, wer selbstverständ-

lich und wer nicht selbstverständlich zugehörig ist. Die Frage, wer zugehörig ist, wird in Zugehörigkeitsdiskursen beantwortet. Neben juristischen Texten sind Festlegungen und Gewohnheiten bedeutsam, die in den alltäglichen Handlungs- und Aufenthaltsräumen anzutreffen sind. Die Frage, wer „Liechtensteiner/in" ist, wer legitim dazu gehört und wessen Zugehörigkeit befragt wird, wird in den Lebenswelten beantwortet. Neben formellen sind also auch informelle, alltagsweltliche „Regelungen" bedeutsam, die zu der Selbstverständlichkeit der Unterscheidung zwischen „Fremden" und „Nicht-Fremden", Migrationsanderen und Nicht-Migrationsanderen beitragen. Und hier spielt der Pass im Zweifelsfall eine untergeordnete, und beispielsweise das Aussehen, der Klang des Namens und der Habitus eine dominante Rolle.

Ob jemand als Migrant/in angesehen und bezeichnet wird, ist also von unterschiedlichen Bedingungen auf formeller und informeller Ebene abhängig. Insbesondere auf letzterer sind Imaginationen, Mythen und auch Rassismen wirksam, welche die Zugehörigkeit des und der Einzelnen ermöglichen oder verhindern.

Allerdings gibt es gegen die Festlegungen auch Formen manifester Widerstände, die ebenso gesellschaftlichen Wandel und Veränderungen in den Wahrnehmungsstrukturen provozieren. Bereits die erste sogenannte „Gastarbeitergeneration" entwickelte trotz der Widrigkeiten ihrer Lebensumstände soziale Utopien und politische Widerstandsstrategien. So beteiligten sie sich und/oder initiierten Kämpfe für Lohngleichheit, mehr soziale Gerechtigkeit, mehr Kindergartenplätze (vgl. Motte/Ohliger 2004, S. 237ff.). Ebenso entstanden nach und nach Jugendorganisationen von MigrantInnen, die sich gegen Zuschreibungen, Stigmatisierungen und Diskriminierungen zur Wehr setzten. Zugehörigkeit ist ein umkämpftes Gebiet und jene, deren Zugehörigkeit infrage gestellt wird, haben schon immer für ihre Zugehörigkeit(en) gekämpft, indem sie sich Regelungen widersetzt und/oder indem sie die symbolischen und faktischen Grenzen verschoben haben. Sogenannte Minderheiten nehmen aktiven Einfluss auf die Diskurse, die sie subjektivieren und im Kampf um Zugehörigkeit werden neue Subjektivierungsformen geschaffen, aber auch Räume, in denen das „Anderssein" gelebt werden kann. So haben MigrantInnen-Selbstorganisationen in einer Einwanderungsgesellschaft eine besondere Bedeutung, weil sie unter anderem die Möglichkeiten bieten, über Selbstbezeichnung und auch Selbstwahrnehmung nachzudenken und an öffentlichen Auseinandersetzungen teilzunehmen (vgl. Castro Varela 2007, S. 90ff.).

2. Migrationswissenschaftliche Perspektiven

Zwar kann unter Migration letztlich jede „Ortsveränderung von Personen“ (Hoffmann-Nowotny 1973, S. 107) verstanden werden, die formelle und informelle Erzeugung der Migranten/in, so wie wir ihn gegenwärtig kennen, ist jedoch an die nationalstaatliche Ordnung gebunden. Ohne diese Bedeutung der geschichtlich gesehen relativ jungen, seit dem 19. Jahrhundert bedeutsam werdenden nationalstaatlichen Grenzen (vgl. etwa Anderson 1998) wäre die gegenwärtige Bedeutung der Migration nicht zu verstehen.

Insgesamt unterscheiden sich Definitionen von Migration im Wesentlichen darin, dass die Differenz zwischen Ankunfts- und Zielregion, die notwendig ist, um von Migration zu sprechen, unterschiedlich bestimmt wird. Migration kann unterschieden werden im Hinblick auf räumliche Gesichtspunkte (intra- oder international), zeitliche Aspekte (temporär oder dauerhaft) und weiterhin bezogen auf die Wanderungsentscheidung (mehr oder weniger freiwillig oder erzwungen). Auch die Frage, ob es sich um Individual-, Gruppen- oder Massenwanderungen handelt (Treibel 1999, S. 19f.), ist ein in der Literatur häufig angeführtes Unterscheidungsmerkmal.

Diese wenigen Hinweise machen bereits deutlich, dass mit dem Wort Migration sehr unterschiedliche Phänomene bezeichnet werden. „Einwanderung ist ein Prozeß, der aus dem Willen und dem Handeln von Menschen mit weit vielfältigeren Identitäten und Lebensentwürfen entsteht, als die den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zwecken der Zielländer dienende Kategorie ‚Immigrant' fassen kann.“ (Sassen 1996, S. 153)

Kritik des methodologischen Nationalismus

Der Aufstieg der wissenschaftlichen Disziplin, die mit der Analyse der Gesellschaft beschäftigt ist, der Soziologie, fällt „mit dem Aufstieg des Nationalstaates, des Systems internationaler Politik und des Nationalismus zusammen“ (Beck 2005). Dies ist ein historischer Zusammenhang, aus dem sich die „Axiomatik des ‚methodologischen Nationalismus', nach der Nation, Staat, Gesellschaft die ‚natürlichen' sozialen und politischen Formen der modernen Welt sind“, ergibt (ebd.). Folgerichtig werden zentrale Kategorien der sozialwissenschaftlichen und pädagogischen Forschung

mit dem Nationalstaat als quasi unausweichliche Bezugsgröße verbunden. Gesellschaft wird im Grunde im Sinne des nationalstaatlichen Containermodells gelesen. Der methodologische Nationalismus verhindert nicht nur, dass „Gesellschaft" anders als im Format „Nationalstaat" untersucht wird, er erschwert auch die Analyse gewaltförmiger Grenzsetzungen, die mit der imaginären Praxis der Nation einhergehen.

Hier ist nicht der Ort, eine umfassende Rekonstruktion der mit Migration verbundenen Phänomene und der auf diese bezogenen theoretischen und politischen Ansätze vorzunehmen. Um aber einen Einblick in wichtige Unterscheidungen zu geben, sollen hier vereinfachend einige migrationswissenschaftliche Perspektiven auf Migrationsverläufe und -phänomene erläutert werden. Es geht hierbei darum, Grundzüge prominenter Ansätze und Perspektiven so zu erläutern, dass jene migrationswissenschaftlichen Referenzen erkennbar werden, die für den pädagogischen Diskurs über „Migration" bedeutsam sind. Die Reflexion auf die impliziten oder expliziten migrationswissenschaftlichen Vor- und Einstellungen ist deshalb wichtig, weil aus diesen unterschiedlichen Konzepten und Blickwinkeln unterschiedliche Aufgaben erwachsen, die als bedeutend für pädagogisches Handeln unter migrationsbedingter Pluralität angesehen werden.

Drei migrationswissenschaftliche Perspektiven

	„Immigration"	*„Multikulturelle Gesellschaft"*	*„Transmigration"*
Phänomenale Ebene	Aus- und Einwanderung	kulturell-ethnische Minderheiten	Pendelmigration, Mehrfachzugehörigkeit
Explanative Ebene	Stufen der Eingliederung	Kulturelle Identität	transnationale Räume, hybride Identität
Normative Ebene	Assimilation	Anerkennung von Differenz	Anerkennung des Mehrwertigen

2.1 „Immigration“

Der Prozess der Immigration beginnt mit der Emigration, die auf unterschiedlichen Ebenen mit einschneidenden Veränderungen verbunden ist. Zunächst einmal können Veränderungen die ImmigrantInnen selbst, ihre Orientierungen, Verhaltensweisen und sozialen Kontexte betreffen (vgl. Treibel 1999, S. 13). Aber auch die Gruppen, der die Immigrantin vor der Emigration zugehörte, der sie sich aktuell zugehörig fühlt oder auf die sie bei der Ankunft stößt, sind durch Emigration mit Veränderungen konfrontiert. Ursula Apitzsch spricht in diesem Zusammenhang von „Traditionsbildung“ und macht darauf aufmerksam, dass „Tradition offenbar sehr viel mehr mit ‚Invention' zu tun hat, als mit ‚Altem' und ‚Hergebrachtem'“ (Apitzsch 1999, S. 11). Gemeinschaften konstituieren sich in der Migration neu und geben sich dafür Regeln, die vor allem die Aufgabe übernehmen, die Abgrenzung von der Mehrheit nun selber zu steuern – d.h. Handlungsmacht zu entwickeln. In den dabei entstehenden Räumen ist Platz für eine Vielfalt politischer Positionierungen, die nur eines gemeinsam haben, dass sie eben neu sind und nicht „hergebracht“.

Weiterhin ist Immigration mit Einschnitten für die sozialen und ökonomischen Strukturen der aufnehmenden und abgebenden Gesellschaft verknüpft. In einer analytisch unterscheidenden Einstellung kann hier gefragt werden: Erstens, was veranlasst die Immigrantin zur Migration? Zweitens, welche Erfahrungen und Handlungen prägen den Akt der Immigration? Und schließlich, welche Prozesse prägen die Erfahrungen der Immigrantin und des Immigranten im sogenannten Aufnahmeland (respektive: sollen die Erfahrungen prägen)?

(Zu 1): Ein klassisches Interesse der Migrationssoziologie richtet sich auf die Frage, warum Menschen ihre Heimat, den Ort, an dem sie leben, verlassen, um sich auf Dauer oder auch nur für eine begrenzte Zeit an einem anderen Ort aufzuhalten. Die Gründe für internationale Wanderungen sind zweifelsohne komplex und unterschiedlich. Es finden sich persönliche, familiäre Gründe, der Wunsch nach neuen Herausforderungen und die Hoffnung auf die ökonomische, soziale und politische Veränderung der Lebenslage. Diese Motive stehen nebeneinander und sind miteinander verquickt. Sassen (1997, S. 107) betont, dass internationale Migrationsbewegungen in „umfassendere soziale, ökonomische und politische Entwicklungen” eingebettet sind. Und weist darauf hin, dass die meisten Analysen Armut als einen Antriebsfaktor für Emigration bestimmen, dabei jedoch vernachlässigen, dass „viele Länder mit großer Armut keinerlei nennenswerte Emigrationsgeschichte auf[weisen]” (ebd.).

Innerhalb der Migrationssoziologie liegt eine Reihe von z. T. konkurrierenden Modellen vor, die die Ursachen von Migration bestimmen wollen. Das bekannteste ist das Push-Pull-Modell oder auch das Modell der Kettenmigration. Letzteres konzentriert sich auf die Dimension sozialer Beziehungen. Migration findet demnach vermehrt in Richtung solcher Kontexte statt, in denen bereits emigrierte Verwandte oder Bekannte leben. Das Push-Pull-Modell sucht in den Abwanderungsregionen Abstoßungsfaktoren (etwa fehlende Arbeitsplätze) und in den Aufnahmeregionen Anziehungsfaktoren (etwa vorhandene Arbeitsplätze) als Ursachenfaktoren von Migration zu identifizieren. Welche Aspekte nun aber individuelle Abstoßungs- und Anziehungsfaktoren darstellen, kann nicht generell festgestellt werden. Auch ist es wichtig, dass ökonomische Faktoren wie Unterbeschäftigung und Arbeitslosigkeit als Erklärungsfaktoren nicht ausreichen. „Persönliche Beziehungen zu Verwandten oder Bekannten, die schon gewandert sind, und Informationen über die Zielregion sind wichtige zusätzliche Stimuli" (Treibel 1999, S. 41), erlebte und/oder befürchtete Gewalt, aber auch historische Routen und Migrationstraditionen, die sich in einigen Gemeinschaften nachweisen lassen, spielen eine Rolle – wie im Übrigen auch die simple Abenteuerlust. Die entscheidende Größe für den Entschluss zur Wanderung sind also weniger „objektive" Faktoren wie Lohndifferentiale oder Absolutentfernungen, „sondern die Beschaffenheit jener zwischen den Herkunfts- und Ankunftsregionen gespannten Netzwerke als auf Vertrauen und längerfristiger Berechenbarkeit beruhenden sozialen Interaktionsbeziehungen" (Pries 2001, S. 34). Die „Gründe" für Migrationen erschließen sich nur bedingt durch Identifikation einzelner „Faktoren" (z. B. Armut), wenn nicht auch berücksichtigt wird, welche Bedeutung die Subjekte den „Faktoren" im Rahmen ihrer Lebensgeschichte zusprechen.

Gebräuchlich ist in der Migrationssoziologie die Unterscheidung zwischen der freiwilligen und der erzwungenen Migration. Bei der erzwungenen Migration müssen die drei traditionellen Migrationsgründe Hunger und Armut, Krieg und Verwüstung, ethnische und religiöse Konflikte und Verfolgung um die Zerstörung der Umwelt als viertem Faktor ergänzt werden (Hettlage-Varjas/Hettlage 1995). Die Unterscheidung zwischen „freiwillig" und „erzwungen" ist aber problematisch, weil sie jederzeit politisch instrumentalisiert werden kann. Sie ist zudem wenig überzeugend, da die Unterscheidung theoretisch-begrifflich und empirisch oft unklar bleibt, so dass auf die strikte Unterscheidung eher verzichtet werden sollte.

Weil die Gründe zur Emigration überaus vielfältig sein können und auch „gleiche" Lebenslagen für Subjekte sehr unterschiedliche Bedeutungen aufweisen, spricht vieles

für eine Perspektive, die weniger Kriterien wie Unterschiede im Prokopfeinkommen oder dem Bruttosozialprodukt als Anlass für Emigrationsentscheidungen und Migrationsimpulse betrachtet, sondern in den Vordergrund rückt, dass Menschen aufgrund der Bedeutung, die ihr bisheriges Leben für sie hatte, der Aussicht auf ökonomische und soziale Veränderung und auf Grund der Gelegenheit zur Emigration den Entschluss zum Verlassen ihres Landes fällen.

(Zu 2): Wenn Menschen einen Ort verlassen, um sich an einem anderen Ort niederzulassen, der ihnen wenig oder gar nicht bekannt ist, dann ist dieser Prozess mit signifikanten Erfahrungen verbunden. ArbeitsmigrantInnen, schreiben Hettlage-Varjas und Hettlage (1995, S. 15), „wandern nicht nur zwischen Orten, sondern zwischen verschiedenen Existenzweisen und verändern damit auch ihre Stellung zu sich selbst und zu ihrer Welt."

Eine adäquate Beschäftigung mit „Migration" sollte in der Lage sein, potenziell belastende Merkmale der Lebenssituation von MigrantInnen zu identifizieren, ohne damit ihre Erfahrungen und Umgangsweisen auf negative, kulturelle Belastungen einzuschränken. Diese Art der Migrationsforschung hätte zunächst ihren eigenen Beitrag zur Kulturalisierung der Lebenssituation von Immigrantinnen zu reflektieren. Denn Belastungsreaktionen von ImmigrantInnen sind nicht einseitig kulturellen Reibungen zuzuschreiben (wie im sogenannten Kulturschock). Viel eher können diese Belastungen vor dem Hintergrund sozialer Benachteiligung etwa aufgrund von Statusverlust verstanden werden. Die 29jährige Frau, die in Polen Architektur studiert hat und ihre Lebenssituation seit drei Jahren mit Reinigungsjobs in Österreich finanziert, mag Belastungen erleben. Dass diese Belastungen in erster Linie auf einen „Kulturschock" zurück zu führen sind, ist aber unwahrscheinlich. Wenn die Schock-Metapher hier einen Sinn macht, dann viel eher als „Statusschock" (etwa Lutz 2002).

(Zu 3): Bezogen auf die Frage, welche Erfahrungen ImmigrantInnen im sogenannten Aufnahmeland machen, ist zunächst bedeutsam, dass die sozialwissenschaftlichen Antworten auf diese Frage nicht allein auf der analytisch-deskriptiven Ebene angesiedelt und rezipiert werden, sondern immer auch normativ-präskriptive Bedeutung haben. Weil Migration ein gesamtgesellschaftlich bedeutsames und umkämpftes Thema ist, das die grundlegende Frage, wer wir sind und wer wir sein wollen berührt, werden die Beiträge der Migrationsforschung immer auch von einer politischen Öffentlichkeit aufgegriffen, diskutiert, be- und verwertet. Migrationsforschung beteiligt sich aber auch explizit an den öffentlichen Debatten, versteht ihre Beiträge gar als sozialpolitische Orientierungsangebote. Dies galt in jedem Fall für die klassischen assimilationstheoretischen Ansätze

der sogenannten Chicago School zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die von den Wissenschaftlern Robert Ezra Park und William Isaac Thomas begründet wurde. Die Chicago School untersuchte in einer dezidiert empirischen Einstellung die mit dem enormen Bevölkerungswachstums Chicagos - von 30.000 im Jahr 1850 wuchs die Stadt auf 3.337.000 Einwohner im Jahr 1920 an - einhergehenden sozialen und ökonomischen Konflikte (vgl. Treibel 1999, S. 84ff.).

Ein wichtiges, soziologische Analyse mit politischer Programmatik verbindendes Ergebnis dieser Arbeiten ist der „race-relation-cycle". Dieses möglicherweise bekannteste Modell der Migrationssoziologie hat die weitere soziologische und sozialwissenschaftliche Diskussion bedeutsam beeinflusst. Der „race-relation-cycle" von Park (1950, zit. nach Treibel 1999, S. 91) versteht den Eingliederungsprozess der ImmigrantInnen als stufenweisen Prozess, der vier Phasen durchläuft: erstens Kontakt, zweitens Wettbewerb um Positionen in der ökonomischen Hierarchie und Konflikte um den Status innerhalb der sozialen Ordnung, drittens Akkommodation als zunächst äußerlicher Anpassungsprozess der ImmigrantInnen auf struktureller Ebene und viertens kulturelle Angleichung der Immigranten/in an die Aufnahmegesellschaft, die letztlich zu einer Identifikation mit dieser führt.

Dieses klassische Assimilationskonzept ist vielfachen Differenzierungen und Revisionen unterzogen worden (vgl. Heckmann 1992, S. 162ff.; Treibel 1999, S. 83ff.). Als Konsens kann gelten, dass Parks These der Unvermeidlichkeit der vollständigen Angleichung angesichts der empirischen Erfahrungen mit Einwanderung nicht zutreffend ist. Gleichwohl ist der Assimilationsbegriff nach wie vor – etwa als Implikation im diffusen alltagspolitischen Integrationsbegriff – normativ wirksam. Er wird weiterhin benutzt, um in einer einseitigen Einstellung die Angleichung des Immigranten/in an die Mehrheitsgesellschaft zu fordern.

Wissenschaftstheoretische Kritik des Assimilationismus

Solange MigrantInnen sich ökonomisch-strukturell, sozial-kulturell und schließlich identitätsbezogen nicht an die in einer Migrationsgesellschaft bestehenden Strukturen angleichen, solange sie nicht die in einem nationalen Kontext bedeutsamen lingualen und sozial-kulturellen Ressourcen

erwerben, bleiben ihnen prestigehohe soziale Statuspositionen verwehrt – so eine in der neueren deutschsprachigen Migrationsdebatte einflussreich formulierte Position (vgl. Esser 2004), die neo-assimilationistisch genannt werden kann (vgl. Brubaker 2001).

Diese Position soll hier kritisiert werden.

Denn, wenn es darum geht, Zugehörigkeiten zu begrenzen, bleibt interessanter Weise gerade das, was als Kennzeichen moderner Gesellschaft ausgegeben wird, nämlich dynamisch und selbstreflexiv zu sein, ausgeblendet. Indem von in der Migrationsgesellschaft als Andere Geltenden gefordert wird, sozialen und kulturellen Standards zu entsprechen, versichert man sich zugleich der Fortschrittlichkeit dieser Standards und ihrer fraglosen Geltung. Diskontinuitäten und Friktionen einer sich in ihre eigenen Widersprüche verstrickenden Gesellschaft geraten auf diese Weise aus dem Blick und müssen in der Debatte unbenannt bleiben. Genau dieses Verdecken innerer Widersprüche ist in der Kritischen Theorie als ein Grundproblem jeder begrifflichen Erfassung von Wirklichkeit und des Denkens überhaupt bearbeitet worden und hat einen dauernden Zweifel über die Gültigkeit der eigenen Erkenntnismethoden und Begriffe in der Theoriebildung verankert. „Denken heißt identifizieren" (Adorno 1994, S. 17), und genau dies wird dem kritischen Theoretiker zum Problem. Dieses Zweifeln an jeder identifikatorischen Besetzung kann der Auseinandersetzung um die Sichtweisen und Untersuchungsperspektiven auf Migration ein Moment der Verunsicherung und Infragestellung hinzufügen, das in aktuellen Debatten, die getragen werden vom hegemonialen Kriterium des Nutzens, immer mehr abhanden gekommen ist. Die Irritation verschiebt die Aufmerksamkeit von der Problematisierung der Anderen auf die Prozesse des Identifizierens selbst, auf die darin wirksam werdenden Identitätszwänge und Totalisierungstendenzen.

„Es gibt", so Hartmut Esser vor dem Hintergrund empirischer Daten, die die Teilhabemöglichkeiten an gesellschaftlich relevanten Dimensionen in der Migrationsgesellschaft beleuchten, „(mindestens) zur strukturellen Assimilation der Migranten, speziell im Bildungsbereich und auf den primären Arbeitsmärkten keine sinnvolle Alternative" (Esser

2004, S. 44f.). Da, so könnte die Argumentationsfigur von Esser wiedergegeben werden, die Struktur gesellschaftlicher Wirklichkeit Assimilation erfordere, da es etwa zum Erfolg im Bildungsbereich unentbehrlich sei, die dominante Sprache und den ihr zugeordneten dominanten Habitus zu erwerben, sei Assimilation unabdingbar.

Von der (selektiven) Interpretation „empirischer Daten" stellt die assimilationistische Argumentation auf Aussagen darüber um, was sinnvoll und weniger sinnvoll ist, wechselt also auf eine normative Ebene, indem implizit behauptet wird, dass Assimilation (als politisches Prinzip und Motiv von Lebensführungsprojekten) sinnvoll sei. Nicht das normative Moment als solches ist hier problematisch; jedoch der Umstand, dass die normative Dimension nicht reflektiert und zweitens die implizit normative Empfehlung allein „empirisch" begründet wird. Der migrationswissenschaftliche Empirismus bestätigt im Hinweis auf „empirische Erfordernisse" diese Erfordernisse. Wer nur mit „dem (empirisch) Gegebenen" argumentiert, wird zum Sprachrohr des Gegebenen. Strukturelle Anforderungen des Arbeitsmarktes, des Wohnungsmarktes, der Bildungsinstitutionen, der Gesundheits- und Pflegesysteme, die nicht nur, aber auch gegenüber in einer Migrationsgesellschaft als Andere geltenden Personen im Sinne von Anordnungen und von Zwängen wirken, werden dadurch bejaht. Genau diese empiristisch sich selbst bestätigende Wissensbildung kann man mit Adorno (1977) als Ideologie verstehen, da sie die Reflexion auf den Zusammenhang von Erkenntnis und Gegenstand ausspart.

Es ist ein Verdienst der „klassischen" migrationssoziologischen Ansätze, herausgearbeitet zu haben, dass gelingende Eingliederung von ImmigrantInnen idealer Weise in erster Linie auf der sozialstrukturellen Ebene (Zugänglichkeit vertikaler Statuslinien in der Mehrheitsgesellschaft) und der kulturellen (Akkulturation) Ebene stattfindet. Allerdings verbinden sich etliche Probleme mit den assimilativen Eingliederungsansätzen:

- Es handelt sich hier um idealtypische Modelle, die nur begrenzten Erklärungswert für die Komplexität empirischer Migrationsphänomene besitzen.
- „Assimilation", ob als Forderung oder als Beschreibung eines unvermeidlichen Prozesses, bestätigt Dominanzstrukturen, die den Einwanderern einen hohen Aufwand disziplinierender Transformation abverlangen.
- Assimilationsansätze sind einwertige Ansätze, die Phänomene der Vermischung und Mehrfachzugehörigkeit nicht thematisieren. Gerade solche Phänomene aber spielen in heutigen Migrationsgesellschaften eine große Rolle.

- Assimilationsansätze gehen nicht systematisch auf die rassistische Struktur von Aufnahmegesellschaften ein. Dadurch verkennen diese Ansätze, dass vollständige Eingliederung unter Bedingungen des Rassismus nur für bestimmte MigrantInnen möglich ist.

2.2 Multikulturelle Gesellschaft

Die Perspektive „Immigration" macht letztlich ein Entwicklungsproblem deutlich. In (assimilativen) Eingliederungskonzepten wird gewissermaßen die Frage beantwortet, in welche Richtung die Immigrantin beeinflusst werden muss, so dass sie sich schrittweise zu einem vollständig eingegliederten Mitglied der Aufnahmegesellschaft entwickelt. Die Perspektive „multikulturelle Gesellschaft" hingegen ist in erster Linie keine Entwicklungsperspektive: die Gruppen einer „multikulturellen Gesellschaft sind „einfach da". Unter der Perspektive „multikulturelle Gesellschaft" kommt die Gegebenheit unterschiedlicher kultureller und ethnischer Gruppen und in besonderer Weise die Existenz von Minderheiten in den Blick. Der Begriff Minderheit oder Minorität findet im Zusammenhang des Themas Migration zumeist im Sinne von ethnischer Minderheit Verwendung.

Für Eckhardt Dittrich und Frank-Olaf Radtke (1990) besitzt Ethnizität defensive Kompensationsfunktionen. Die Zuflucht zur Ethnie, so die Autoren, trägt regressive Züge, wodurch ihre Vergemeinschaftungssymbole affektiv aufgeladen und irrationalisiert werden. Ethnizität ist nicht auf rationale Interessenvertretung zu reduzieren. „Ihre diffus-emotionale Verankerung ist die Bedingung ihrer instrumentellen Wirksamkeit, aber auch die Ursache ihrer irrationalen Entgleisung, die einmal als ethnisch definierte Konflikte immer wieder bis zu ihrer Unlösbarkeit eskalieren läßt" (Dittrich/Radtke1990; S. 26).

Stuart Hall hingegen spricht von der Notwendigkeit der Aneignung des Ethnizitätsbegriffs. In Bezug auf Erfahrungen des schwarzen Subjekts führt er aus (1994, S. 21f.): „Wenn das schwarze Subjekt und die schwarze Erfahrung nicht durch die Natur oder andere wesenhafte Garantien stabilisiert werden, dann müssen sie historisch, kulturell und politisch konstruiert sein - der Begriff, der dies bezeichnet, ist der der \`Ethnizität´. Dieser Begriff erkennt den Stellenwert von Geschichte, Sprache und Kultur für die Konstruktion von Subjektivität und Identität an, sowie die Tatsache, daß jeder Diskurs plaziert, positioniert und situativ ist und jedes Wissen in einem Kontext steht." Ethnizität - so wie Hall den Begriff versteht - basiert auf Verschiedenheit und Differenz, ohne diese zu

naturalisieren oder zu biologisieren. Mit dieser Kennzeichnung versucht Hall den Begriff der Ethnizität von seinen Äquivalenzen mit Nationalismus, Imperialismus, Rassismus und dem Staat zu entkoppeln. Dieses Verständnis von „Neuen Ethnizitäten" wäre, wie Hall allgemein ausführt (1994, S. 23; Hervorhebung: PM, MCV), nicht dazu verurteilt, „nur durch Marginalisierung, Verdrängung und das Vergessen anderer Ethnizitäten zu überleben".

Der Begriff der ethnischen Minderheit findet im öffentlichen Diskurs für die Bezeichnung sehr unterschiedlicher Gruppen Verwendung. Gemeinsam ist diesen Gruppen, dass sie Diskriminierungen und Vorurteile erfahren, dass dadurch „Anderssein" zu einer relevanten Dimension wird und auch, dass der jeweiligen Gruppe ihr Minderheitenstatus bewusst ist (Heckmann 1992, S. 59). Nach Friedrich Heckmann (ebd.) können drei Minderheitentypen unterschieden werden: nationale und regionale Minderheiten als „alteingesessene" Minoritäten; durch Siedlungs- oder Arbeitsmigration entstehende Einwandererminderheiten; kolonisierte und postkoloniale neue nationale Minderheiten.

Das Schlagwort „multikulturelle Gesellschaft" und seine Karriere, die Debatten, die um Vor- und Nachteile seiner Verwendbarkeit insbesondere in den 1990er Jahren geführt wurden, müssen als Symptome dessen gewertet werden, dass gesellschaftlich eine Auseinandersetzung um die Frage stattfand, wie mit der durch die (Nicht-)Migrationspolitik und durch weltweite Migrationsbewegungen geschaffenen Situation kultureller und ethnischer Pluralität gesellschaftlich, politisch, aber nicht zuletzt auch pädagogisch umzugehen sei. Normativer Ausgangspunkt der Debatte war dabei in deutlicher Abgrenzung von Assimilationsansätzen die Bejahung der Vielfalt kultureller Lebensformen und Identitäten. Geht es dem Assimilationismus um die Auflösung von Differenz in einem Modell, das den Vorrang der Lebensform der Nicht-MigrantInnen bestätigt, so macht der Multikulturalismus eine andere Perspektive stark, nämlich die Anerkennung von kulturellen Identitäten, auch und gerade der eingewanderten Minderheiten.

Die Forderung nach Sensibilität für kulturelle Differenzen, die Position, dass es wichtig sei, unterschiedliche kulturelle Identitäten in der pädagogischen Arbeit zu respektieren, ist eine der wichtigsten Spuren, die der Multikulturalismus in der Interkulturellen Pädagogik hinterlassen hat. Minderheiten sind in ihrer kulturellen Besonderheit existent und ihre gesellschaftliche Existenz soll und kann durch assimilative Prozeduren nicht rückgängig gemacht werden. Es ist nicht zuletzt auch das Verdienst der Debatte um die multikulturelle Gesellschaft, diese differenzsensible und differenzachtende Position bekannt gemacht zu haben.

Unter dem Blickwinkel kulturelle Differenz/Identität leistete diese Perspektive einen nicht unwesentlichen Beitrag zu dem Bewusstsein, dass die Anerkennung ethnisch-kultureller Minderheiten als selbstverständliche Teile der Gesellschaft ein wichtiges Gut sei.

Nach einer ersten Euphorie, im Zuge derer der Ausdruck „multikulturelle Gesellschaft“ eher naiv benutzt werden konnte, sind aber schnell etliche Probleme benannt worden, die sich mit dem Begriff verbinden. Die „Kosten“ der differenzachtenden Leistung können in zwei Punkten zusammengefasst werden. Mit dem Fokus auf „Kultur“ und „Identität“ wird der/die Minderheitenangehörige erstens zu jemandem, dessen „Wesen“ kulturell bestimmt ist. Es findet eine Essentialisierung von kultureller Identität statt, die verschiedene Aspekte verkennt: die Heterogenität von Gruppen; den Umstand, dass Gruppen erst durch die Vorstellung, dass es diese Gruppen gebe, erschaffen werden; die Spielräume von Menschen, sich von Zugehörigkeiten abzusetzen; die „multidimensionale“ Beschaffenheit des gesellschaftlichen Raumes (etwa: race, class, gender), in dem sich Einzelne verorten und in dem sie verortet werden. Zum zweiten tendiert die Identifikation des Minderheitenangehörigen im Multikulturalismus zu einer kulturalistischen Verhüllung von strukturell bedingter Benachteiligung.

2.3 Transmigration

Wenn im klassischen Modell der Immigration die Erfahrung des Wechsels von Existenzformen kennzeichnend ist, dann ist die zentrale Erfahrung im Zusammenhang von Transmigrationsprozessen, dass der Wechsel selbst, das Pendeln, das faktisch-imaginative Bewegen zwischen Zugehörigkeitskontexten zur Existenzform geworden ist.

Der in diesem Zusammenhang eingeführte Ausdruck „transnational“ verweist darauf, dass im Zuge von Migrationsprozessen soziale und subjektive Realitäten – transnationale Räume – entstehen und erzeugt werden, die sich von traditionellen nationalen Lebenskontexten unterscheiden. Die Idee der transnationalen Räume gibt empirische Vorkommnisse wieder, sie macht aber auch – so sei sie hier verstanden – eine spezifische Perspektive auf Migrationsphänomene stark, die sich von Phänomenen der Unilinearität in den Vordergrund rückenden „klassischen“ Migrationsansätzen absetzt. Anders als der Assimilationsansatz geht die transnationale Perspektive nicht davon aus, dass auf Grund von Migration die Bedeutung „der anderen“ Zugehörigkeit blasser werden soll/oder notwendig blasser wird.

Das transnationale Paradigma betont die (Möglichkeit der) Gleichzeitigkeit von Verbundenheiten zu mehreren national-kulturellen Kontexten, in der neue, transnationale Räume entstehen. Das Entstehen solcher Räume wird von legalen Bestimmungen, die das Überschreiten von nationalen Grenzen einfacher ermöglichen (z.B. durch die Bestimmung der EU) und durch neue Kommunikationsmedien und Verkehrsmöglichkeiten, schließlich aber auch durch die Gewöhnlichkeit des Migrierens erleichtert.

Die vor dem Hintergrund globaler Wanderungsstrukturen aufgrund der Lebenspraxis der MigrantInnen entstandenen transnationalen sozialen Räume sind alltagsweltliche Lebensrealitäten, die nach Ludger Pries (1997, 2008) auf vier Dimensionen untersucht werden können: politisch-legaler Rahmen, materiale Infrastruktur, soziale Strukturen und Institutionen sowie Identitäten und Lebensprojekte. Das symbolische und faktische Pendeln beispielsweise zwischen Österreich und Italien, das für die Migrationsbewegungen zwischen beiden Ländern charakteristisch ist, wird von einem Reise- und Grenzverkehr erleichternden politischen Rahmen ermöglicht. Damit diese Pendelmigration stattfindet, muss eine diese ermöglichende Infrastruktur, müssen insbesondere Verkehrsverbindungen bestehen. Soziale und kommunikative Strukturen wie das Internet, der Austausch von Videokassetten, CDs und schließlich Grenzen überspannende Projekte, seien diese ökonomischer oder sozialer, öffentlicher oder privater Art, sind weitere Dimensionen transnationaler Räume.

Kannte die traditionelle Migrationsforschung lediglich „ImmigrantInnen", die sich assimilieren (sollen), ‚GastarbeiterInnen', die nur zeitlich begrenzt im Ankunftsland leben und arbeiten und ‚Diaspora-MigrantInnen', die im Einwanderungsland ethnische Minderheiten bilden, so stellt die/der „Transmigrant/in" einen neuen Migrationstyp dar, der, auch ermöglicht durch verbesserte Transport- und Kommunikationsbedingungen in der letzten Dekade des vergangenen Jahrhunderts vermehrt auftaucht. Transmigrationen sind gekennzeichnet durch Pendelwanderungen. Ihr „Lebenshorizont- und Erwerbsverlauf [ist] auf Dauer pluri-lokal innerhalb eines neuen, offenen, hybriden und in gewisser Hinsicht kosmopolitanen Transnationalen Sozialen Raum[es] auf[ge]spannt" (Pries 1997, S. 141).

Nina Glick Schiller, Linda Basch und Cristina Szanton Blanc wird das Konzept der transnationalen Migration zugeschrieben. Sie haben damit unter anderem versucht, die in den klassischen Migrationstheorien vorherrschenden dualistischen Modelle, die von Ein- und Auswanderung sprechen und dafür „push"- und „pull"-Faktoren verantwortlich machen, (s. o.) zu überwinden. Vielmehr betrachten sie die Tatsache, dass Migration

nicht selten mehrere Nationalstaaten überspannt und MigrantInnen mit den unterschiedlichen Räumen in Interaktion stehen und sich auch mehrfach identifizieren. Unter der Perspektive des Transnationalismus-Konzepts wird deutlich, dass in transnationalen Räumen natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeiten weniger klar, eindeutig und singulär sind, sondern Formen der Ambiguität und Gleichzeitigkeit der Differenz finden. Das Konzept – um es abstrakt und allgemein zu formulieren – verteilt Differenz nicht in unterschiedlichen Zeiten und Räumen, sondern ermöglicht Differenz an einem Raum und zu einer Zeit zu erkennen. Damit ist ein analytisch neuer Rahmen zum Verständnis von Migration eröffnet, der sich deutlich absetzt von Migrationsperspektiven, die immer das nationalstaatliche Containermodell (Pries 1997) aufrufen, in dem Nationalstaaten als Behälter gedacht und untersucht werden.

Zudem werden MigrantInnen in der transnationalen Perspektive eher als Subjekte verstanden, die nicht schlicht Spielbälle ökonomischer, politischer und rechtlicher Faktoren sind, sondern Migrationsprozesse aktiv mitbestimmen und in diesem Prozess ihre Identitäten und Zugehörigkeiten mit herstellen; nicht selten allerdings unter prekären Verhältnissen. Den Autorinnen zufolge ist das Überschreiten von symbolischen Grenzen dauerhaft im Alltagsleben, in den Aktivitäten und sozialen Beziehungen von MigrantInnen verankert. Diese „bewegen sich, global wie national, in einem Geflecht hegemonialer Zusammenhänge, die sich auf ihr Bewusstsein auswirken. Zur gleichen Zeit aber geben TransmigrantInnen durch ihre Interaktionen und ihren Widerstand diesen Bedingungen von sich aus neue Formen“ (Glick Schiller, Basch & Szanton Blanc 1992, S. 86).

Die Existenz transnationaler Räume und hybrider Identitäten dokumentiert in gewisser Weise, dass plurale Identitätsformen und Mehrfachzugehörigkeiten unter Bedingungen einer weltumfassenden, die Welt verdichtenden „Schrumpfung“ von Zeit und Raum durchaus ein „Normalfall“ sein kann und zunehmend eingenommen wird und auch eingenommen werden muss (vgl. etwa Hall 1994). Der Fall der Mehrfachzugehörigkeit stellt hierbei eine ernste Herausforderung für nationalstaatliche Gesellschaften und ihre Bildungsinstitutionen dar, vor allem jene Institutionen, die Mühe haben, sich von ihrem nationalen Selbstverständnis zu lösen.

Da in den Alltagspraxen der Migrationsgesellschaft und ihren pädagogischen Orten lebensweltliche Mehrfachzugehörigkeit eine bedeutsame Art und Weise der Selbstpräsentation, der Beziehungsgestaltung und des Weltbezugs, also einen wichtigen Modus der

Bildung und damit der Grundlage von Handlungsfähigkeit darstellt, gewinnt eine Mehrfachzugehörigkeiten sichtbar machende, thematisierende und anerkennende Perspektive an pädagogischem Sinn und Stärke (vgl. Mecheril u.a. 2010; Kap. 7 und Kap. 8).

Hybridität und Mehrfachzugehörigkeiten gehen allerdings mit einigen Problemen einher, die ein unbedachtes Feiern von Hybridität (wie es auf dem Markt der sich vor allem an ein junges Publikum richtenden Journale, Videoclips und Websites geschieht) nicht angeraten erscheinen lassen (vgl. Ha 2005; Mecheril 2009). Hybridität schließt immer an bekannte Muster der Unterscheidungen an und wiederholt diese in einer maskierten Variante.

Anders als die in Videoclips inszenierte Hybridität stellen für nicht wenige Migrationsandere natio-kulturelle Mehrfachverbundenheiten weiterhin nicht schlicht die glückliche Synthese zweier Möglichkeitsräume dar. Vielmehr muss Mehrfachzugehörigkeit auch mit Blick auf politische und kulturelle Zwänge verstanden werden.

Literatur

Adorno, Theodor W. (1977): Zu Subjekt und Objekt, in: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften 10.2: Stichworte. Kritische Modelle 2, Hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt/M.

Adorno, Theodor W. (1994). Negative Dialektik, Frankfurt/M.

Anderson, Benedict (1998): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Berlin: Ullstein.

Apitzsch, Ursula (1999): Traditionsbildung im Zusammenhang gesellschaftlicher Migrations- und Umbruchsprozesse. In: Apitzsch, Ursula (Hg.): Migration und Traditionsbildung. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 7–20.

Beck, Ulrich (2005): Europäisierung . Soziologie für das 21. Jahrhundert. Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung. http://www.bpb.de/popup/popup_druckversion.html?guid=T13BF4 (Recherchedatum 29.08.2009).

Bendel, Petra/Haase Marianne (2008): Warum überhaupt Europa? Bundeszentrale für politische Bildung. www.bpb.de (Recherchedatum 19.07.2009).

Brubaker, Rogers (1994): Staats-Bürger. Deutschland und Frankreich im historischen Vergleich. Hamburg: Junius.

Castro Varela, Maria do Mar (2007): Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und gelehrter Hoffnung. Bielefeld: transcript.

Dittrich, Eckhard/Radtke, Frank.-Olaf (1990): Der Beitrag der Wissenschaften zur Konstruktion ethnischer Minderheiten. In: Dittrich, Eckhard/Radtke, Frank-Olaf (Hg.). Ethnizität. Wissenschaften und Minderheiten. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 11–40.

Esser, Hartmut (2004): Welche Alternativen zur „Assimilation“ gibt es eigentlich? In: Bade, Klaus/ Bommes, Michael (Hg.): Migration-Integration-Bildung. Grundfragen und Problembereiche. Osnabrück, S. 41–59.

Flam, Helena (2007): MigrantInnen in Deutschland: Statistiken – Fakten – Diskurse. Konstanz: UVK.

Freytag, Tatjana (2008): Der unternommene Mensch. Eindimensionalisierungsprozesse in der gegenwärtigen Gesellschaft. Weilerswist: Velbrück.

Glick Schiller, Nina./Basch, Lina/Blanc-Szanton, Cristina (1997): Transnationalismus: Ein neuer analytischer Rahmen zum Verständnis von Migration. In: Kleger, Heinz (Hg.): Transnationale Staatsbürgerschaft. Frankfurt a. M.: Campus, S. 81–107.

Ha, Kien Nghi (2005): Der Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus. Bielefeld: transcript.

Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2, Hamburg: Argument.

Heckmann, Friedrich (1992): Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen. Stuttgart: Enke.

Hettlage-Varjas, Andrea/Hettlage, Robert (1995): Übergangsidentitäten im Migrationsprozeß. Zeitschrift für Frauenforschung, 13/3, 13–26.

Hoffmann-Nowotny, Hans.-Joachim (1973): Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Stuttgart: Enke.

Lutz, Helma (2001): Unterschiedlich verschieden: Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske & Budrich.

Mecheril, Paul (2009): Politik der Unreinheit. Über die Anerkennung von Hybridität. Wien: Passagen.

Mecheril, Paul/Castro Varela, Maria do Mar/Dirim, İnci/Kalpaka, Annita/Melter, Claus (2010). BACHELOR | MASTER: Migrationspädagogik. Beltz: Weinheim.

Motte, Jan./Ohliger, Rainer. (Hg.) (2004): Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstuktion und Erinnerungspolitik. Essen: Klartext.

Pries, Ludger. (1997) Transnationale Soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexico-USA. Zeitschrift für Soziologie 25, 6, S. 456–472.

Pries, Ludger. (2001) Internationale Migration. Bielefeld: transcript.

Pries, Ludger. (2008) Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Rommelspacher, Birgit (2002): Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Campus.

Sassen, Saskia (1996): MigrantInnen, Siedler, Flüchtlinge. Von der Massenauswanderung zur Festung Europa. Frankfurt a. M.: Fischer.

Sassen, Saskia (1997): Die Immigration überdenken: Eine internationale Perspektive, In: Peter Weibel/Slavoj Zizek (Hg.): Inklusion : Exklusion. Probleme des Postkolonialismus und der globalen Migration. Wien: Passagen, S. 107-116.

Treibel, Annette (1999): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit. Weinheim: Juventa.

Zuwanderung, Asyl und Migration als wandelbares Stereotyp

Maria Stopfner

> *„For the most part we do not first see, and then define, we define first and then see. In the great blooming, buzzing confusion of the outer world we pick out what our culture has already defined for us, and we tend to perceive that which we have picked out in the form stereotyped for us by our culture.“*
>
> Walter Lippmann (1922, S. 40)

1. Einleitung

Um im Alltag richtig zu funktionieren, können wir nicht jede Person, jeden Gegenstand oder jedes Ereignis in seiner Einzigartigkeit für sich interpretieren (vgl. Tannen 1993). Und so bringen wir Ordnung in die unüberblickbare Vielfalt, indem wir die Menschen, Dinge und Situationen, denen wir begegnen, vereinfachend zusammenfassen und mit einer Wertung versehen, die spätere Entscheidungen erleichtern und beschleunigen soll (vgl. Quasthoff 1973). Ein Großteil des gesamtgesellschaftlichen Wissens ist auf diese Weise gespeichert (vgl. Sacks, zit. in: Kesselheim 1998) und steuert meist unbewusst unsere Wahrnehmung und unser Verhalten (vgl. Ebert/Piwinger/Henneke 2007). Die zugrundeliegenden Muster und Konzepte werden von Kindesbeinen an erlernt (vgl. Veith 2005) und besitzen soziale Geltung (vgl. Klein 1998), sodass wir uns unserem Kulturkreis entsprechend im täglichen Leben zurechtfinden, denn mit den Mustern und Konzepten sind auch Einschätzungen von Gut und Böse, von Rechten und Pflichten verbunden (vgl. Heinemann 1998). Unter der Bezeichnung *Stereotyp* sind diese kognitiven sozialen Muster und Konzepte aufgrund ihrer Starrheit und ihrer einfachen, emotionsbeladenen Anschaulichkeit, mit denen sie das Aufnehmen neuer, nicht den internalisierten Erwartungen entsprechender Information erschweren (vgl. Sekulski 1998), vor allem in Hinblick auf Personen- und Gruppenurteile zunehmend in Verruf geraten.

Im Gegensatz zum Großteil der Arbeiten zum Thema sieht sich der vorliegende Beitrag der ursprünglichen Konzeption Walter Lippmanns (1922) verpflichtet und geht von einem wertneutralen Stereotyp-Begriff aus, der klar vom Vorurteil abzugrenzen ist (vgl. Heinemann 1998). Gleichzeitig wird die ebenfalls durch die alltagssprachliche begriffliche Nähe zum Vorurteil bedingte Einschränkung auf Personen(gruppen) ausgeweitet auf die mit einem bestimmten Schlagwort verbundenen stereotypen Deutungsmuster. Die Analyse nimmt hier Anleihe am weit gefassten Ansatz von Hilary Putnam, wie er auch in weiterentwickelter Form in den idealisierten kognitiven Modellen von George Lakoff wiederzufinden ist (vgl. Schmid 2002).

Im Zentrum der Analyse stehen die stereotypen Konzepte rund um die Schlagwörter *Zuwanderung*, *Einwanderung*, *Asyl* und *Migration*, die als „Kristallisationspunkte" (vgl. Edelman 1976, S. 153) für unterschiedliche politische Anschauungen zunehmend an gesellschaftlicher Brisanz gewinnen und auf die, den jeweiligen Zielen entsprechend, bewusst Einfluss genommen wird. Bei der Ausbildung von Stereotypen spielen dabei die Medien in zweifacher Hinsicht eine besondere Rolle: Einerseits dienen sie als Forum für den gesamtgesellschaftlichen Diskurs dazu, die stereotypen Konzepte öffentlich auszuhandeln, andererseits sind sie gleichzeitig auch Plattform und Multiplikator für die in ihnen vorgeschlagenen stereotypen Zuschreibungen (vgl. Stopfner/Vorhofer 2010). Vor allem dort, wo noch keine stereotypen Vorlagen ausgebildet sind, sich diese noch nicht verfestigt haben oder sie aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen wieder ins Wanken geraten (vgl. Fick 2009), gewinnen medial transportierte Muster als Interpretationsvorschläge mit Autoritätscharakter an Bedeutung.

2. Das Stereotyp am Knotenpunkt zwischen Sozial- und Geisteswissenschaft

Die Geburtsstunde des *Stereotyps*, so wie wir es heute kennen, lässt sich auf das Jahr 1922 datieren, als der Publizist Walter Lippmann in seinem Grundlagenwerk *Public Opinion* den Ausdruck aus der Druckersprache für fest verbundene Drucktypen auf „kulturell vorgeprägte Einstellungen, Meinungen oder Überzeugungen" (Grzybek, zit. in: Pümpel-Mader 2010, S. 9) übertrug. Der neugefundene Terminus wurde in den darauffolgenden Jahrzehnten von verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschungsrichtungen aufgegriffen und für sich adaptiert (vgl. Pümpel-Mader 2010). Dabei wurden zwei unterschied-

liche Pfade eingeschlagen: Ein Forschungsstrang rückte das Stereotyp in die Nähe des Vorurteils und suchte fortan nach sprachlichen Formen, in denen sich die mit Personen und Gruppen verknüpften (negativen) Einstellungen und Wertungen materialisieren (vgl. Klein 1998). In dieser Tradition steht bis heute ein Großteil der Forschung zum Stereotyp, so etwa Uta Quasthoffs wegweisendes, sprachwissenschaftliches Werk *Soziales Vorurteil und Kommunikation* (vgl. Quasthoff 1973) oder Teun van Dijks Arbeiten zu ethnisch motivierten Vorurteilen (vgl. van Dijk 1984, 1987). Die folgende Definition von Maria Pümpel-Mader bringt die Quintessenz dieser Forschungstradition beispielhaft auf den Punkt: „Das Stereotyp umfasst, wenn es auf Menschen bezogen ist, einen Sachverhalt, in dem in ungerechtfertigter Weise Personengruppen verallgemeinernd, bewertend (meist pejorativ) und vereinfachend Eigenschaften zugeordnet werden" (Pümpel-Mader 2010, S. 10).

Der zweite, weitaus weniger häufig verfolgte Traditionsstrang blieb dem ursprünglichen Konzept Lippmanns treu und behielt den weit gefassten und weitgehend wertneutralen Stereotyp-Begriff bei. Dazu Josef Klein: „Während im kritischen Gebrauch des Stereotypbegriffs neben den Wahrheitsdefiziten und der Undifferenziertheit von Stereotypen vor allem die Ungerechtigkeit und die damit – u. U. bis zur rassistisch motivierten Vernichtung – verbundenen Konsequenzen *für die stereotypisierten Personen(gruppen)* betont werden, wird in der neutralen oder positiven Verwendung des Stereotypbegriffs vor allem die kognitive Entlastungsfunktion hervorgehoben, die Stereotype als Modi der Kategorisierung der Welt *für die stereotypisierenden Subjekte* erfüllen" (Klein 1998, S. 26).

Die wertfreie Verwendung des Begriffs findet sich auch bei Hilary Putnam, der neben Lippmann als einer der wichtigsten Ahnherren der Stereotypenforschung gilt. Speziell für die vorliegende Arbeit von Interesse ist, dass das Stereotyp bei Putnam weit über den Bereich der Personen bzw. Personengruppen hin ausgeweitet wird und als alltagssprachliches Modell auf alle Wörter, die natürliche Klassen bezeichnen, angewendet wird (vgl. Klein 1998). Für Putnam übernimmt das Stereotyp die Funktion einer „Kategorie sozialer Geltung" (Klein 1998, S. 32), die die möglicherweise unzutreffenden Annahmen der Sprachgemeinschaft umfasst, „wie ein X aussehe, was es tue oder […] sei" (Putnam, zit. in: Pümpel-Mader 2010, S. 11). Damit befindet sich das Stereotyp in einem Naheverhältnis zur Prototypensemantik, wie sie von Eleanor Rosch begründet wurde. Die Prototypensemantik kreist um die Frage, wie Kategorien als „the main way we make sense of experience" (Lakoff, zit. in: Kleiber 1993, S. 4) gebildet und organisiert werden. Der Prototyp steht dabei als bestes, weil allgemein anerkanntes und repräsentativstes Exem-

plar im Zentrum der Kategorie bzw. der Kategorisierung und ist damit auch Kernstück der (ursprünglichen) Theorie (vgl. Kleiber 1993).

Da viele der Merkmale, die Putnam für das Stereotyp heranzieht, auch für den Prototyp gelten, stellt sich die Frage, ob die beiden Theorien nicht ohnehin gleichzusetzen sind. Manche der ursprünglichen Bedingungen Putnams werden seitens der Prototypensemantik jedoch abgelehnt (vgl. Kleiber 1993), so etwa die bedeutungskonstituierende Rolle des Expertenwissens oder die semantischen Marker, die Putnam selbst später revidierte (vgl. Klein 1998). Weit wichtiger hingegen sind die unterschiedlichen Sichtweisen, die sich nach Geeraerts in den beiden Ansätzen ausdrücken: „Stereotype beschreiben soziale Konventionen, Prototypen hingegen die psychologischen Prinzipien der begrifflichen Ökonomie, die die semantische Kategorisierung beeinflussen" (Geeraerts, zit. in: Kleiber 1993, S. 47f.). Der Stereotyp-Begriff profitiert dabei von den Erkenntnissen des Prototypenansatzes insofern, als das Stereotyp nun ähnlich dem Prototyp nicht mehr als Summe der Einzelkomponenten, sondern als (mentale) Ganzheit aufgefasst wird (vgl. Klein 1998). Sowohl der Stereotypenansatz von Putnam als auch der ursprüngliche Prototypenansatz von Rosch leiten dabei über zu den Positionen, wie sie von der kognitiven Linguistik später vertreten werden (vgl. Konerding 2001).

Kognition definiert sich über „die konsensuellen Wahrnehmungs-, Verhaltens- und Handlungsschemata einer sozialen Praxis" (Konerding 2001, S. 158), d.h. überspitzt gesagt, im Alltag geht es weniger um Erkenntnis, als vielmehr darum, die richtige Wahl aus verschiedenen sozial sanktionierten Handlungsmustern zu treffen (vgl. Konerding 2001). Eines der prominentesten kognitiven Modelle in der Bugwelle der Prototypensemantik ist das Konzept der Idealisierten Kognitiven Modelle (Idealized Cognitive Models) von George Lakoff (1987). Idealisierte kognitive Modelle sind die Vorlagen, entlang derer unser Wissen organisiert wird und neue Erfahrungen eingeordnet werden (vgl. Kleiber 1993). Stereotype stellen in diesem Modell als soziale Stereotype die Subkategorie einer lexikalisierten Kategorie dar, die all jene idealisierten kognitiven Modelle umfasst, die „die Mitglieder der Kategorie hinsichtlich zentraler Aspekte bzw. kontextrelativ hervortretender Eigenschaften konsensgestützt charakterisieren" (Konerding 2001, S. 163) und die damit die Normalerwartung repräsentieren (1987). Lakoff unterscheidet hier ähnlich wie Konerding zwischen weiten Stereotypen, wie Lippmann sie versteht, und spezielleren Stereotypen, wie sie vor allem in den Sozialwissenschaften vertreten werden (vgl. Konerding 2001).

Der vorliegende Beitrag übernimmt nun bis zu einem gewissen Grad die Unterschei-

dung in spezielle und weite Stereotype, verdankt seine grundsätzliche Anwendung auf Medientexte jedoch den Annahmen Schmids, der Stereotype als Wissensstrukturen definiert, die einerseits „Eigenschaften von Prototypen kognitiver Kategorien in normalen Kontexten repräsentieren“ (Schmid 2002, S. 293) und die andererseits von den Mitgliedern der Sprachgemeinschaft geteilt werden, wobei die mit einem Wort assoziierten Stereotype ausschließlich auf Konventionen beruhen und somit durchaus inkorrekt sein können (vgl. Schmid 2002). Zudem lässt das Stereotyp mehrere Anschlussstellen erkennen, an denen sich ein Brückenschlag zwischen geistes- und sozialwissenschaftlichen Ansätzen anbietet (vgl. Konerding 2001). Dies ist ganz besonders dort der Fall, wo, wie dies Josef Klein (1998) vorschlägt, als Alternative zum lexikonorientierten Ansatz der Frame-Begriff als Ausgangspunkt für die Beschreibung von stereotypen Konzepten gewählt wird.

Frames werden in der Forschung entweder in Linie mit den Arbeiten von Gregory Bateson (1972), Erving Goffman (1974) oder Deborah Tannen (1993) als metakommunikative Anleitungen verstanden, wie Gesagtes oder Getanes richtig zu verstehen sei (vgl. MacLachlan/Reid 1994), oder aber sie werden in der Tradition Marvin Minskys (1975) als „organised bundles of world knowledge“ (MacLachlan/Reid 1994, S. 72) definiert und damit zu einem fruchtbaren Modell für die Analyse von sozialen Stereotypen, „[which] tend to combine perceived equivalence, background knowledge and category labels in ways which are readily transmitted to other members of society, especially those, who hold the same values and (especially) group memberships as the perceiver“ (McGarty 2002, S. 18). Dieses letzte Modell stammt ursprünglich aus der Artificial Intelligence Forschung und dient dort der ökonomischen Repräsentation von komplexen Wisseneinheiten. Das Modell wurde daraufhin auch für die Linguistik brauchbar gemacht und zwar, so Klein, in erster Linie, um eine Brücke zwischen sprachlich-semantischem Wissen und Weltwissen zu schlagen (vgl. Klein 1998). Für den Frame-Ansatz werden nämlich auch all jene Wissenselemente in die Lexembeschreibung aufgenommen, die in Texten aufgrund ihrer Selbstverständlichkeit nicht explizit angeführt werden, sondern als „Selbstverständlich-Mitzudenkendes“ (defaults) implizit bleiben können (Klein 1998, S. 38f.). Van Dijk definiert das Verhältnis von Frame und Begriff wie folgt: „We propose that frames define units of chunks of concepts which are not essentially, but ‚typically‘ related“ (van Dijk, zit. in: Wegner 1985, S. 39). Für Charles Fillmore ergibt sich der situationsgerechte Sinn eines Wortes damit erst aus dem Kontext (scene) heraus, in den das Wort eingebettet ist (vgl. Fillmore, zit. in: MacLachlan/Reid 1994). „Scenes will thus trigger associated frames (or linguistic choices) and vice versa“ (MacLachlan/Reid 1994,

S. 74). Frames basieren auf typischen Inhaltskategorien (slots), die wiederum typische Realisierungen (filler) enthalten (vgl. Klein 1998). Sie umfassen etwa zu erwartende Ursachen und Folgen sowie andere typische Komponenten von Handlungen oder Ereignissen, wie etwa Zeit und Ort (vgl. van Dijk, zit. in: Wegner 1985). Damit stellt der Frame-Ansatz ein brauchbares Modell für die Beschreibung stereotyper Muster zur Verfügung. Denn das eigentliche Stereotyp ist weder Träger noch das zugesprochene Merkmal, sondern, so Pümpel-Mader, die Verbindung aus Träger und Merkmal, die auf der abstrakteren Ebene der Makro-Propositionen zu finden ist (vgl. Pümpel-Mader 2010), die wiederum als konkrete Füllung spezifischer Slots der übergeordneten Frames angesehen werden können.

Konerding versucht nun, möglichst viele Frame-relevante Inhaltskategorien als mögliche Wissensdimensionen zusammenzutragen, indem er eine Liste von Fragen erstellt, die mit dem Frame-tragenden Konzept sinnvoll verbunden werden können (vgl. Konerding, zit.in: Klein 1998). Dabei zeigt sich speziell in Zusammenhang mit Personen-Frames, dass der Katalog aus relevanten Fragen bzw. Antworten sehr kurz ausfällt (vgl. Klein 1998). Mit anderen Worten: Bei sozialen Personenstereotypen wird die Bedeutung innerhalb der Kommunikationsgemeinschaft auf einige wenige, entscheidende Aspekte reduziert, etwa auf die Frage der Religion (vgl. Klein 1998). So kann van Dijk den Fragenkatalog in Zusammenhang mit ethnischen Stereotypen auf fünf Kategorisierungsaspekte reduzieren, die als Slots fungieren und mit stereotypen Eigenschaften gefüllt werden: nationale Herkunft bzw. Aussehen, sozioökonomischer Status, soziokulturelle Normen und Werte (Religion, Sprache etc.), typische Handlungen und zugeschriebene Charaktereigenschaften (Intelligenz etc.) (vgl. van Dijk 1984). Auf ähnliche Weise definiert Klein Aussehen, ökonomischer Status, Verhalten, Charakter, Quantität und Sprache als relevante Slot-Kategorien in Zusammenhang mit Personenstereotypen (vgl. Klein 1998). Die einzelnen Merkmale treten je nach Kontext einmal mehr, einmal weniger zu Tage, sodass gegenteilige Erfahrungen als Ausnahme der Regel verstanden werden und an den zugrundeliegenden Konzepten kaum rütteln (vgl. Sekulski 1998). Die stereotypen Filter, die bei der Kategorisierung von Personengruppen aktiviert werden, dürften, so Klein, weitgehend von außersprachlichen Faktoren beeinflusst sein (vgl. Klein 1998, S. 41). Ein wichtiger Faktor dabei ist die Interpretationswelt der Medien.

Ein weiteres sozialwissenschaftliches Modell, das für die vorliegende Untersuchung von spezieller Bedeutung sein wird, findet sich bei Bertram Scheufele (2003) und Urs Dahinden (2006). Ihr Frame-Ansatz wird auf die Darstellungs- und Interpretationswel-

ten der Medien angewandt und verkörpert hier jene interpretativen Zusammenhänge, in die die aufgegriffenen Themen durch die Berichterstattung wiederholt gestellt werden. Indem die Medien immer aus einer gewissen Perspektive, d.h. den Nachrichtenwerten entsprechend, argumentieren, werden bestimmte Aspekte stets in den Vordergrund gerückt, während andere in den Hintergrund treten oder gänzlich wegfallen (vgl. Bonfadelli et al. 2010). „Within the scope of the news, this construct can be considered as a latent message from the journalist oriented towards the receiver, representing a suggestion or a stimulus to understand the news message in accordance with the idea expressed through the frame" (van Gorp 2005, S. 487). Gerade an diesem Punkt, wo die Medien im Sinne von Medien-Frames prominent über ein Thema berichten und es gleichzeitig immer auf die gleiche Weise darstellen, lässt sich der Übergang zu den stereotypen kognitiven Wissensframes sprachwissenschaftlicher Prägung bewerkstelligen. „Durch kumulative, konsonante Berichterstattung werden Schemata wiederholt aktiviert und damit zu stabilen Aktivationsmustern, die bei späteren Urteilen leicht zugänglich sind" (Scheufele 2003, S. 80). Hier können langfristig stereotype Klassifizierungen, Bewertungen und Entscheidungen beeinflusst werden (vgl. Scheufele 2003), d.h., sozialwissenschaftliche Medien-Frames können im Sinne wiederkehrender medialer Darstellungsmuster zur kognitiven Frame-Vorlage für die Ausbildung sozialer Stereotype werden.

Der vorliegende Beitrag nimmt diesen Gedanken auf und sucht nach wiederkehrenden Berichterstattungsmustern im Zusammenhang mit Ein-/Zuwanderung, Asyl und Migration. Die bei der Analyse angelegten Medien-Frames reduzieren den stilisierten Interpretationsrahmen sozialwissenschaftlicher Prägung (vgl. van Gorp 2005) auf typische Themen- und Eigenschaftszuschreibungen, womit der Frame-Gedanke wieder auf die kognitiven Kategorienraster im Sinne van Dijks (1984) und Kleins (1998) zurückgeführt wird.

3. Methode

Um etwaige Veränderungen in den medialen Darstellungsmustern in Folge des politischen Richtungswechsels der ÖVP empirisch belegen zu können, wurden zwei Untersuchungszeiträume definiert. Der erste Untersuchungszeitraum (UZR I) dient dabei als Nullmessung und wurde als künstliches Monat (stratifiziertes Randomsample) aus dem Zeitraum von 1. Juli 2009 bis 30. Juni 2010 generiert. Der zweite Untersuchungszeitraum (UZR II) umfasst die (natürliche) Woche von 25. Juli 2010 bis 1. August 2010 und deckt

damit die Berichterstattung nach dem Presse-Interview mit Außenminister Michael Spindelegger ab. Das relevante Mediensample setzt sich aus Medien zusammen, die aufgrund ihrer Markt- und Reichweitenbedeutung für Tirol ausgesucht wurden. Für die tagesaktuelle Berichterstattung wurden die *Tiroler Tageszeitung*, die Tiroler Ausgabe der *Kronen Zeitung* und *Der Standard* ausgewählt. Im Bereich der Wochenmagazine wurden die *Ganze Woche*, *News*, *Profil* sowie die *Tiroler Bezirksblätter* in die Untersuchung aufgenommen.

Die Analyse, die durch das MediaWatch Institut für Medienanalysen GmbH, einem Unternehmen der APA-Gruppe, durchgeführt wurde, fußt auf 338 relevanten Beiträgen in den genannten Printmedien. Als Kriterium für die Aufnahme eines Beitrags in die Analyse dient die Präsenz eines der Schlagwörter *Ein-/Zuwanderung, Asyl* oder *Migration*, wobei auch Komposita (*Asylfrage* etc.), Ableitungen (*Asylant* etc.) und Verbalisierungen (*einwandern, zuwandern* etc.) als relevante sprachliche Repräsentationen mit in die Untersuchung aufgenommen wurden. Neben der rein quantitativen Erhebung der jeweiligen Beitragsanzahl für das entsprechende Schlagwort wurden auch die mit dem jeweiligen Schlagwort assoziierten Themen- und Eigenschaftszuschreibungen als inhaltlich-qualitative Elemente entlang der methodischen Richtlinien für (sozialwissenschaftliche) Medieninhaltsanalysen erfasst (vgl. Früh 2004).

4. Das Schlagwort als wandelbares Stereotyp

Der Wortschatz einer Gesellschaft lässt sich als eine Sammlung konventionalisierter Konzepte begreifen, mit denen bestimmte Begriffe und Ausdrücke verbunden sind, aus denen der jeweilige Sprecher/die jeweilige Sprecherin auswählen kann (vgl. Bachem 1979). Die mit den Begriffen verbundenen Urteile werden automatisch mit den Wörtern abgerufen (vgl. Bachem 1979) und „bestimmen so die sozialen Entscheidungen des Sprachbenutzers u.U. stärker als rationale und voll bewusste Denkvorgänge" (Bachem 1979, S. 44). Wer Wörter für die Begriffe findet und die Dinge „benennt, beherrscht sie. Definitionen schaffen ‚Realitäten'. Wer definiert, greift aus der Fülle möglicher Aspekte einen heraus, natürlich denjenigen, der ihm wichtig erscheint" (Greiffenhagen 1980, S. 12). Vor allem im Umfeld der Politik wird Nutzen aus diesem Umstand geschlagen, indem Schlüsselwörter Programme und Positionen an prominenter Stelle schlaglichtartig verdichten und gleichzeitig durch wiederholte Verwendung sprachlich wie auch gesellschaftspolitisch entsprechend verankern (vgl. Liedtke 1996). Oberstes Handlungsziel ist dabei immer die

Erzeugung von Zustimmungsbereitschaft bei den relevanten Adressaten/Adressatinnen, um diesen „bestimmte Auffassungen nahezubringen, sie zu bestimmten Überzeugungen zu bringen, bestimmte Einstellungen zu induzieren etc" (Liedtke 1996, S. 6). Um dieses Ziel zu erreichen, muss abgewogen werden, welche sprachlichen Mittel sich am besten dazu eignen (vgl. Liedtke 2002).

Ein wichtiges Instrument im Buhlen um die Zustimmungsbereitschaft des Wählers/der Wählerin ist das Schlagwort. Das Schlagwort steht nach Dieckmann „im politisch-emotionellen Kräftefeld des Meinungsstreites" (Dieckmann 1964, S. 79) und wird „durch angelagerte Begleitgefühle charakterisiert" (Dieckmann 1964, S. 79). Es dient der politischen Beeinflussung, indem es Denken, Gefühle und Verhalten kanalisiert (vgl. Klein, zit. in: Hombach 1991) und zur Meinungsbildung bzw. Meinungsänderung der Öffentlichkeit beiträgt (vgl. Dieckmann 1980). Schlagwörter besitzen über ihren Nennwert hinaus einen programmatischen Inhalt, der ihnen eine „agitatorische Funktion" im gesellschaftspolitischen Kräftemessen zuweist (vgl. Ickler 1988). Sie erhalten ihre zentrale Position in der politischen Kommunikation dadurch, dass „die konfligierenden Interessengruppen mit ihnen angestrebte oder bereits realisierte politische Leitgedanken, Programme und Ziele ‚auf den Begriff' bringen und Problemverhalte aus ihren verschiedenen Perspektiven heraus beleuchten" (Böke 1996, S. 32). Sie sind somit sprachliche Kristallisationspunkte, an die unterschiedliche, den politischen Anschauungen entsprechende soziale Stereotype im Sinne kognitiver Interpretationsmuster angeschlossen sind. Daher gilt vor allem im Umfeld politischer Ziele und Intentionen: „Die Sprache *spiegelt* nicht eine objektive ‚Realität', sondern *schafft* sie, indem sie von einer komplizierten und verwirrenden Welt bestimmte Wahrnehmungen abstrahiert und sie zu einer Sinnstruktur organisiert" (Edelman 1980, S. 39). Dieser Vorgang, so ist die Annahme, geschieht in der Politik durchaus bewusst und beabsichtigt (vgl. Liedtke 1996). „Schließlich ist derjenige politisch im Vorteil, der eine Alternative formuliert. Mit ihr können alle anderen Möglichkeiten, ein Problem zu sehen oder zu lösen, abgeblendet werden" (Greiffenhagen 1980, S. 13). Das Schlagwort ist dabei Dreh- und Angelpunkt, denn „wer es zur rechten Zeit findet oder erfindet, kann Gefolgschaft finden, die Richtung von Wahlkämpfen bestimmten, dem Gegner schweren Schaden zufügen" (Greiffenhagen 1980, S. 13).

Inwieweit politische Begriffs- und Deutungskonzepte Einfluss auf die Darstellungswelt der Medien besitzen, zeigte sich Ende Juli 2010, als sich Außenminister Michael Spindelegger von der Österreichischen Volkspartei in einem Interview mit der Presse plötzlich offen für mehr Zuwanderung aussprach: „Wir brauchen den aktiven, gezielten

Prozess der Zuwanderung, weil unsere Gesundheits- und Sozialsysteme sonst nicht überlebensfähig wären" (Die Presse.com, 24.7.2010). Das Interview läutete nicht nur eine Trendwende in der österreichischen Migrationspolitik ein, sondern veränderte auch, wie

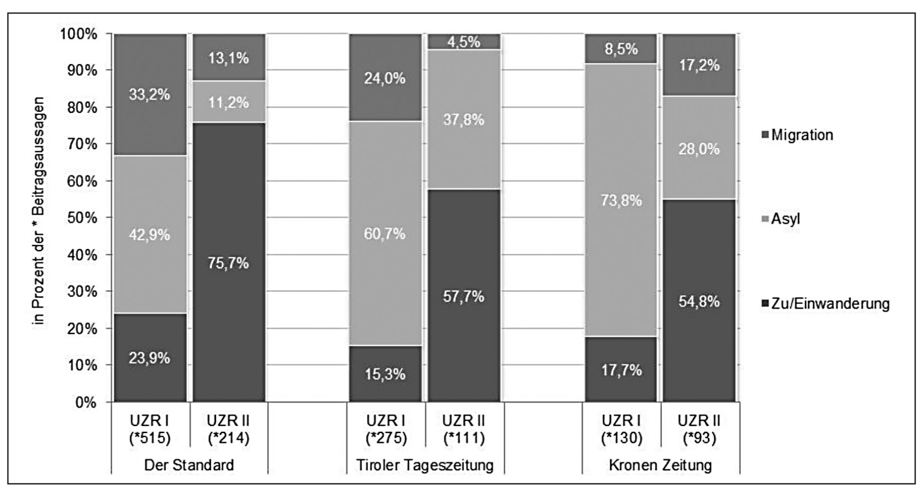


Abbildung 1: Anteil der tagesaktuellen Printmedien-Beiträge, die auf Ein-/Zuwanderung, Asyl oder Migration verweisen, vor (UZR I) und nach (UZR II) dem Presse-Interview mit Außenminister Michael Spindelegger (ÖVP) (Quelle: MediaWatch, Inhaltsanalyse Ein-/Zuwanderung, Asyl und Migration in Mehrheits- und Ethnomedien)

sich aus Abbildung 1 erkennen lässt, den bis dato vorherrschenden öffentlichen Mediendiskurs zum Thema.

Überwogen im Jahr zuvor die Beiträge zu *Asyl* bisweilen deutlich jene zu *Ein-/Zuwanderung* und *Migration* – in der Tiroler Ausgabe der Kronen Zeitung wird in etwa drei Viertel der Beiträge auf das Schlagwort *Asyl* verwiesen –, so schnellt der Anteil der Beiträge zu *Ein-/Zuwanderung* in der Woche nach dem Interview mit Michael Spindelegger in die Höhe, worin sich wie bereits in anderen Studien zum Thema die Bedeutung spezifischer Ereignislagen und politischer Agenden für die mediale Debatte bestätigt (vgl. Ruhrmann/Demren 2000).

Um der Öffentlichkeit bestimmte Anschauungen nahezulegen, wird einerseits aus dem breiten Angebot an möglichen Ausdrücken geschöpft, andererseits wird auch aktiv in deren Bedeutung eingegriffen (vgl. Volmert 1989). Mit anderen Worten: Ein Wort ist nicht von sich aus Schlagwort, sondern wird zum Schlagwort gemacht (vgl. Ickler 1988) bzw. wird als solches gebraucht (vgl. Dieckmann, zit. in: Heusinger 2004). Das „Etiket-

tierungshandeln in öffentlicher Rede“ (Volmert 1989, S. 78) verändert die semantische Struktur, indem bestimmte Merkmale hervorgehoben, hinzugefügt oder unterdrückt werden (vgl. Volmert 1989). Dies gelingt über wiederholte spezifische Kontextualisierung, d.h., es wird Einfluss auf den unmittelbaren sprachlichen Kontext genommen, in dem der relevante Ausdruck verwendet und geprägt wird (vgl. Böke 1996). Indem das betreffende Wort wiederholt mit bestimmten (positiv oder negativ gewerteten) Ausdrücken in Verbindung gebracht wird, werden entsprechende Assoziationen aufgebaut und eingeschliffen (vgl. Böke 1996). Die Definition des Bedeutungshorizonts von *Zu-/Einwanderung*, *Asyl* und *Migration* erfolgt demnach über den Kontext, in den die Wörter wiederholt gestellt werden. „Die so kommentierten Konzepte (= in den Wörtern enthaltenen Wirklichkeitsmodelle)“ (Bachem 1979, S. 48) sollen daraufhin „zu selbstverständlichen *Werkzeugen der individuellen Weltorientierung* werden“ (Bachem 1979, S. 48).

Die Stereotypensemantik ist nun durch das Bemühen gekennzeichnet, „gesellschaftlich determinierte mentale Repräsentationen zu erfassen, die den Bedeutungen und somit dem Verständnis und der Verwendung alltäglicher Begriffe zugrunde liegen“ (Schmid 2002, S. 291). Dabei besitzen wir mehr stereotype Konzepte, als wir im Alltag wirklich verwerten, etwa auch von Ländern und historischen Ereignissen (vgl. Heinemann 1998). Stereotype Muster und Konzepte entstehen, indem Merkmale generalisiert und gegenüber anderen Sachverhalten abgegrenzt werden (vgl. Klein 1998). „Eine neue Dimension erhalten Stereotype, wenn sie mit diesen internalisierten Bildern auch Einstellungen verbinden, die zu Handlungen führen“ (Heinemann 1998, S. 8), d.h. dann, wenn sich mit den stereotypen Bildern im Kopf auch Vorstellungen von Gut und Böse, von Richtig und Falsch verbinden (vgl. Heinemann 1998), wie dies etwa bei Schlagwörtern bewusst intendiert ist. Mit anderen Worten realisieren sich in den Schlagwörtern je nach (politischer) Intention und Prägung unterschiedliche stereotype Muster und Konzepte, die über spezifische Kontextualisierung im Sinne bewussten Framings im öffentlichen Diskurs, d.h. realiter über die Medien, zur Verhandlung gestellt und gleichzeitig verankert werden. Dabei wurden *Ein-/Zuwanderung*, *Asyl* und *Migration* als Schlagwort in den beiden Untersuchungszeiträumen medial wiederholt in den Kontext der folgenden Themen eingebettet (vgl. Abbildung 2).

Zu-/Einwanderung			
Untersuchungszeitraum I		**Untersuchungszeitraum II**	
Migrationsspezifische Themen	33,9%	Migrationsspezifische Themen	32,9%
Strategie und Stil der pol. Öffentlichkeitsarbeit	8,9%	Arbeitsmarkt	17,1%
Bildung	8,9%	Strategie und Stil der pol. Öffentlichkeitsarbeit	13,6%
Religion	7,5%	Zustand der Gesellschaft	6,1%
Zustand der Gesellschaft	6,8%	Interessenpolitisches	4,6%
Asyl			
Untersuchungszeitraum I		**Untersuchungszeitraum II**	
Migrationsspezifische Themen	56,3%	Migrationsspezifische Themen	50,5%
Innere Sicherheit	5,5%	Innere Sicherheit	14,3%
Wahlen, Abstimmungen, Plebiszite	4,3%	Kunst/Kultur	7,6%
Strategie und Stil der pol. Öffentlichkeitsarbeit	4,2%	Strategie und Stil der pol. Öffentlichkeitsarbeit	6,7%
EU - Europapolitik	3,4%	Soziales	2,9%
		Wahlen, Abstimmungen, Plebiszite	2,9%
Migration			
Untersuchungszeitraum I		**Untersuchungszeitraum II**	
Migrationsspezifische Themen	38,9%	Migrationsspezifische Themen	31,4%
Bildung	11,1%	Arbeitsmarkt	11,8%
Strategie und Stil der pol. Öffentlichkeitsarbeit	6,0%	Religion	7,8%
Zustand der Gesellschaft	5,7%	Zustand der Gesellschaft	7,8%
Arbeitsmarkt	4,9%	Wirtschaft/Wettbewerb/Markt	5,9%

Abbildung 2: Anteil der mit Ein-/Zuwanderung, Asyl und Migration assoziierten Themen
(Quelle: MediaWatch, Inhaltsanalyse Ein-/Zuwanderung, Asyl und Migration in Mehrheits- und Ethnomedien)

Seit den 1970er-Jahren haben diverse Studien immer wieder gezeigt, dass die Lebensumstände von Migrantinnen und Migranten in den Medien nur eingeschränkt und weitgehend undifferenziert wiedergegeben werden, wodurch die bestehenden stereotypen Zuschreibungen weiter tradiert werden (vgl. Ruhrmann/Sommer 2005). Dabei bestätigt sich auch für die ausgewählten Tiroler Medien, dass im Zuge der stärkeren öffentlichen Debatte zum Thema Migration auch vermehrt migrationsspezifische Themen Eingang in die Berichterstattung finden (vgl. Krüger/Erk 2005). So finden sich bei jedem der drei Schlagwörter in beiden Untersuchungszeiträumen migrationsspezifische Themen an der Spitze der mit dem jeweiligen Schlagwort assoziierten Themen. Vor allem in Zusammenhang mit *Asyl* legen mehr als die Hälfte der analysierten Beiträge den Schwerpunkt auf migrationsspezifische Themen, was im relevanten Untersuchungszeitraum neben dem

Verweis auf statistische Daten und Fakten vor allem auf der vermehrten Berichterstattung zu Erstaufnahmezentren fußt, deren Planung und Bau vor allem im ersten Halbjahr 2010 auch in Zusammenhang mit bevorstehenden Landtagswahlen den inhaltlichen Schwerpunkt der politischen Debatte bildeten. Durch den Fokus auf migrationsspezifische Themen im Sinne der spezifischen Lebenssituation von Asylantinnen und Asylanten wird eine Alltagsrealität heraufbeschworen, die nur geringe Ähnlichkeit mit der Lebenswelt der Österreicherinnen und Österreicher aufweist. Die stereotype Parallelwelt der Asylheime, die die Gesamtbevölkerung meist nur indirekt über die Medien einsieht, begünstigt jedoch die Ausbildung von Stereotypen. Dazu Ortner: „Die Voraussetzung für die Ausbildung von Vorurteilen gegenüber Migranten bildet die Einteilung aller in einer Gesellschaft lebenden Menschen in In- und Ausländer. Diese beruht auf einer Wahrnehmung, die Differenzen betont, Ähnlichkeiten oder gemeinsame Interessen vernachlässigt und dadurch Identifikation mit den ‚Anderen' verhindert" (Ortner 2007, S. 7).

Die in mehreren inhaltsanalytischen Arbeiten zum Thema beobachtete Tendenz, Migration vermehrt in Zusammenhang mit Kriminalität und Verbrechen zu setzen (Vgl. Hefner/Klimmt/Daschmann 2007), lässt sich in der vorliegenden Untersuchung nur in Verbindung mit dem Schlagwort *Asyl* verfolgen. Hier sind Aussagen zur inneren Sicherheit des Staates hinter migrationsspezifischen Themen am häufigsten zu finden, während entsprechende Assoziationen im Kontext von *Ein-/Zuwanderung* und *Migration* weitgehend fehlen. Das Thema der inneren Sicherheit spitzt sich in Zusammenhang mit *Asyl* im zweiten Untersuchungszeitraum in der Woche nach dem Interview mit Michael Spindelegger noch weiter zu, indem die Themenlandschaft rund um *Asyl* weitgehend auf migrationsspezifische und sicherheitspolitische Aspekte reduziert wird. Im gleichen Zeitraum erfährt das Schlagwort *Ein-/Zuwanderung* eine Fokussierung in Richtung Arbeitsmarkt, ein Themenbereich, der noch im Jahr zuvor im Vergleich zu Bildung und Religion weitgehend unberücksichtigt blieb. Ähnliches gilt für *Migration*, wo ähnlich der Entwicklung für *Ein-/Zuwanderung* bildungspolitische Themen von Arbeitsmarktfragen in der Häufigkeit ihrer Assoziation mit dem Schlagwort abgelöst werden. Es lässt sich also eine bipolare Reduzierung des Assoziationsspielraums erkennen, der *Ein-/Zuwanderung* sowie *Migration* vermehrt in Zusammenhang mit arbeitsmarktpolitischen Themen bringt und *Asyl* eher in Richtung sicherheitspolitischer Fragestellungen rückt. Dies entspricht dem grundsätzlichen Wesen von Schlagwörtern, denn in ihnen „werden die Programme kondensiert; sie erheben Relatives zu Absolutem, reduzieren das Komplizierte auf das Typische, Überschaubare, Einfach-Gegensätzliche und bilden dadurch bipolare

Wortschatzstrukturen aus; sie binden das Abstrakt-Ferne sprachlich nahe und geben der Meinungssprache ihre emotionellen Obertöne“ (Dieckmann 1980, S. 62). Die bewusste sprachliche Neuorientierung der Politik bleibt dabei nicht unkommentiert, wie sich vor allem in Zusammenhang mit *Ein-/Zuwanderung* durch den erhöhten Anteil an Aussagen zu Strategie und Stil der politischen Öffentlichkeitsarbeit zeigt. Die politische Strategie hinter der Themensetzung wird somit von den Medien bewusst zum Thema gemacht.

Auf die Beschreibung der spezifischen medialen Kontextualisierung der Schlagwörter *Ein-/Zuwanderung*, *Asyl* und *Migration* im Sinne weiter Stereotype wird nun im nächsten Abschnitt der Fokus auf die Gruppenzuschreibungen gelegt, die im Sinne spezifischer Stereotype den Ein-/Zuwanderinnen und Ein-/Zuwanderern, den Asylantinnen und Asylanten sowie den Migrantinnen und Migranten zugesprochen werden.

5. Von „unqualifizierten Analphabeten“ und „hochqualifizierten Diplomingenieuren“

Die Notwendigkeit, neue Menschen und Kulturen in die eigene Gesellschaft aufzunehmen, macht es unumgänglich, liebgewonnene stereotype Vorstellungen von dem, wie unser direktes Umfeld und unser Alltag bzw. unsere Welt und unsere Gesellschaft auszusehen und abzulaufen hat, zu verändern. Dazu Lippmann: „They [stereotypes] are an ordered, more or less consistent picture of the world, to which our habits, our tastes, our capacities, our comforts and our hopes have adjusted themselves. They may not be a complete picture of the world, but they are a picture of a possible world to which we are adapted. In that world people and things have their well-known places, and do certain expected things. We feel at home there. We fit in. We are members. We know the way around. There we find the charm of the familiar, the normal, the dependable; its grooves and shapes are where we are accustomed to find them. […] No wonder, then, that any disturbance of the stereotypes seems like an attack upon the foundations of the universe. It is an attack upon the foundations of *our* universe, and, where big things are at stake, we do not readily admit that there is any distinction between our universe and the universe“ (Lippmann 1922, S. 46).

Für Henri Tajfel werden soziale Stereotype von Fremdgruppen überall dort ausgebildet, wo eine Gemeinschaft mit komplexen, meist unangenehmen sozialen Ereignissen konfrontiert wird und geplante bzw. ausgeführte Handlungen gegenüber anderen recht-

fertigen muss, wobei gleichzeitig das Bedürfnis entsteht, die eigene Gruppe deutlich von der Fremdgruppe abzugrenzen, die meist als Bedrohung angesehen wird, zu der jedoch eine eindeutige Differenzierung noch unsicher ist (vgl. Tajfel, zit. in: Klein 1998). Migrationsbewegungen erweisen sich daher als besonders fruchtbarer Boden für die Ausbildung sozialer Stereotype von Fremd- und Eigengruppe.

Um eine Person zu charakterisieren stehen neben der Ethnie verschiedene Kategoriensammlungen wie Alter, Bildung, Beruf, Hobby, soziales Netzwerk etc. zur Verfügung (vgl. Quasthoff 1998). Mit der jeweiligen Kategorie verbinden sich spezifische Verhaltensweisen, die seitens der Gemeinschaft erwartet werden und somit konstitutiv

Zu-/Einwanderinnen und Zu-/Einwanderer

Untersuchungszeitraum I		**Untersuchungszeitraum II**	
illegal	11,4%	gebildet	28,2%
integrationsunwillig	8,6%	sonstige, eher positive Eigenschaft	11,5%
fleißig/ehrgeizig	7,1%	ungebildet	10,3%
religiös/gläubig	7,1%	sonstige, eher negative Eigenschaft	7,7%
arm	5,7%	illegal	7,7%
ungebildet	5,7%		
		andere	34,6%
andere	54,3%		

Asylantinnen und Asylanten

Untersuchungszeitraum I		**Untersuchungszeitraum II**	
passiv/fremdbestimmt	17,1%	sonstige, eher negative Eigenschaft	17,2%
unglücklich	11,1%	illegal	13,8%
kriminell	8,5%	unehrlich	13,8%
illegal	6,0%	kriminell	13,8%
fleißig/ehrgeizig	6,0%	passiv/fremdbestimmt	10,3%
unehrlich	6,0%		
		andere	31,0%
andere	45,3%		

Migrantinnen und Migranten

Untersuchungszeitraum I		**Untersuchungszeitraum II**	
nicht deutschsprachig	11,7%	gebildet	9,1%
integrationswillig	10,3%	ungebildet	9,1%
passiv/fremdbestimmt	7,6%	sonstige, eher positive Eigenschaft	6,8%
fleißig/ehrgeizig	7,6%	passiv/fremdbestimmt	6,8%
integrationsunwillig	6,9%	integrationswillig	6,8%
		integrationsunwillig	6,8%
andere	55,9%		
		andere	54,5%

Abbildung 3: Anteil der Eigenschaftszuschreibungen in Verbindung mit der Gruppe der Zu-/Einwanderinnen und Zu-/Einwanderer, Asylantinnen und Asylanten sowie Migrantinnen und Migranten allgemein
(Quelle: MediaWatch, Inhaltsanalyse Ein-/Zuwanderung, Asyl und Migration in Mehrheits- und Ethnomedien)

für sie gelten (vgl. Kern 1998). Welche Zuschreibungen für die Charakterisierung einer Person bzw. Personengruppe schlussendlich gewählt werden, lässt umgekehrt einerseits Rückschlüsse auf die individuelle Einstellung des Sprechers/der Sprecherin bzw. des Journalisten/der Journalistin zu, andererseits äußert sich darin auch die Konzeption sozialer Realität, die durch soziokulturelle Normen und Werte definiert wird (vgl. Kern 1998). Dabei ist danach zu fragen, welche Eigenschaften ausschlaggebend sind, welche Beobachtungen in die Berichterstattung und damit in die stereotypen Schlüsse eingehen (vgl. Kanning 1999). In Zusammenhang mit den Schlagwörtern *Ein-/Zuwanderung*, *Asyl* und *Migration* werden die betroffenen Personengruppen nun mit folgenden Eigenschaften wiederholt in Verbindung gebracht (vgl. Abbildung 3).

Parallel zu den spezifischen Kontextualisierungen, die die weiten Stereotype rund um *Ein-/Zuwanderung*, *Asyl* und *Migration* definieren, lässt sich auch in Zusammenhang mit den entsprechenden Personengruppen in Folge des Interviews mit Außenminister Michael Spindelegger eine Verdichtung der stereotypen Zuschreibungen erkennen. Werden Zu-/Einwanderinnen und Zu-/Einwanderer vor dem Interview hauptsächlich als illegal im Land und integrationsunwillig dargestellt, werden sie nach dem 25. Juli in beinahe jedem dritten Beitrag als gut ausgebildet charakterisiert oder werfen anderweitige positive Eigenschaften in die Waagschale. Im Vergleich dazu werden Asylantinnen und Asylanten, die zuvor noch als passiv und fremdbestimmt ihrem Schicksal hilflos gegenüberstanden und meist als unglücklich porträtiert Mitgefühl verdienten, nunmehr vor allem mit negativen Eigenschaften behaftet und als illegal, unehrlich und kriminell hingestellt.

Insgesamt zeigt sich in der Tendenz der Eigenschaftszuschreibungen nach der politischen Trendwende Ende Juli eine deutlich wertende Polarisierung innerhalb der Gruppe der Migrantinnen und Migranten in „gute“, weil gebildete, Zu-/EinwandererInnen und „böse“, da potenziell kriminelle, AsylantInnen. Als beispielhaftes Zitat hierzu die damalige Innenminister der ÖVP Maria Fekter: „[…] Wir haben ja derzeit ein System, wo wir den unqualifizierten Analphabeten aus irgendeinem Bergdorf genauso behandeln wie den hochqualifizierten Diplomingenieur. Und das ist nicht im Interesse Österreichs, weil wir müssen eigentlich die Bürokratie ‚verstrengern‘ für die Unqualifizierten, die nicht Deutsch können, und wir müssen die Bürokratie etwas lockern für jene, die hochqualifiziert sind und die wir haben wollen" (DerStandard.at 30.7.2010). Diese Art der bipolaren Komplexitätsreduktion ist in der Politik stets erfolgreich gewesen (vgl. Greiffenhagen 1980). Es ist, nach Gruner, die „Sprache der unverblümten Abrechnung, des Vor-Verurteilens, der flinken Unterstellung,“ die allzu sehr der „Formelhaftigkeit und holzschnittar-

tigen Konfektion des Stammtisches“ ähnelt und die primär auf „schnelles Wiedererkennen und Kopfnicken beim angesprochenen Publikum, auf widerhakenfreie Zustimmung im behaglich eingerichteten, dennoch diffus losen Konsens einer ‚Recht‘, ‚Ordnung‘ und ‚Anstand‘ wahrenden ‚Mehrheit‘“ abzielt (Gruner 1992, S. 286).

6. Abschließende Bemerkungen

Stereotype Muster und Konzepte, die als „Hort von empirisch korrektem, vagem und zum Teil eben auch aus Expertensicht empirisch unkorrektem Detailwissen aufgefasst“ (Schmid 2002, 295) werden können, die von den Sprechern und Sprecherinnen einer Sprachgemeinschaft mit einer Personengruppe, einem Objekt oder einem Ereignis verbunden werden, sind „sowohl intersubjektiver Variabilität unterworfen als auch kontextuell bedingt intrasubjektiv veränderlich“ (Schmid 2002, S. 295). In der Vernachlässigung der Gesellschaft und der wirklichen Welt bei der Festlegung der Extension sieht Klein daher den größten Fehler der traditionellen Semantik (vgl. Klein 1998). Dabei müssen neben dem Gros der Sprachgemeinschaft und relevanten ExpertInnen, die von Klein als „Mitbestimmer der Extension“ (Klein 1998, S. 32) genannt werden, auch jene Personengruppen mit in die Rechnung aufgenommen werden, denen entweder bewusst an der Veränderung der Bedeutungsdimension von Begriffen gelegen ist, oder die als MultiplikatorInnen die Bedeutungsveränderungen vervielfachend an den Mann und die Frau bringen und hierbei meist nochmals interpretierend eingreifen. Die interpretativen Zusammenhänge, in die die aufgegriffenen Themen durch die Berichterstattung wiederholt gestellt werden, dienen dabei als Vorlage, die dem Leser/der Leserin helfen sollen, „die Information sinnvoll einzuordnen, indem auf mögliche Ursachen und Folgen verwiesen wird, Problemlösungen angedeutet werden und implizit auch eine Bewertung geliefert wird“ (Bonfadelli et al. 2010, S. 408). In der modernen Informations- und Kommunikationsgesellschaft ist der öffentliche Mediendiskurs damit ein mächtiges Instrument der Meinungsbildung, zugleich aber auch Indikator für das Selbstverständnis einer Gesellschaft, da darin soziale Prozesse, Entwicklungen und Veränderungen zum Ausdruck gebracht werden (vgl. van der Valk 2003).

Dies gilt auch für den Bereich Ein-/Zuwanderung, Asyl und Migration, der in den letzten Jahren zusehends ins Sichtfeld von Politik und Medien und damit ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt ist. Dabei zeigt die vorliegende Analyse eine deutliche

Verschiebung der stereotypen Muster, die direkt mit dem politischen Stellungswechsel der Österreichischen Volkspartei in Beziehung zu setzen ist. Während im Jahr vor dem Interview mit Außenminister Spindelegger *Zuwanderung* bzw. *Einwanderung* vor allem mit Bildungs- und Religionsfragen assoziiert wurden, wird die Diskussion nach dem Interview neben migrationsspezifischen Informationen vor allem auf arbeitsmarktpolitische Themen reduziert, wobei die mit *Zu-/Einwanderung* verbundenen Personengruppen vorwiegend als gut (aus-)gebildet charakterisiert werden. Im Gegensatz dazu erfährt das Schlagwort *Asyl*, das generell in Zusammenhang mit migrationsspezifischen Themen wie Asyl- und Aufenthaltsrecht, Erstaufnahmezentren und Abschiebung medial aufbereitet wird, eine deutliche Verschiebung in Richtung sicherheitspolitischer Themen. Gleichzeitig wird die Personengruppe der Asylantinnen und Asylanten, die im Vergleichszeitraum des Vorjahres noch primär als Opfer ihres Schicksals öffentliches Mitgefühl verdienten, wiederholt als illegal, unehrlich und kriminell porträtiert. Die bipolare Reduzierung in Gut und Schlecht in Hinblick auf *Ein-/Zuwanderung* und *Asyl* ist dabei politisch motiviert, stellt sie doch eine einfache Alternative dar, die im Unterschied zur Komplexität der zugrundeliegenden gesellschaftspolitischen Zusammenhänge leicht verstanden wird, was wiederum große Zustimmungsbereitschaft und hohe Handlungsmotivation zur Folge hat (vgl. Greiffenhagen 1980).

Dennoch kann nicht davon ausgegangen werden, dass die Sprachgemeinschaft das von der Politik bereitgestellte und über die Medien verbreitete soziale Stereotyp eins zu eins übernimmt. „Rarely is the mind a blank slate on which a fresh stereotype can be inscribed, but [...] its surface is marked with many well-worn grooves that make certain stereotypes more likely to appear" (McGarty/Yzerbyt/Spears 2002, S. 3). Neue kognitive Konzepte werden nur dann akzeptiert, wenn sie die vorhandenen Muster nicht allzu sehr verändern (vgl. Konerding 2001) und „sozial kognitive ‚Anschließbarkeit' gewährleistet" ist (Konerding 2001, S. 158). Mit anderen Worten können die Sprachteilnehmerinnen und Sprachteilnehmer aus verschiedenen stereotypen Mustern und Konzepten auswählen (vgl. Lutzeier, zit. in: Klein 1998), sie können aber auch entscheiden, dass keine der stereotypen Vorlagen im Moment passt. Denn die Medien determinieren nicht das Bewusstsein, sondern „aktivieren latent vorhandene Besorgnisse der Personen, die je nach deren Lebenslage unterschiedlich ausgeprägt sind" (Plasser/Seeber 2010, S. 275) – worin sich wiederum die Vielfalt menschlicher Erfahrungen bestätigt.

Literatur

Bachem, Rolf (1979): *Einführung in die Analyse politischer Texte*. München: Oldenbourg.

Bateson, Gregory (1972): *Steps to an Ecology of Mind*. San Francisco: Chandler.

Böke, Karin (1996): Politische Leitvokabeln in der Adenauer-Ära. Zu Theorie und Methodik. In: Böke, Karin/Liedtke, Frank/Wengeler, Martin (Hrsg.): *Politische Leitvokabeln in der Adenauer Ära*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 19-50.

Bonfadelli, Heinz/Bucher, Priska/Piga, Andrea/Signer, Sara (2010): Rundfunk, Migration und Integration. Schweizerische Befunde zur Integrationsleistung des öffentlichen und privaten Rundfunks. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft,* 58 (3), S. 406-423.

Dahinden, Urs (2006): *Framing. Eine integrative Theorie der Massenkommunikation*. Konstanz: UVK.

Dieckmann, Walther (1980): Sprache in der Politik. In: Greiffenhagen, Martin (Hrsg.): *Kampf um Wörter? Politische Begriffe im Meinungsstreit.* München, Wien: Hanser, S. 47-64.

Dieckmann, Walther (1964): *Information oder Überredung. Zum Wortgebrauch der politischen Werbung in Deutschland seit der Französischen Revolution.* Marburg: Elwert.

Ebert, Helmut/Piwinger, Manfred/Henneke, Katrin (2007): Androgyne Kommunikationskompetenz: Kommunikation in der Geschlechterrolle. In: Piwinger, Manfred/Zerfaß, Ansgar (Hrsg.): *Handbuch Unternehmenskommunikation*. Wiesbaden: Gabler, S. 703-718.

Edelman, Murray (1980): Politische Sprache und politische Realität. In: Greiffenhagen, Martin (Hrsg.): *Kampf um Wörter? Politische Begriffe im Meinungsstreit*. München, Wien: Hanser, S. 39-45.

Edelman, Murray (1976): *Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns*. Frankfurt a. M. u.a.: Campus.

Fick, Patrick (2009): Der Wandel der Darstellung von Migranten am Beispiel Siegener Lokalmedien in den Jahren 1996 und 2006. In: Geißler, Rainer/Pöttker, Horst (Hrsg.): *Massenmedien und Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Band 2: Forschungsbefunde*. Bielefeld: transcript, S. 235-269.

Früh, Werner (2004): *Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis*. Konstanz: UVK.

Geeraerts, Dirk (1997): *Diachronic Prototype Semantics. A Contribution to Historical Lexicology*. New York: Oxford University Press.

Goffman, Erving (1974): *Frame Analysis: An Essay on the Organizatin of Experience*. Cambridge: Harvard University Press.

Greiffenhagen, Martin (1980): Einleitung. In: Greiffenhagen, Martin (Hrsg.): *Kampf um Wörter? Politische Begriffe im Meinungsstreit*. München, Wien: Hanser, S. 9-37.

Gruner, Paul-Hermann. (1992): Grünes Ungeheuer, rotgrünes Gespenst: Die GRÜNEN und die Koalitionen von Sozialdemokraten und GRÜNEN im Spiegel der Wahlkampfsprache der C-Parteien. In: Ernig, Dieter/Hüttig, Christoph/Raphael, Lutz (Hrsg.): *Sprache und Politische Kultur in der Demokratie*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, S. 271-294.

Hefner, Dorothée/Klimmt, Christoph/Daschmann, Gregor (2007): Typisch Türke? Die Folgen der Nationalitätsnennung für die Bewertung von Akteuren in der Nachrichtenrezeption. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 55 (4), S. 575-594.

Heinemann, Margot (1998): Konzepte von Stereotypen – statt einer Einleitung. In: Heinemann, Margot (Hrsg.): *Sprachliche und soziale Stereotype*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, S. 7-10.

Heusinger, Siegfried (2004): Die Lexik der deutschen Gegenwartssprache. Eine Einführung. Paderborn: Fink.

Hombach, Bodo (1991): Semantik und Politik. In: Liedtke, Frank/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hrsg.): *Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 34-43.

Ickler, Theodor (1988): Funktion und Bedeutung des politischen Schlagwortes. In: Goppel, Thomas; von Lojewski Günther/Eroms, Hans-Werner (Hrsg.): *Wirkung und Wandlung der Sprache in der Politik*. Passau: Universität Passau, S. 37-53.

Kanning, Uwe Peter (1999): *Die Psychologie der Personenbeurteilung*. Göttingen: Hogrefe.

Kern, Friederik (1998): Vorurteile im Gespräch - Die Konstruktion der sozialen Kategorien Ost und West bei Berliner/innen. In: Heinemann, Margot (Hrsg.): *Sprachliche und soziale Stereotype*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, S. 97-117.

Kesselheim, Walter (1998): Interaktive Verfahren der Herstellung von Gruppen im Gespräch – Freiheit und Grenzen. In: Heinemann, Margot (Hrsg.): *Sprachliche und soziale Stereotype*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, S. 129-153.

Kleiber, Georges (1993): *Prototypensemantik. Eine Einführung*. Tübingen: Gunter Narr.

Klein, Josef (1998): Linguistische Stereotypbegriffe. Sozialpsychologischer vs. Semantiktheoretischer Traditionsstrang und einige frametheoretische Überlegungen. In: Heinemann, Margot (Hrsg.): *Sprachliche und soziale Stereotype*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, S. 25-46.

Konerding, Klaus-Peter (2001): Sprache im Alltag und kognitive Linguistik: Stereotype und schematisiertes Wissen. In: Lehr, Andrea et al. (Hrsg): *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 151-172.

Krüger, Udo Michael/Erk, Simon (2005): Das Bild der Migranten im WDR Fernsehen. Ergebnisse einer empirischen Programmanalyse. In: *Media Perspektiven*, 3, S. 105-114.

Lakoff, George (1987): Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind. Chicago, London: The University of Chicago Press.

Liedtke, Frank (2002): Bedeutung, Metaphern, Kognition – zu einigen Grundbegriffen der Analyse politischer Sprache. In: Panagl, Oswald/Stürmer, Horst (Hrsg.): *Politische Konzepte und verbale Strategien. Brisante Wörter – Begriffsfelder – Sprachbilder*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, S. 253-264.

Liedtke, Frank (1996): Stereotypensemantik, Metapherntheorie und Illokutionsstruktur. Die Analyse politischer Leitvokabeln in linguistischer Perspektive. In: Böke, Karin/Liedtke, Frank/Wengeler, Martin (Hrsg.): *Politische Leitvokabeln in der Adenauer Ära*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 1-17.

Lippmann, Walter (1922): *Public Opinion*. Verfügbar unter: <http://www.gutenberg.org/ebooks/6456> [Stand 18.03.2011].

MacLachlan, Gale/Reid, Ian (1994): *Framing and Interpretation*. Melbourne: Melbourne University Press.

McGarty, Craig/Yzerbyt; Vincent/Spears, Russell (2002): Social, cultural and cognitive factors in stereotype formation. In: McGarty, Craig; Yzerbyt; Vincent Y. & Spears, Russell (Hrsg.): *Stereotypes as Explanations. The Formation of Meaningful Beliefs about Social Groups*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 1-15.

McGarty, Craig (2002): Stereotype formation as category formation. In: McGarty, Craig/Yzerbyt; Vincent Y/Spears, Russell (Hrsg.): *Stereotypes as Explanations. The Formation of Meaningful Beliefs about Social Groups.* Cambridge: Cambridge University Press, S. 16-37.

Melischek, Gabriele; Rußmann, Uta & Seethaler, Josef (2010): Agenda Building in österreichischen Nationalratswahlkämpfen, 1970-2008. In: Plasser, Fritz (Hrsg.): *Politik in der Medienarena. Praxis politischer Kommunikation in Österreich.* Wien: facultas.wuv, S. 101-143.

Minsky, Marvin (1975): A Framework for Representing Knowledge. In: Winston, P.H. (Hrsg.): *The Psychology of Computer Vision*. New York: McGraw-Hill, S. 211-277.

Ortner, Christina (2007) Tatort: Migration, Das Thema Einwanderung in der Krimireihe Tatort. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 1 (55), S. 5-23.

Plasser, Fritz & Seeber, Gilg (2010): Wahlentscheidung in der Boulevard-Demokratie: Die Kronen Zeitung, News Bias und Medieneffekte. In: Plasser, Fritz (Hrsg.): *Politik in der Medienarena. Praxis politischer Kommunikation in Österreich.* Wien: facultas.wuv, S. 273-312.

Pöll, Regina (2010): Spindelegger: „Brauchen dringend Zuwanderer". In*: DiePresse.com*, 24.07.2010. Verfügbar unter: <http://diepresse.com/home/politik/innenpolitik/583350/Spindelegger_Brauchen-dringend-Zuwanderer> [Stand 02.05.2011].

Pümpel-Mader, Maria (2010): *Personenstereotype. Eine linguistische Untersuchung zu Form und Funktion von Stereotypen.* Heidelberg: Winter.

Quasthoff, Uta (1998): Stereotype in Alltagssituationen: Ein Beitrag zur Dynamisierung der Stereotypenforschung. In: Heinemann, Margot (Hrsg.): *Sprachliche und soziale Stereotype*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, S. 47-72.

Quasthoff, Uta (1973): *Soziales Vorurteil und Kommunikation - Eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps. Ein interdisziplinärer Versuch im Bereich von Linguistik, Sozialwissenschaft und Psychologie*. Frankfurt a. M.: Athenäum.

Ruhrmann, Georg/Demren, Songül (2000): Wie Medien über Migranten berichten. In: Schatz, Heribert/Holtz-Bacha, Christina/Nieland, Jürg-Uwe (Hrsg.): *Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk*. Verfügbar unter: <http://mediaculture-online.de/fileadmin/bibliothek/ruhrmann_demren_migranten/ruhrmann_demren_migranten.pdf> [Stand 20.09.2010].

Ruhrmann, Georg/Sommer, Denise (2005): Migranten in den Medien – von der Ignoranz zum Kontakt? In: *Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik*, 25. Verfügbar unter: <http://www.mediaculture-online.de/fileadmin/bibliothek/ruhrmann_sommer_migranten/ruhrmann_sommer_migranten.pdf> [Stand 20.09.2010].

Scheufele, Bertram (2003): *Frames - Framing - Framing Effekte. Theoretische und methodische Grundlegung des Framing-Ansatzes sowie empirische Befunde zur Nachrichtenproduktion*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Schmid, Hans-Jörg (2002): Die Stereotypensemantik. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): *Lexikologie: ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 291-296.

Seidl, Conrad. (2010). Ungeliebter Analphabet aus den Bergen. In: *DerStandard.at,* 30.07.2010. Verfügbar unter: <http://derstandard.at/1277339326096/Oesterreichs-Umgang-mit-Migration-Ungeliebter-Analphabet-aus-den-Bergen?seite=10> [Stand 02.05.2011].

Sekulski, Birgit (1998): Hände hoch, ich liebe dich! Stereotype Bilder im deutschen Minimalwortschatz. Ergebnisse eines deutsch-polnischen Projektes. In: Heinemann, Margot (Hrsg.): *Sprachliche und soziale Stereotype*. Frankfurt a. M. u.a.: Lang, S. 155-183.

Stopfner, Maria/Vorhofer, Hannes (2010): Zuwanderung, Asyl und Migration in Tiroler Printmedien. In: Karlhofer, Ferdinand/Pallaver, Günther (Hrsg.): *Politik in Tirol. Jahrbuch 2011*. Innsbruck: Studienverlag, S. 177-214.

Tannen, Deborah (Hrsg.) (1993): *Framing in Discourse*. New York, Oxford: Oxford University Press.

van der Valk, Ineke (2003): Political Discourse on Ethnic Minority Issues: A Comparison of the Right and the Extreme Right in the Netherlands and France (1990-97). In: *Ethnicities*, 3, S. 183-213.

van Dijk, Teun A. (1987): *Communicating Racism. Ethnic Prejudice in Thought and Talk*. Newbury Park u.a.: Sage.

van Dijk, Teun A. (1984): *Prejudice in Discourse. An Analysis of Ethnic Prejudice in Cognition and Conversation*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins.

van Gorp, Baldwin (2005): Where is the Frame? Victims and Intruders in the Belgian Press Coverage of the Asylum Issue. In: *European Journal of Communication*, 20/4, S. 484-507.

Veith, Werner (2005): *Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.

Volmert, Johannes (1989): *Politikerrede als kommunikatives Handlungsspiel. Ein integriertes Modell zur semantisch-pragmatischen Beschreibung öffentlicher Rede*. München: Fink.

Wegner, Immo (1985): *Frame-Theorie in der Lexikographie. Untersuchungen zur theoretischen Fundierung und computergestützten Anwendung kontextueller Rahmenstrukturen für die lexikographische Repräsentation von Substantiven*. Tübingen: Niemeyer.

Zimmermann, Hans Dieter (1969): *Die politische Rede. Der Sprachgebrauch Bonner Politiker*. Stuttgart: Kohlhammer.

Die Funktion von Medien in ethnisch fragmentierten Gesellschaften

Günther Pallaver

1. Identitäts- und friedensstiftende Funktion von (Minderheiten) Medien[1]

Normen zum Minderheitenschutz sucht man in den verschiedenen EG/EU-Verträgen von Maastricht, Amsterdam oder Nizza vergeblich. Hingegen befindet sich in einem der fundamentalen Artikel des Vertrages von Lissabon, der am 1. 1. 2009 in Kraft trat, ein wichtiger Passus zu den Minderheiten. Art. 2 listet eine Reihe von Werten auf, auf denen die EU gründet. Dazu werden die Achtung der Menschenrechte gezählt, Freiheit, Demokratie, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenrechte „einschließlich der Rechte der Personen, die Minderheiten angehören." Zum ersten Mal verpflichtet sich die EU expressis verbis in einem ihrer zentralen Vertragswerke zum Schutz der Minderheiten und zur Wahrung ihrer Rechte.

In Verbindung mit Art. 2 steht auch Art 3 (3), wo es heißt, dass die EU den „Reichtum ihrer kulturellen und sprachlichen Vielfalt" wahrt und sich um „den Schutz und die Entwicklung des kulturellen Erbes Europas" sorgt (Vertrag von Lissabon 2008, S. 34). Diese Sensibilität sprachlichen Minderheiten gegenüber ist eine Entwicklung vorangegangen, die unter anderem mit der Erweiterung der EU zusammenhängt.

Durch diese schrittweise Erweiterung in der letzten Dekade (2004 und 2007) und durch die zunehmende Mobilität ihrer Bürger und Bürgerinnen ist die EU zur Erkenntnis gekommen, dass die EU-Mitgliedsstaaten eine immer wichtigere Funktion zur Entfaltung der unterschiedlichen Kulturen zu übernehmen haben. Damit die Bürger und Bürgerinnen in dieser Hinsicht sensibilisiert werden und einen besseren Umgang mit der kulturellen Vielfalt erhalten, hat die Europäische Union das Jahr 2008 als „Jahr des inter-

1 In Teilen stark geänderte und ergänzte Fassung des Beitrages „Demokratie und Medien in ethnisch fragmentierten Gesellschaften". Vgl. Pallaver (2006).

kulturellen Dialogs“ ausgerufen. Die allgemeinen Ziele dazu waren die „Förderung des interkulturellen Dialogs“ verstanden als Chance, „zu einer pluralistischen und dynamischen Gesellschaft beizutragen, die Sensibilisierung für die Bedeutung der Herausbildung eines aktiven und weltoffenen europäischen Bürgersinns sowie die Hervorhebung des Beitrags der verschiedenen Kulturen und Ausdrucksformen der kulturellen Vielfalt zum Erbe der EU-Mitgliedstaaten“ (Europäisches Jahr des interkulturellen Dialogs 2008).

Die dazu verabschiedeten Initiativen sollten geeignet sein, den Ausschluss von Menschen zu verhindern und den sozialen Einschluss, das interkulturelle Management, Toleranz sowie die Integration von MigrantInnen zu fördern.

Das Jahr des interkulturellen Dialogs kann mit dem „Jahr der Sprachen“ im Jahre 2001 in Verbindung gebracht werden, als die OSZE, der Europarat und die Europäische Union auf die Bedeutung der sprachlichen Vielfalt und Mehrsprachigkeit aufmerksam gemacht haben. Zuvor hatten sich in dieser Hinsicht auch schon die UNESCO und der Europarat aktiviert (Husband 1994; Franchon/Vargaftig 1995). Dabei ging es in erster Linie um die Verwirklichung von kulturellen und sprachlichen Rechten, um das Recht von sprachlichen Minderheiten, sich (massen)medial in der eigenen Sprache zu artikulieren und dadurch an der Öffentlichkeit, in der sie leben, teilzunehmen, um den Zugang der Minderheiten zu Information und Kommunikation. Massenmedien wurden und werden in diesem Zusammenhang stark als Instanz der Selbstbestätigung betrachtet, zur Erhaltung der Minderheitensprache, als Mittel zur Identitätsbildung, als „Ich“ und „Wir“-Identifikation.

Da in medienzentrierten Demokratien soziale und politische Realitäten vorwiegend massenmedial vermittelt und konstruiert werden, hängt die soziale Identität und soziale Existenz von (sprachlichen) Minderheiten ganz wesentlich von deren Möglichkeit ab, sich in der eigenen Muttersprache auszudrücken. Deshalb kann man bei sprachlichen Minderheiten grundsätzlich davon ausgehen, dass die Selbstbestätigungsfunktion der Massenmedien höher und wichtiger eingestuft wird als die reine Vermittlung von Informationen. Ohne die klassischen Funktionen der Massenmedien wie jene der Information, Artikulation und Kontrolle zu relativieren, so geht es bei (sprachlichen) Minderheiten vor allem um die Rolle der (Massen)Medien bei der Konstruktion von nationalen, ethnischen und kulturellen Identitäten (Rautz 1999).

Diesem Ziel dient auch die Charta der Regional- und Minderheitensprachen des Europarats (1992), in der auch die Minderheitensprachen mit ihren Medien angesprochen werden. Die Charta sollte ein Instrument sein, das den Gebrauch von Regional- und

Minderheitensprachen schützt. Demselben Ziel dient die vom Europarat verabschiedete Rahmenkonvention zum Schutz nationaler Minderheiten (1995), die 1998 zusammen mit der Charta für Regional- und Minderheitensprachen in Kraft trat. In diesem Schutzinstrumentarium für die Minderheiten sind auch die Medien enthalten (Council of Europe 1992; 1995).

Im selben Jahr (1998) trafen sich zum erstenmal die Herausgeber von Tageszeitungen, die in Europa in einer Minderheitensprache erscheinen, in Triest. Auch bei dieser Gelegenheit wurde die Bedeutung von Minderheitenmedien für die Erhaltung und Entwicklung von Minderheitensprachen betont, wurde einhellig die Bedeutung von Medien für die Identität der jeweiligen sprachlichen Minderheiten unterstrichen (Brezigar/Sussi/Valencic 1999). Die 2001 gegründete Vereinigung der „Minderheiten-Tageszeitungen-Minority Dailies Association“ (MIDAS)[2] sieht in ihrer Satzung in erster Linie die Förderung der Tageszeitungen in Minderheiten-Regionalsprachen vor sowie die Unterstützung von Minderheiten ohne Tageszeitungen. Mit der Begründung, dass über 40 Millionen Menschen in der Europäischen Union eine andere als die offizielle Sprache ihres Staates sprechen, soll die Förderung dieser Minderheitensprachen unter anderem durch eine ausreichende mediale Versorgung garantiert werden, insbesondere durch Printmedien in der jeweiligen Minderheitensprache (www.midas-press.org 2012).

So wichtig und unbestritten auch das Recht sprachlicher Minderheiten auf ein eigenes Medienwesen ist, so darf auf der anderen Seite nicht vergessen werden, dass Medien allgemein, und in Gesellschaften mit (ethnischen) Spannungen und Konflikten besonders, auch eine friedensstiftende und friedenserhaltende Funktion auszuüben haben.

Dieser generelle Grundsatz wurde in der Mediendeklaration der UNESCO von 1976 verankert, nachdem die friedensstiftende Funktion von Massenmedien und deren Funktion zur Völkerverständigung bereits zuvor in einzelnen internationalen Verträgen Eingang gefunden hatte, wie etwa im Abschlussdokument der KSZE-Konferenz von Helsinki 1975 (Becker 2005, S. 171).

In diesem Zusammenhang wird in der UNESCO-Deklaration neben den klassischen zusätzlich auf eine Reihe weiterer Funktionen der Massenmedien hingewiesen, wie auf die Diskussions- und Dialogfunktion zur Konsensfindung innerhalb lokaler, nationaler oder internationaler Interessen oder wie auf die Integrationsfunktion, um das gegenseitige Verständnis unter Einzelpersonen, Gruppen und Nationen zu fördern.

2 Der Sitz der Vereinigung befindet sich an der Europäischen Akademie von Bozen.

Was die spezifische friedensstiftende Funktion von Massenmedien betrifft, so heißt es in Art. 3 der UNESCO-Mediendeklaration explizit: „Massenmedien haben einen wesentlichen Beitrag zur Festigung des Friedens und der internationalen Verständigung sowie zum Kampf gegen Rassismus, Apartheid und Kriegshetze zu leisten." Davon abgeleitet sehen die in den demokratischen Ländern bestehenden ethischen Verhaltenskodices für JournalistInnen in der Regel die Ablehnung von rassischer und ethnischer Diskriminierung, das Verbot von Kriegspropaganda und die Anwendung von Gewalt vor (Becker 2003, S. 1-2).

(Massen)Medien in Gesellschaften, in denen mehrere Sprachgruppen miteinander leben, sind in Bezug auf das Verbot der Diskriminierung und umgekehrt in Bezug auf das Gebot der Pazifizierung besonders gefordert. Medien in ethnisch fragmentierten Gesellschaften haben die friedensstiftende Aufgabe, die jeweiligen Vorurteile zu hinterfragen und zu dekonstruieren, um dadurch unter den verschiedenen Sprachgruppen gegenseitiges Vertrauen zu fördern und damit wiederum ethnische Barrieren abzubauen. Die Kommunikation und Kooperation unter verschiedenen Sprachgruppen, die auf einem gemeinsamen Territorium leben, die Überwindung von ethnischen Mauern, ein kultureller Annäherungsprozess der Sprachgruppen und damit die Reduzierung von ethnischen Spannungen müssen Zielsetzungen eines Mediensystems sein, das sich nicht nur der eigenen Sprachgruppe verpflichtet fühlt, sondern darüber hinaus die Mitverantwortung für ein friedliches und konstruktives Zusammenleben zwischen verschiedenen Sprachgruppen übernimmt.

(Massen)Mediale Kommunikation spielt somit in ethnisch fragmentierten Gesellschaften eine zentrale Rolle im Prozess der Entspannung und Befriedung von Konflikten, oder umgekehrt, eine wesentliche Rolle beim Anheizen und Eskalieren von ethnisch motivierten Gegensätzen.

Die friedensstiftende Funktion von Minderheitenmedien kann in einem erweiterten Sinne auch aus der Rahmenkonvention zum Schutz nationaler Minderheiten heraus interpretiert werden. Die Rahmenkonvention geht nämlich über den reinen Schutz von Minderheiten hinaus und verpflichtet die VertragspartnerInnen, einen interkulturellen Dialog zu fördern, und dies nicht nur in den Bereichen der Bildung und der Kultur, sondern auch im Bereich der Medien. Zusätzlich wird den Medien die Förderung von Toleranz und kulturellem Pluralismus aufgetragen. In diesem Sinne förderte der Europarat unter anderem in Südosteuropa interkulturelle Projekte im Medienbereich, die als vertrauensbildende Maßnahmen zur Befriedung ethnischer Konflikte angesehen werden. Die OSCE richtete

1997 das Amt des „Representative on Free Media“ ein, das sich mit Dimensionen der Konfliktprävention und Konfliktlösung beschäftigt (Busch 2004, S. 196).

Die politische Zielsetzung einer friedensstiftenden Funktion massenmedialer Kommunikation in ethnisch fragmentierten Gesellschaften führt uns zur Frage, was wir unter ethnisch fragmentierten Gesellschaften verstehen. Einmal verstehen wir unter ethnischen Minderheiten „Bevölkerungsgruppen im Rahmen einer mit anderen geteilten politischen Gemeinschaft mit eigener umfassender und vom Rest der Bevölkerung unterschiedener sozialer (ethnischer) Identität, Bevölkerungsgruppen, welche politisch und/sozial und/oder ökonomisch der dominanten Gruppe (Hegemonialgruppe) dieser politischen Gemeinschaft als nicht gleich erachtet werden, weil sie zahlenmäßig deren Umfang nicht erreichen“ (Reiterer 2002, S. 23). Auf das Wesentliche eingeschränkt, definieren sich ethnische Minderheiten durch die beiden Kategorien Muttersprache und Selbstwahrnehmung. Solche ethnische Minderheiten können autochton sein, aber auch neue Minderheiten im Sinne von MigrantInnen. Mehrheiten und Minderheiten gehören demselben politischen System an, das durch eine (oder mehrere) ethnische Bruchlinie(n) gekennzeichnet ist, die ihrerseits wieder sehr oft alle anderen gesellschaftlichen Bruchlinien überlagern (Lipset/Rokkan 1967).

Wenn wir von ethnischen Konflikten sprechen, können wir zwei Ebenen unterscheiden. Auf der Ebene der objektiven Konfliktfaktoren geht es um Interessenskonflikte, unter anderem um Konflikte rund um Ressourcen, Macht, Herrschaft, Anerkennung und Diskriminierung. Auf der Ebene der subjektiven Konfliktfaktoren geht es um Identität, Kultur, Religion, Tradition, Geschichte, Nationalität usw. (Bloomfield 1997, S. 22ff.).

Ethnische Konflikte fallen unter die subjektiven Konfliktfaktoren. In erster Linie geht es dabei um den Kernkonflikt der Anerkennung der Minderheit als solche durch die Mehrheit, somit um die Akzeptanz einer „anderen“ Identität. Ethnische Konflikte werden vielfach als „unteilbare Konflikte“ angesehen, bei denen es keinen Kompromiss gibt. Hingegen sind Interessenskonflikte in der Regel Verteilungskonflikte, die politisch verhandelbar sind (Nicklas 1997, S. 222). Allerdings werden Interessenskonflikte in ethnisch fragmentierten Gesellschaften vielfach von ethnischen Konflikten überlagert und verweben sich mit diesen. Erst einmal verwoben, gestaltet sich die Entwirrung eines Ethno-Interessenkonflikts umso schwieriger.

Um ethnische Konflikte zu lösen, müssen diese vom Konflikt zum Diskurs verschoben werden. Das heißt, der Konflikt muss in verhandelbare Konflikte aufgelöst werden. Ethnische Konflikte sind nur dann unauflösbar, wenn man ihren ethnischen Grenzzie-

hungs-Charakter verabsolutiert (Reiterer 2002, S. 153-155). Massenmedien, sei es jene der Mehrheiten wie jene der Minderheiten, haben deshalb die friedensstiftende Aufgabe, ein öffentliches Klima vorzubereiten bzw. aufrecht zu erhalten, das ethnische Spannungen dekonstruiert und als gesellschaftliche interpretiert, das ethnische Konflikte in verhandelbare Interessenskonflikte transformiert. Diese Funktion ist möglich, wenn ethnische Minderheiten in ihrer Identität nicht gefährdet sind. In einem solchen Falle wird das Pendel eher in eine identitätserhaltende Richtung ausschlagen. Aber selbst in Fällen der existentiellen Gefährdung dürfen die Massenmedien auf eine ihrer beiden Funktionen nicht verzichten, weder auf die identitätserhaltende noch auf die friedensstiftende.

Während in den 80er Jahren von räumlich fixierbaren Gruppen, von autochtonen Minderheiten ausgegangen und deren identitätsstiftende Muttersprache in den Mittelpunkt gerückt wurde, weitete in den 90er Jahren die Europäische Rahmenkonvention die funktionale Zielsetzung von Minderheitenmedien aus. Auf Grund der traumatischen Erfahrungen mit dem Ausbruch der ethnischen Konflikte in den Ländern des ehemaligen Jugoslawien wurde der interkulturelle Dialog stärker in den Vordergrund gerückt. Dieser Zielsetzung massenmedialer Kommunikation wird in der Europäischen Union immer mehr Rechnung getragen.

Bei der Behandlung der Frage über die friedensstiftende und friedenserhaltende Funktion massenmedialer Kommunikation in ethnisch fragmentierten Gesellschaften gehe ich von folgenden Thesen aus:

Massenmedien, sowohl jene der Mehrheit(en) als auch jene der Minderheit(en), haben in ethnisch fragmentierten Gesellschaften die Aufgabe, ethnische Vorurteile abzubauen, um dadurch Spannungen und Konflikte zu minimieren und um unter den Sprachgruppen gegenseitiges Vertrauen zu schaffen.

Kommunikation, insbesondere massenmediale Kommunikation, bildet das Netz und den Kitt einer Gesellschaft und verbindet die Teil- und Subsysteme eines politischen Systems. Massenmediale Kommunikation stellt Öffentlichkeit her und tauscht in diesem öffentlichen Raum Symbole und Zeichen aus, Werthaltungen, Einstellungen, Alltagserfahrungen, politische Inhalte usw. Durch die Herstellung von Öffentlichkeit und öffentlichen Diskursen schafft Kommunikation Identität und fördert die Produktion von Sozialkapital. Da Kommunikation im öffentlichen Raum stattfindet, eine rein ethnisch definierte Massenkommunikation aber zu einer segmentierten Öffentlichkeit führt, ist die Legitimation des politischen Systems, in dem Mehrheiten und Minderheiten miteinander leben, asymmetrisch und dadurch Erosionsprozessen ausgesetzt.

Ziel einer ethnisch ungeteilten Kommunikation ist die Konstruktion einer gemeinsamen, gruppenübergreifenden Identität, einer interethnischen Ökumene als Voraussetzung für ein konstruktives Zusammenleben unter verschiedenen Sprachgruppen.

2. Abbau von Vorurteilen und Aufbau von Vertrauen

Vorurteile werden generell als Urteile definiert, die vor einer persönlichen Erfahrung gefällt werden, somit in Abwesenheit von entsprechenden Informationen, die solche Urteile verifizieren könnten. Bei ethnischen Vorurteilen handelt es sich um Meinungen, Urteile, Verhaltensweisen gegenüber Mitgliedern einer bestimmten ethnischen Gruppe, die sich in der Regel in der Minderheit befindet. Ein solch ethnisches Vorurteil kann aber auch seitens der Minderheit gegenüber der Mehrheit an den Tag gelegt werden, insbesondere dann, wenn es sich um ethnische Gruppen mit einer dominanten Kultur handelt.

In der Regel beruhen Vorurteile auf Stereotypen, somit auf sozial mit anderen geteilten Annahmen, die kulturell bedingt für die Charakterisierung von bestimmten Personengruppen herangezogen werden. Dabei beruht der Großteil der Stereotypen nicht auf direkten Interaktionen, sondern präsentiert sich als Produkt sozialen Lernens (Zanfrini 2004, S. 63).

Objekt der ethnischen Vorurteile sind im Vergleich zur dominanten Mehrheit mehr oder weniger *out-groups*. Die soziologische Relevanz dieser Gruppen besteht darin, dass die *in-groups* solche Vorurteile teilen. Diese kollektive Haltung zielt unter anderem auf die Aufrechterhaltung von Privilegien der eigenen Gruppe (Van Dijk 1987).

Wenn nun die Stereotypen durch Informationen über die Zugehörigkeit zu anderen Gruppen aktiviert werden, so beeinflussen sie die summarischen (Vor)Urteile, wenn die kognitive Fähigkeit beschränkt ist und/oder wenn die einzelnen starken Emotionen ausgesetzt sind. Ein Zugang zum Abbau von Vorurteilen bietet die Theorie der „community relations“, die davon ausgeht, dass der Kontakt mit Mitgliedern einer bestimmten Gruppe die Stereotypisierung und die Vorurteile vermindern kann.

Allgemein weist „community relations“ auf die Beziehungen zwischen und innerhalb einer Gemeinschaft hin. Dabei geht es um Bemühungen, (tiefe) gesellschaftliche Brüche zwischen verschiedenen, meist ethnischen (aber auch religiösen und anderen diversen) Bevölkerungsgruppen zu überwinden, somit um die Verbesserung der Beziehungen zwischen antagonistischen „Lagern“ (Breuer 1994, S. 84).

Dabei wird davon ausgegangen, dass es Orte braucht, wo über Ängste, Gefühle, Rivalitäten und Ressentiments offen gesprochen werden kann. Durch Kontakte und Kooperation sollen gegenseitiges Verständnis, Anerkennung, Respekt und Vertrauen aufgebaut werden, damit eine gemeinsame Konfliktanalyse möglich wird und schließlich über die sachliche Ebene des Konflikts verhandelt werden kann (ebda, S. 212).

Innerhalb des kulturellen Zugangs zur Konflikttransformation nimmt die Kontakttheorie eine bedeutende Rolle ein. Sie geht davon aus, dass durch verbesserte Kommunikation und durch einen regen Austausch zwischen verfeindeten Gruppen Gemeinsamkeiten wie gemeinsame Grundbedürfnisse und gemeinsame Grundeinstellungen entdeckt und Unterschiede toleriert werden, Vorurteile abgebaut und Vertrauen aufgebaut wird. Allerdings haben Untersuchungen ergeben, dass interpersonale Kontakte zwar zur Verbesserung der Beziehungen zwischen den „Lagern" beitragen können, allerdings nicht in dem Ausmaß, wie bis dahin angenommen worden war. Ein zentraler Kritikpunkt solcher Projekte weist darauf hin, dass direkte Erfahrungen mit Mitgliedern der anderen Gruppe oft als Ausnahme interpretiert werden. Stereotypen und Vorurteile werden im konkreten Einzelfall abgelegt, bleiben aber allgemein aufrecht (Tajfel 1985, S. 212).

Der individuelle Kontakt zwischen den verschiedenen Gruppen ist für den Abbau von Vorurteilen zwar wichtig, aber quantitativ offenbar nicht ausreichend, um einen Prozess der Vorurteilsrevision innerhalb überschaubarer Zeiten herbeizuführen. Deshalb haben über die individuellen Kontakte hinaus gerade jene Akteure eine besondere Verantwortung, die für die Herstellung der öffentlichen Meinung verantwortlich sind, nämlich die Massenmedien. Massenmedien haben eine besonders hohe Verantwortung, weil über sie die Stereotypisierung gefestigt, potenziert, oder aber vermindert und abgebaut werden kann, weil die Massenmedien über die familiäre und schulische Sozialisation hinaus für das soziale und politische Lernen mitverantwortlich sind.

Vertrauen ist für jedes politische System ein zentraler Faktor. Es weist auf einen positiven Zusammenhang zwischen der Performance eines demokratischen Systems und dem in einer Gesellschaft vorhandenen Level an Sozialkapital hin (Putnam 1993). Vertrauen bildet eine wichtige Voraussetzung für Kooperation, die wiederum Voraussetzung ist für eine Gesellschaft, die einen höheren Grad an Gemeinwohl besitzt als solche, in der Misstrauen herrscht (Seligman 1997). Vertrauen ist aber auch ein Indikator für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit einer Nation (Fukuyama 1995). Vertrauen ist „eine der wichtigsten synthetischen Kräfte innerhalb der Gesellschaft" (Simmel 1992, S. 393).

Basis jeglichen Vertrauens und des Vertrauens in Institutionen, vor allem in politischen

Institutionen, ist das soziale Vertrauen. Es handelt sich dabei um eine in die Zukunft gerichtete Erwartung eines Individuums, wonach auch andere Individuen so handeln, dass die Ergebnisse dieses Handelns diesem nützen oder zumindest nicht schaden. Es handelt sich somit um eine „riskante Vorleistung“ (Luhmann 2000, S. 28).

Das interpersonale Vertrauen hat ein Problem der begrenzten Reichweite (Offe 1999, S. 55). Interpersonale Kommunikationskreise sind numerisch begrenzt, während wir tagtäglich mit Entscheidungen konfrontiert sind, die mit dem zukünftigen Handeln von Fremden zu tun haben. Wir sind somit immer mehr mit einem Vertrauen konfrontiert, das immer weniger durch Vertrautheit erzeugt wird (Luhmann 2000, S. 24).

Wenn Vertrauen als Mechanismus zur Reduktion von Komplexität, als „riskante Vorleistung“ angesehen wird, so existiert Vertrauen in der Informations- und Kommunikationsgesellschaft als „öffentliches Vertrauen“. Öffentliches Vertrauen kann deshalb in Anlehnung an die Theorie der Reduktion von Komplexität als „kommunikativer Mechanismus zur Reduktion von Komplexität“ angesehen werden (Bentele 1998, S. 305).

Öffentliches Vertrauen ist neben den Vertrauensobjekten und Vertrauenssubjekten determiniert durch Vertrauensvermittler (Public Relations, Medien), Sachverhalte, Ereignisse, Texte und Botschaften.

Die Relevanz des Faktors öffentliches Vertrauen wird sich im Zuge der weiteren Entwicklung der Informations- und Kommunikationsgesellschaft noch erhöhen. Dies hängt in erster Linie mit dem zunehmenden Mediatisierungsprozess zusammen, mit der Rolle der Medien, insbesondere des Fernsehens und des Internets, für die Politikvermittlung. Politische Informationen werden fast zur Gänze über Massenmedien vermittelt, deren Verifizierung nicht möglich ist. Parallel dazu muss sich die Politik immer stärker an der Medienlogik orientieren. Vertrauen wird so in einem wie im anderen Falle zu einer strukturellen Notwendigkeit (Bentele 1998, S. 310).

Gegenseitiges Vertrauen ist für das Zusammenleben von Sprachgruppen essentiell, weil es in ethnisch fragmentierten Gesellschaften nicht nur um (lösbare) Interessenskonflikte, sondern um (mitunter unlösbare) Identitätskonflikte geht. Und wie beim Abbau von Vorurteilen genügt die interpersonale Beziehung nicht, um Vertrauen immer mehr auszuweiten und zu konsolidieren, sondern es bedarf der Massenmedien.

Massenmedien sind in einem ethnischen Kontext als Vertrauensvermittler besonders angehalten, einen ständigen vertrauensbildenden Informationsprozess voranzutreiben, um „öffentliches Vertrauen“ in die jeweilige andere Sprachgruppe und in die gemeinsamen Institutionen herbeizuführen. Massenmedien sind durch ihre privilegierte Funktion

der Vermittlung, Selektion, Aufbereitung und Konstruktion von sozialer Realität, durch die Bestimmung der Agenda und des Rahmens, in den Themen gestellt werden, besonders verantwortlich, wenn es um diese Akzeptanz von Identitäten geht.

Die Glaubwürdigkeit der Massenmedien spielt in der Konstruktion von Vertrauen eine entscheidende Rolle. Das bedeutet aber, dass sich Massenmedien nicht nur für die Identität der eigenen Sprachgruppe zu engagieren haben, sondern auch für die Identität der anderen, verlangt Akzeptanz der und Toleranz gegenüber den jeweils „anderen." Denn das Umschlagen von Vertrauen in Misstrauen kann in ethnisch fragmentierten Gesellschaften zu Spannungen bis hin zu (unüberwindbaren) Konflikten führen. Der Wiederaufbau von Vertrauen gestaltet sich nach solch ethnischen Spannungen und Konflikten meist umso schwieriger und dauert umso länger, weil ethnische Konflikte und Misstrauen anderen Sprachgruppen gegenüber im kollektiven Gedächtnis viel tiefer sitzen, jederzeit abberufen und wieder mobilisiert werden können als in ethnisch homogenen Gesellschaften.

3. Öffentlichkeit

Auch wenn es keinen einheitlichen Begriff der Öffentlichkeit gibt und immer wieder von einer Krise der Öffentlichkeit gesprochen wird (Imhof 2011), so handelt es sich dabei in jedem Fall um eine zentrale Kategorie zum Verständnis von Gesellschaft und somit auch von ethnisch fragmentierten Gesellschaften.

Öffentlichkeit ist eine Sphäre zwischen Staat und Gesellschaft (Somers 1993, 1995). Öffentlichkeit ist allgemein formuliert jener Ort, wo politische Kommunikation sichtbar wird. In modernen demokratischen Gesellschaften können wir unter Öffentlichkeit ein Kommunikationssystem verstehen, in dem Akteure über politische Themen kommunizieren und das durch „prinzipielle Unabgeschlossenheit" gekennzeichnet ist (Habermas 1962, S. 52f.). Das Produkt dieser öffentlichen Kommunikation kann als öffentliche Meinung bzw. Meinungen bezeichnet werden. Öffentliche Meinungen sind somit die im Öffentlichkeitssystem kommunizierten Themen und Meinungen, die von den aggregierten Meinungen der Individuen in einer Gesellschaft abweichen (Gerhards 1998, S. 269).

Öffentlichkeit ist einmal institutionell zu verstehen als ein intermediäres System, das als eine Art Transmissionsriemen für die notwendigen Austauschbeziehungen zwischen den politischen Eliten als Entscheidungsakteure und den BürgerInnen funktioniert, oder

anders ausgedrückt, als ein System, das zwischen dem politischen System und den BürgerInnen zwischen verschiedenen politischen Akteuren als auch zwischen dem politischen System und den Interessen anderer gesellschaftlicher Teilsysteme vermittelt (Jarren/Donges 2002, S. 118).

Diese Kommunikationsträger können sich wechselseitig beobachten, sie können über die Öffentlichkeit miteinander kommunizieren, sie können Einfluss nehmen auf die Produktion von öffentlichen Meinungen: BürgerInnen tun dies mit dem Ziel, die politischen Eliten zu kontrollieren und ihre Interessen geltend zu machen. Politische Akteure tun es, um auf Präferenzen der BürgerInnen reagieren zu können, die Aufmerksamkeit des Publikums für ihre Themen zu gewinnen, somit die politische Agenda zu bestimmen und Präferenzen zu kanalisieren, bis hin, das Publikum von den eigenen Positionen zu überzeugen.

Der Einfluss, der dadurch gegenseitig ausgeübt werden soll, ist ein wechselseitiger. Die jeweiligen Angebote seitens der BürgerInnen an die politische Klasse wie auch der politischen Akteure an die BürgerInnen, erfolgen über den öffentlichen Diskurs.

Auf der anderen Seite bedeutet Öffentlichkeit auch eine Eigenschaft, nämlich der Grad der Zustimmung zu politischen Institutionen, der über einen permanenten öffentlichen Diskurs erfolgt. Die Bedeutung von Öffentlichkeit in modernen Demokratien ergibt sich somit aus der Klammer von Öffentlichkeit zwischen den Bürgerinnen und dem politischen Entscheidungssystem. Die ständige Rückkoppelung von politischen Herrschaftspositionen und von politischen Entscheidungen an die Präferenzen der Bürger, somit an den Gemeinwillen a posteriori, der sich aus der Summe einer Vielzahl von Meinungen ergibt, begründet den strategisch wichtigen Stellenwert von Öffentlichkeit als intermediäres System. BürgerInnen und AkteurInnen des politischen Systems kommunizieren über den öffentlichen Raum miteinander.

Kommunikative Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen politischem System und seinen BürgerInnen werden für die Qualität von Legitimität als konstitutiv angesehen (Sarcinelli 1998, S. 257). Dabei enthalten Demokratien legitimatorische Elemente der direkten, plebiszitären und der indirekten, repräsentativen Demokratie. Diese beiden Seiten ein- und derselben Medaille der demokratischen Herrschaftsausübung entsprechen auch der Legitimitätsüberzeugung in der öffentlichen Sphäre, die sich einmal im repräsentationstheoretischen und ein andermal im diskurstheoretischen Modell niederschlägt.

Im ersten Modell geht es um eine Legitimation der Wenigen durch die Vielen, die nicht allein durch den periodisch wiederkehrenden Wahlakt erfolgt, mit dem Macht verteilt und

zugeordnet wird, sondern durch eine permanente Legitimationskette zwischen „oben" und „unten", zwischen Repräsentanten und Repräsentierten. Dieser Prozess kann nur durch Kommunikation im öffentlichen Raum begründet und aufrechterhalten werden, ein Prozess, der die repräsentative Demokratie als kommunikative Demokratie versteht. Die Pflicht zur ständigen Rückkoppelung mit den Repräsentierten umfasst Aufgaben wie die Aufnahme von artikulierten Interessen, aber auch die Aufnahme von nicht artikulierten Interessen, die Umsetzung von Einzel- und Partikularinteressen in allgemeine. Politisches Handeln bedarf zu seiner Legitimation der ständigen Rückkoppelung, die im kommunikativen Prozess erfolgt (ebda, S. 258).

Im Gegensatz zum repräsentationstheoretischen Modell, das sich der indirekten Demokratie verpflichtet sieht, orientiert sich das diskurstheoretische Modell an der direkten Demokratie. Dieses mit dem Namen Habermas aufs engste verbundene Modell betrachtet den Prozess der Legitimation als nie abgeschlossen. In der „Theorie des kommunikativen Handelns" (Habermas 1981) wird von der Prämisse ausgegangen, dass alle Argumente in der fiktiven *agorá* der Öffentlichkeit frei, ungehindert und unverzerrt zirkulieren und sich artikulieren können und dadurch die politischen Entscheidungsfindungen auf Grund der Rationalität, des besseren Arguments, der normativen Richtigkeit getroffen werden. Diese Offenheit und Gleichwertigkeit der Diskurse, ihre Herrschaftsfreiheit, führt zu einer ständigen Hinterfragung von Machtverhältnissen, und dank der Durchsetzungskraft der Vernunft zu einer Verallgemeinerung von gemeinwohlorientierten Interessen. Wahrheit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit bilden in diesem Zusammenhang die zentralen Geltungsansprüche des kommunikativen Handelns (Habermas 1995, S. 588).

Öffentlichkeit wird in diesem partizipatorischen Ansatz als eine Voraussetzung für das demokratische Gemeinwesen verstanden, als Raum, in dem Öffentlichkeit durch die Akzeptanz der Gleichheit der diskutierenden Akteure gekennzeichnet ist durch die Reziprozität der kommunikativen Beziehungen sowie durch die Struktur, die ausreichend Möglichkeiten zur Teilnahme am Diskurs bietet, und bestimmte Meinungen, Themen, Urteile usw. nicht ausschließt (ebda, S. 173).

Die Qualität von Demokratien wirft die Frage auf, anhand welcher Kriterien man die Struktur der Öffentlichkeit bewerten kann. Eines dieser Kriterien ist die Offenheit von Öffentlichkeit für alle BürgerInnen im Sinne des gleichen Zugangs zur Ware Information. Dieser Anspruch beruht auf dem Pluralismus der Meinungen und Gruppen. Dem Gebot der Offenheit des Kommunikationssystems entspricht zugleich die angemessene Widerspiegelung der Vielfalt im Kommunikationssystem.

Diese Offenheit sollte allerdings über die formale Seite hinausgehen, die zwar die Potentialität dieser Offenheit garantiert, nicht aber den realen Zugang. Die formelle Offenheit ist heute durch eine Vielzahl von Barrieren verbaut, die von gut organisierten kollektiven Akteuren wie Parteien und Interessensgruppen errichtet werden. Zudem gilt die Diskursivität als Kriterium der Öffentlichkeitsqualität, also der offene, pluralistische Diskurs zu einem Thema, das am Ende als öffentliche Meinung argumentativ gut abgesichert ist. Diese idealtypische Konzeption steht der realistischen gegenüber, die Öffentlichkeit als eine Arena sieht, in der unterschiedliche Akteure die öffentliche Meinung zu beherrschen versuchen.

Schließlich wird auf das Kriterium der Wirksamkeit hingewiesen, wenn nachgewiesen werden soll, welchen Einfluss die öffentliche Meinung auf eine politische Entscheidungsfindung gehabt hat. In einer pluralistischen Öffentlichkeit ist die Herausbildung einer einzigen Meinung unwahrscheinlich. Denn die Offenheit von Öffentlichkeit führt zur Fragmentierung der öffentlichen Meinung, die sich pluralisiert und spezialisiert (ebd. S. 273).

In komplexen Gesellschaften präsentiert sich die Öffentlichkeit somit als plurale Entität, die in eine politische, wissenschaftliche, juristische, sportliche, ethnische usw. fällt. Deshalb kann man in der Moderne nicht mehr von einem holistischen Öffentlichkeitsbegriff ausgehen, kann eine die gesamte Nation umspannende Öffentlichkeit nur als Fiktion angenommen werden (Gerhards/Neidhardt 1991). Dieser Fiktion steht allein schon die „Vielkanalöffentlichkeit“ entgegen, die zu Veränderungen der Kommunikationsbedingungen in einer Gesellschaft und zu zielgruppen-spezifischen Teilöffentlichkeiten führt (Plasser 2003).

Ethnische Minderheiten bilden für sich gesehen ebenfalls eine eigene Teilöffentlichkeit (Offe 2001), da sich Kommunikation einmal innerhalb der eigenen Gruppe abspielt, wobei diese interne Kommunikation im Vergleich zur externen Kommunikation der Gruppe und ihrer Einzelmitglieder abgestuft sein kann. Ein Teil der Mitglieder einer Sprachgruppe wird fast nur intern kommunizieren, ein anderer Teil möglicherweise den externen Kommunikationsprozess stärker praktizieren als den internen. Dies hängt von einer Reihe von sozialen Rahmenbedingungen ab, wie Alter, Kompetenz in der anderen Sprache, Bildungsgrad, Beruf usw.

Diese Art der Kommunikation im öffentlichen Raum gilt nicht nur für die ethnischen Minderheiten, sondern auch für die ethnischen Mehrheiten. Auch diese kommunizieren im Vergleich zu den anderen (ethnischen) Gruppen im Sinne des Innen- und/oder

Außenverhältnisses. Beide bilden von ihrer Innensicht aus gesehen einen (autonomen) Teilbereich an Öffentlichkeit.

Autonomie oder kommunikative Selbstreferenz weist in diesem Sinne auch auf eine andere Kehrseite der Medaille hin. Minderheiten werden in der Öffentlichkeit bewusst eingefärbt und von der Gesamtöffentlichkeit ausgeschlossen, wie es Morley in Bezug auf Ethnizität in Großbritannien formuliert hat. Danach wird in der Öffentlichkeit *withness* als die farblose neutrale Folie angenommen, von der sich alles andere als „Ethnizität" abhebt (Morley 2000, S. 120).

Das idealtypische Modell einer einheitlichen Öffentlichkeit setzt stillschweigend die Einsprachigkeit einer Gesellschaft voraus, oder jedenfalls einer Kommunikationssprache, die von allen in einem hohen Maße beherrscht wird und deshalb auch problemlos eingesetzt werden kann. Das Prinzip der Einsprachigkeit wurde besonders vehement im Zuge der Herausbildung der Nationalstaaten vertreten, als die Abgrenzung der öffentlichen Sphäre nach außen mit der (zwangsweisen) Homogenisierung nach innen einherschritt.

Diese Tendenz lässt sich aber auch in Staaten finden, die aus den unterschiedlichsten Gründen nicht einsprachig sind. Dort wird der soziale Status der einzelnen Sprachen in Relation zueinander festgelegt und ein Ranking des Sozialprestiges vorgenommen. In solchen Kontexten wird der Geltungsbereich meist räumlich und/oder sozial abgegrenzt, innerhalb der fiktiven Grenzen gilt wieder die sprachliche Homogenität (vgl. Busch 2004, S. 37). Solche *ethnospaceses* sind heute nicht mehr unbedingt territorial fixiert, da durch die Migration und durch die transnationalen Kommunikationsmittel transnationale (homogene) Räume miteinander verknüpft werden können.

Dieses Einsprachigkeitsprinzip führt in letzter Konsequenz zu einem Nebeneinander von getrennten Öffentlichkeiten oder jedenfalls zu einer Hierarchie von Öffentlichkeiten, die im besten Falle miteinander konkurrieren. Dadurch ist es zwar möglich, den Diskurs innerhalb der eigenen Gruppe und somit seiner Teilöffentlichkeit zu führen und mitzubestimmen, nicht aber den öffentlichen Diskurs insgesamt. Ein binnenorientierter Diskurs führt nicht nur zur Eingrenzung der Öffentlichkeit und zu seiner Fragmentierung, sondern auch zu unterschiedlichen Themenlagen des Diskurses. Selbst wenn über dieselben Themen kommuniziert wird, können die „ethnischen" Konnotationen unterschiedlich sein und deshalb auch unterschiedliche Schlussfolgerungen nach sich ziehen (unterschiedliche Gewichtung, unterschiedliche Einschätzungen der Themen, Einordnung von Themen unter die Kategorien der Identität oder von Interessen usw.), sodass es potentiell zu einem Auseinanderbrechen zwischen der Form und der Substanz

des Diskurses in den einzelnen Teilsphären der Öffentlichkeit kommen kann. In letzter Konsequenz führt diese Fragmentierung zu einer Erosion der sozialen und kulturellen Kohäsion einer Gesellschaft.

4. Legitimität

Öffentlichkeit hängt eng mit der Legitimität eines politischen Systems zusammen. Legitimität kann sich dabei auf den Legitimitätsanspruch einer politischen oder gesellschaftlichen Ordnung oder auf den Legitimitätsglauben der Herrschaftsunterworfenen oder auf beides in deren Wechselwirkung beziehen. Entlang dieser Unterscheidung kann Legitimität als Rechtmäßigkeit einer politischen Ordnung verstanden werden, in der die Realisierung einer Reihe von Prinzipien garantiert sind. In der Demokratie sind dies etwa Pluralismus, Rechtstaatlichkeit, demokratische Partizipation usw. Da TrägerInnen dieser Orientierungen Individuen sind, kann von einem Legitimationsglauben gesprochen werden. Legitimität kann dadurch als Summe der Legitimitätsüberzeugungen dieser Individuen auf das gesamte politische System übertragen werden.

Legitimität wird aber auch verstanden als Anerkennungswürdigkeit eines Gemeinwesens in materieller und prozeduraler Hinsicht, als deren Folge der Anspruch eines politischen Systems auf Legitimität nur insofern besteht, wenn die zur Norm erhobenen Verhaltenserwartungen Interessen hervorbringen, die verallgemeinerungsfähig sind (Sarcinelli 1998).

Notwendig ist somit ein bestimmter Legitimitätsglaube. Die Herrschaftsunterworfenen müssen Herrschaft als „rechtens“ anerkennen. Dafür sind unterschiedliche Begründungen möglich, die vielfach in Leistungen zur Rechtfertigung staatlicher Herrschaft bestehen.

Die Legitimation von demokratischer Herrschaft erfolgt über Wahlen als Verfahren, aber materiell liegt sie in der Akzeptanz der Regeln, die inhaltlich auf einer demokratischen politischen Kultur aufbauen. Die Verbindlichkeit von Verfahren zur Entscheidungsfindung wird gekoppelt mit Geltungsgründen. Politische Kommunikation ist somit eine Grundvoraussetzung, eine conditio sine qua non für Legitimität (ebd. 1998, S. 253).

Unsere politischen Systeme sind repräsentative Systeme. Es handelt sich somit um eine vom Souverän Volk an wenige delegierte Macht, wobei es einer ständigen Rückkoppelung der MachtträgerInnen zu den Machtunterworfenen bedarf, die periodisch durch

Wahlen erfolgt. Ausgangspunkt und Rückkehrpunkt der Legitimität ist immer der Souverän. Diese Legitimationskette kann allerdings nur gewährleistet werden, wenn Repräsentation als ein dynamischer und responsiver, insgesamt also ein kommunikativer Prozess begriffen wird. Die parlamentarisch-repräsentative Politik ist heute in hohem Maße zu einer kommunikationsabhängigen Politik geworden. Repräsentative Demokratie ist immer auch kommunikative Demokratie, die sich in einem ständigen kommunikativen Austauschprozess zwischen Repräsentierten und Repräsentanten (und umgekehrt) befindet (Oberreuter 1989, S. 138).

Wenn politische Herrschaft legitimiert, somit begründet werden muss, so besitzt diese Legitimität auch eine kommunikative Begründungsleistung. Politische Herrschaft ist in unseren Demokratien zustimmungsbedürftig. Zustimmung als auch Begründung basieren auf politischer Kommunikation. Wenn wir Legitimität unter politisch-kulturellen Perspektiven betrachten, so handelt es sich in erster Linie um den Beitrag der politischen Kommunikation im Spannungsfeld von herrschaftlicher Setzung, Rechtsgeltung und politischer Unterstützung.

Wenn nun Legitimität zustimmungsbedürftig ist, so erfolgt eine solche Zustimmung nur aufgrund eines ständigen Kommunikationsprozesses, der allerdings ungeteilt erfolgen muss. Ungeteilt in dem Sinne, dass alle (ethnischen) Gruppen Zugang zum öffentlichen Diskurs haben müssen und dadurch an diesem teilnehmen können. Eine fragmentierte Öffentlichkeit bringt sehr leicht eine fragmentierte Legitimation hervor, weil legitimatorische Diskurse nur innerhalb der eigenen Gruppe stattfinden, aber nicht gruppenübergreifend. Und dadurch werden legitimatorische Diskurse in Ermangelung gemeinsamer Inhalte erschwert.

Zur Legitimität eines ethnisch fragmentierten politischen Systems bedarf es deshalb einer ungeteilten (politischen) massenmedialen Kommunikation, bedarf es zumindest Schnittstellen zwischen Teilöffentlichkeiten, um Differenz auszuhandeln (Busch 2004, S. 449). Die Pluralität der gruppenspezifischen Kommunikationsräume muss gewährleistet werden, es muss aber auch garantiert sein, dass in einer ethnisch fragmentierten Gesellschaft alle Gruppen die Möglichkeit einer breiten zivilgesellschaftlichen Beteiligung haben. Andernfalls wird eine kollektive Identitätsbildung nicht erfolgen. Es bedarf somit Massenmedien, die den Dialog zwischen den verschiedenen Sprachgruppen garantieren und fördern (Husband 2001, S. 17).

5. Transethnische Kommunikation

Seit Jahren wird von einer europäischen Öffentlichkeit gesprochen, die als wichtiger Bestandteil zur Herstellung eines europäischen *demos* angesehen wird (Trenz/Eder 2004). Als eines der Hindernisse auf dem Wege dorthin wird immer wieder auf die Sprachenvielfalt hingewiesen, die es verhindern würde, einen „metatopischen Raum" zu schaffen, in dem Öffentlichkeit, Responsivität und Diskursivität als kommunikative Strukturen vorhanden sind (Beierwaltes 2002, S. 214). Zugleich wird aber betont, wie wichtig eine europäische Öffentlichkeit für die Legitimität der Europäischen Union sei.

Argumente, die zur Herausbildung einer Öffentlichkeit für eine supranationale Organisation wie die Europäische Union diskutiert werden, können mit gewissen Abstrichen auch auf Räume übertragen werden, in denen verschiedene Sprachgruppen miteinander leben.

Wie wir gesehen haben, ist Legitimität eine zentrale Kategorie von Demokratie, ihre Stabilität hängt wesentlich von ihrer Anerkennungswürdigkeit durch die BürgerInnen ab. Legitimität kommt über einen permanenten Rückkoppelungsprozess zwischen den BürgerInnen und dem politischen System zustande sowie durch einen permanenten Diskurs unter den BürgerInnen.

Wenn es eine ethnisch fragmentierte Öffentlichkeit gibt, ist auch die Legitimität des politischen Systems (ethnisch) fragmentiert und somit einer größeren Instabilität ausgesetzt. Für die Legitimität und Stabilität einer Demokratie ist somit eine möglichst ungeteilte Öffentlichkeit, verstanden als allgemein zugänglicher, ungehinderter politischer Diskurs, der gemeinsame Themen anspricht, eine Grundvoraussetzung. Dies bedeutet, dass sich die BürgerInnen nicht nur als Mitglieder ihrer eigenen Gruppe verstehen sollten, sondern zusätzlich als Teil einer gemeinsamen gruppen-übergreifenden Identität.

Dies sollte möglich sein, da es trotz unterschiedlicher kollektiver Erfahrungen, Wahrnehmungen und Verständigungsarten für jede gesellschaftliche Gruppe in der europäischen Dimension positive Voraussetzungen für eine gemeinsame demokratische Identität jenseits von ethnischen, linguistischen, religiösen, ökonomischen oder wie immer definierten Bruchlinien gibt. Das ist die Identifizierung mit den Grund- und Menschenrechten, mit den Prinzipien der Gleichheit, Freiheit und Solidarität bis hin zu einem gewissen Wertkonsens.

Genauso wie auf europäischer Ebene die Zukunftsfrage lautet, ob aus den verschiedenen Kulturen eine europäische Zivilisation entstehen kann, ob es gelingt, den einzel-

nen nationalen Kulturen als Alternative eine europäische Zivilisation entgegenzustellen, das „Europa der Vaterländer“ durch ein kulturell plurales Europa abzulösen, genauso lautet die Frage, ob es in ethnisch fragmentierten Gesellschaften gelingt, eine gemeinsame Identität, ein „Wir-Bewusstsein“ aufzubauen, in der ethnische genauso wie andere Identitäten ihren Platz finden. Anstatt Prinzipien des Ausschlusses und der Trennung müssten Prinzipien des Einschlusses gelten, um eine transethnische bzw. postethnische Zivilisation, eine transethnische Ökumene zu bilden.

Eine ungeteilte „Kommunikationsgemeinschaft“ in einer von Massenmedien ungeteilten Öffentlichkeit setzt allerdings eine gemeinsame Sprache voraus, um zu garantieren, dass die zentralen politischen Ereignisse in einer Demokratie allen gleichzeitig bekannt sind. Diesem Anspruch stehen vielfach sprachliche Barrieren gegenüber. In einem solchen Falle müsste gewährleistet sein, dass die transportierten Inhalte der jeweiligen Medien dem Ziel einer transethnischen Ökumene entsprechen, andernfalls führt der auf unterschiedlichen Inhalten geführte Kommunikationsfluss zwischen den BürgerInnen sowie zwischen den BürgerInnen und den politischen Eliten zu unterschiedlichen Legitimitätsvoraussetzungen. Denn letztlich sind es in erster Linie die von Massenmedien vermittelten Inhalte, die zur gesellschaftlichen Integration beitragen, nicht die einzelnen Medien selbst (Beierwaltes 2002, S. 211).

Wie beim Konzept einer europäischen Öffentlichkeit, die unter anderem davon ausgeht, dass nationale Medien sich zunehmend europäischen Themen annehmen und so eine Themenkonvergenz herbeiführen (Busch 2004, S. 156), genauso ist es denkbar, dass auch bei der massenmedialen Berichterstattung in ethnisch fragmentierten Gesellschaften ganz bewusst die Konvergenz von Themen gesucht wird. Das Mindeste, was erreicht werden sollte, sind Schnittstellen der inhaltlichen Kommunikation, um eine völlige Ethnisierung der massenmedialen Kommunikation zu vermeiden.

In der sozialen Realität fällt jedenfalls auf, dass sich die einzelnen Minderheitenmedien jeweils an die eigene Sprache halten, also einsprachig sind. Von den 29 in der MIDAS organisierten Minderheitenzeitungen veröffentlichen nur 3 auch Beiträge in einer anderen Sprache. Auch weisen Untersuchungen nach, dass etwa TV-ZuschauerInnen lieber auf Sendungen schalten, die in der eigenen Sprache ausgestrahlt werden und ihrem eigenen Kulturkreis nahe stehen, wenn sie die Möglichkeit dazu haben (Richardson/Meinhof 1999, S. 71).

Mehrsprachigkeit im Medienbereich ist hingegen eher die Ausnahme. Einige wenige Beispiele dazu. In der zweisprachigen deutschschweizerisch/französischen Stadt Biel-

Bienne mit einer hohen Kompetenz in der jeweils anderen Sprache gibt es seit 1978 die zweisprachige Gratis-Zeitung Biel-Bienne, die die Zweisprachigkeit zu ihrem Markenzeichen erhoben hat. Seit 1999 gibt es auch einen gemeinsamen Fernsehkanal mit einem regionalen Nachrichtenprogramm und einer zweisprachigen Redaktion, der aber in getrennten Sendeschienen sendet. Im Vergleich zum zweisprachigen Potential der Bevölkerung ist die Zweisprachigkeit der Medien aber relativ gering.

In Großbritannien sendet die BBC seit den 1980er Jahren im Lokalfunk Programme für Zuwanderer, indem auf Zweisprachigkeit aufgebaut wird. Solche zweisprachige Sendungen für MigrantInnen gibt es auch in der Bundesrepublik Deutschland (Radio Querfunk in Karlsruhe). Sendungen dieser Art in vornehmlich freien Radios gibt es auch in anderen Ländern.

Auf europäischer Ebene sendet EuroNews in sieben, der Eurosport Kanal in 18 europäischen Sprachen (Busch 2004, S. 154). Sprachübergreifend ist auch der TV Kanal ARTE, der sich als zweisprachiger deutsch-französischer Kulturkanal versteht. Die Zweisprachigkeit gehört zum Markenzeichen der TV-Anstalt. Die Mehrsprachigkeit war auch im staatlichen Rundfunk und Fernsehen des ehemaligen Jugoslawien vorhanden, insbesondere in den jeweiligen Teilrepubliken, bis nach dem Zusammenfall des Vielvölkerstaates ein Rückzug in die eigene Sprache festgestellt werden musste (Valic 2001).

Eine gesellschaftliche Realität, in der die Medien die gesellschaftliche Mehrsprachigkeit widerspiegeln, ist Luxemburg. Das Großherzogtum ist das einzige europäische Land, in dem seit Jahrzehnten in den einzelnen Printmedien die Beiträge in mehreren Sprachen erscheinen, nämlich Deutsch, Französisch und Luxemburgisch.

Diese Dreisprachigkeit in den Printmedien widerspiegelt die sprachliche Realität Luxemburgs, in der seit 1984 alle drei Sprachen einen besonderen gesetzlichen Schutz genießen und in der sozialen Rangordnung gleichwertig akzeptiert werden. Ähnlich verhält es sich bei den elektronischen Medien, auch wenn es hier einen starken Überhang des Luxemburgischen gibt. Einsprachige Zeitungen haben hingegen nur eine geringe Reichweite. Auch wenn im Mediensektor keine besonderen sprachliche Regelungen vorgesehen sind, so erhalten nur jene Medien eine öffentliche Förderung, die in einer oder in mehreren dieser drei Sprachen erscheinen (Kohn 2003, S. 54-62). In welcher Sprache publiziert oder gesendet wird, hängt vielfach vom Thema, von den vorhandenen Ausgangstexten (z.B. Pressemitteilungen) und von der Sprache der JournalistInnen ab.

Luxemburg bildet in Europa zwar eine Ausnahme, beweist aber, dass eine mehrsprachige Gesellschaft mehrsprachige Printmedien im Sinne einer mehrsprachigen Realität

als Selbstverständlichkeit akzeptiert. Argumente gegen mehrsprachige und somit für einsprachige Medien wie mangelnde Lesefreudigkeit oder technische Probleme werden am Beispiel Luxemburgs entkräftet (vgl. Busch 2004, S. 98).

Die Segmentierung der öffentlichen Kommunikation, beispielsweise durch Sprachenvielfalt bedingt, stellt somit eine erhöhte Anforderung an die Politik. Die Herausforderung zur Konstruktion einer „Kommunikationsgemeinschaft" ist auf europäischer Ebene aufgenommen worden. Auf europäischer Ebene gibt es längst eine kulturelle Elite, die in mehreren Sprachen kommuniziert oder jedenfalls in der immer weiter sich ausbreitenden *koinè* des Englischen (Beierwaltes 2002, S. 225-230).

Was nun die Sprachminderheiten betrifft, so sind diese heute vielfach zwei- oder mehrsprachig, wie sehr oft auch die mit den (autochtonen) Minderheiten lebenden Mehrheiten, während die Sprachenfrage im Zusammenleben mit Migranten bereits schwieriger wird. Und genauso wie auf europäischer Ebene gibt es auch beim Zusammenleben von verschiedenen Sprachgruppen eine Reihe von Trägheitsmomenten, die dazu führen, dass vielfach einsprachige Medien anderssprachigen oder zweisprachigen vorgezogen werden.

Eine neue Chance der interethnischen Kommunikation könnten die „Social Media" darstellen, die sich von den traditionellen Medien durch Partizipation, Interaktion und Kommunikation „von unten" unterscheiden. Safko spricht von „two – way – communication instead of pontification" (2010, S. 3ff.), da die "Web 2.0" Kommunikation zwischen den NutzerInnen direkt erfolgt, auf einem „lebendigen Online – Marktplatz, " auf dem Nachrichten, Daten, Meinungen sowie Informationen ausgetauscht und empfangen werden, welche von den NutzerInnen selbst produziert, gestaltet und gehandelt werden können (Bernet 2010, S. 10). Unter Social Media, verstanden als „participatory Media", die mit politischer Relevanz und *civic engagement* in Verbindung gebracht werden, fallen u.a. blogs, wikis, RSS (Really Simple Syndication), tagging, social bookmarking, music-photo-video sharing, mashups, podcasts, digital storytelling, virtual communities, social network services, virtual environments, videoblogs usw. (vgl. Rheingold 2008, S. 100). Social Networks, die privat (facebook, google+ myspace) oder öffentlich sein können (Xing), bieten verschiedene Kommunikationsformen und Diskussionsplattformen an und ergänzen längst den traditionellen Journalismus (MacKinnon 2007, Blood 2003). Social Media haben das Internet längst verändert, viele NutzerInnen betrachten diese als Alternative zu den traditionellen Massenmedien. Die vielfältigen strukturellen Unterschiede zu den traditionellen Medien bieten dabei zumindest potentiell neue und bessere Möglichkeiten

einer interethnischen Kommunikation. Grund dafür sind die neuen Technologien, die als Infrastruktur potentiell von jedem/jeder NutzerIn zur Generierung von Medien verwendet werden können. Durch diesen strukturell – technologischen Unterschied zu den kommerziellen Massenmedien wird zusammen mit den GestalterInnen auch der Inhalt (neu) bestimmt, der auf Partizipation und Interaktion beruht, immer neue Nischenbereiche besetzt und in unterschiedlichsten Formen erfolgen kann: Youtube als Plattform für Videos, Flickr für Fotos, Social Networks, wie Facebook, Google+, um Kontakte zu halten, Wikis um Wissen zu sammeln und für jeden zugänglich zu machen, Blogs und Microblogging, um Texte und Kurzmeldungen zu veröffentlichen. Damit einher ist der Abbau bzw. die Beseitigung wirtschaftlicher Schranken gegangen, zumal über Social Media selbst produzierte Medieninhalte einem Massenpublikum zugänglich gemacht werden, ohne dass sich Medienunternehmen dazwischen schalten können. Über youtube, facebook, blogs oder twitter lässt sich dasselbe Publikum erreichen wie über die traditionellen Medien. Die hierarchielose Kommunikation ohne redaktionelle Linie oder dominierendes Medienimperium lässt viele Grenzen überschreiten, auch ethnische. Allerdings stellen diese Möglichkeiten alleine noch keine Garantie dar, dass dadurch ein positiver Einfluss auf die (politische) öffentliche Sphäre erfolgt (Rheingold 2008, S. 103).

Trotz aller aufgezeigter Hindernisse darf die Herausbildung gemeinsamer Identitäten jenseits von Sprachbarrieren und verschiedenen Trägheitsmomenten keine Utopie bleiben. Auch wenn für den europäischen Raum vielfach die These vertreten wird, dass es (noch) keine gemeinsame Öffentlichkeit gibt, darf in ethnisch fragmentierten Gesellschaften bei einem solchen Konstrukt nicht stehen geblieben werden. Der Grund dafür liegt darin, dass ethnisch zusammengesetzte Gesellschaften viel sensibler auf Störfaktoren reagieren als dies Gesellschaften ohne tiefgreifende ethnische Bruchlinien tun.

Ethnische, selbstbezogene Teilöffentlichkeiten müssen so weit als möglich durch Klammern der Mehrsprachigkeit zusammengehalten werden sowie durch eine Reihe von weiteren kommunikativen und symbolischen Akten. Bei sprachlichen Defiziten und Barrieren sind vor allem die Diskurse über gemeinsame Themen und Inhalte bedeutsam, um eine gemeinsame Basis für die Legitimität des politischen Systems und dadurch für das konstruktive Zusammenleben zu schaffen. Gemeinsame Inhalte schaffen eine gemeinsame Öffentlichkeit, jenseits von anderen sozialen Bruchlinien, die in einer Gesellschaft vorhanden sind. Deshalb sollten gemeinsame Themen in den jeweiligen Massenmedien nicht nur aufgegriffen, sondern auch unter gemeinsamen Perspektiven diskutiert und behandelt werden.

Schließlich erfordert die Herausbildung einer gemeinsamen Öffentlichkeit in Anlehnung an Habermas nicht nur gemeinsame Diskurse zwischen den verschiedenen Sprachgruppen, sondern auch die Herausbildung gemeinsamer Interessen, die sich sprachgruppenübergreifend artikulieren (Habermas 1998). Dazu bedarf es in erster Linie intermediärer Strukturen, gemeinsamer Parteien genauso wie gemeinsamer Verbände. Solche gemeinsame Interessensvertretungen sind umso eher realisierbar, wenn den einzelnen Sprachgruppen deren gruppenübergreifende Bedeutung für den Alltag bewusst wird, wenn damit gesellschaftliche Gewinne verbunden sind, ein gesellschaftlicher Mehrwert, der allen Mitgliedern einer ethnisch pluralen Gesellschaft einen nachvollziehbaren Nutzen bringt.

Literatur

Becker, Jörg (2003): Beitrag der Medien zur Krisenprävention und Konfliktbearbeitung. AFB-Texte (Arbeitsstelle Friedensforschung Bonn), 1/2003.

Becker, Jörg (2005): Communication and conflict. Studies in international relations, New Dehli: Concept Publishing Company.

Beierwaltes, Andreas (2002): Demokratie und Medien. Der Begriff der Öffentlichkeit und seine Bedeutung für die Demokratie in Europa, Baden-Baden: Nomos.

Bentele, Günter (1998): Vertrauen/Glaubwürdigkeit, in: Jarren, Otfried/Sarcinelli, Ulrich/Saxer, Ulrich (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 305-311.

Bernet, Marcel (2010): Social Media in der Medienarbeit: Online-PR im Zeitalter von Google, Facebook und Co, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Blood, Rebecca (2003), Weblogs and Journalism: Is there a connection?, in: Nieman Reports, Rebecca's pocket, http://www.rebeccablood.net/essays/ weblogs -_journalism.html (18.3.2012).

Bloomfield, David (1997): Peacemaking strategies in Northern Ireland. Building complementary in conflict management theory, London: Macmillan.

Breuer, Manfred (1994): Nordirland. Eine Konfliktanalyse (Heidelberger Studien zur internationalen Politik, Bd. 6), Hamburg: Lit.

Brezigar, Bojan/Sussi, Emidio/Valencic, Vida (1998) (Hg.): The Minority Daily Press in Europe. Proceedings of the 1. European Conference of the Minority Daily Press. Trst-Trieste, 16.-18. April 1998, Bozen-Bolzano.

Busch, Brigitta (2004): Sprachen im Disput. Medien und Öffentlichkeit in multilingualen Gesellschaften, Klagenfurt/Celovec: Drava.

Council of Europe (1992): European charter for regional or minority languages. European Treaty Series 148, Strasbourg.

Council of Europe (1995): Framework convention for the protection of national minorities, European Trety Series 157, Strasbourg.

Europäisches Jahr des interkulturellen Dialogs (2008): http://europa.eu/legislation_summaries/culture/l29017_de.htm (16.3.2012).

Franchon, Claire/Vargaftig, Marion (1995) (Hg.): European television: immigration and ethnic minorities, London: Libbey.

Fukuyama, Francis (1995): Trust. The social virtues and the creation of prosperity, New York: Free Press.

Gerhards, Jürgen (1998): Öffentlichkeit, in: Jarren, Otfried/Sarcinelli, Ulrich/Saxer, Ulrich (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag , S. 268-274.

Habermas, Jürgen (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied/Berlin: Luchterhand.

Habermas, Jürgen (1995): Erläuterungen zum Begriff des kommunikativen Handelns, in: ders.: Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, , 571-604.

Habermas, Jürgen (1998): Die postnationale Konstellation und die Zukunft der Demokratie, in: ders. (Hg.): Die postnationale Konstellation. Politische Essays, Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, S. 91-169.

Husband, Charles (1994): A richer vision: the development of ethnic minority media in Western Europe, London: Libbey.

Imhof, Kurt (2011): Die Krise der Öffentlichkeit: Kommunikation und Medien als Faktoren des sozialen Wandels, Frankfurt/M.: Campus.

Jarren, Otfried/Donges, Patrick (2002): Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Eine Einführung. Bd. 1: Verständnis, Rahmen und Strukturen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Kohn, Romain (2003): Luxemburg, in: Karlsreiter, Ana (Hg.): Media in Multilingual Societies: Freedom and Responsibility, Wien: OSCE: Office of the Representative on Freedomon of the Media.

Lipset, Samuel Martin/Rokkan, Stein (1967): Cleavage Structures, Party Systems, and Voter Alignments. An Introduction, in: dies (Hg.): Party System and Voter Alignments: Cross-National Perspectives, New York: Oxford University Press, S. 1-63.

Luhmann, Niklas (2000): Vertrauen: Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, Stuttgart: UTB/Lucius & Lucius, 4. Auflage.

MacKinnon, Rebecca (2007): Blogging, Journalism and Credibility: The Future of Global Participatory Media, http://rconversation.blogs.com/MacKinnon_blogging_and_journalism_2007.pdf (26.3.2012).

Morley, David (2000): Home Territories. Media, Mobility and Identity, London: Routledge.

Nicklas, Hans (1997): Über die Schwierigkeit der Konfliktregelung bei ethnischen Konflikten, in: Vogt, Wolfgang (Hg.): Gewalt und Konfliktbearbeitung: Befunde – Konzepte – Handeln (Schriftreihe der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung, Bd. 24), Baden-Baden: Nomos, S. 222-227.

Oberreuter, Heinrich (1987): Stimmungsdemokratie. Strömungen im politischen Bewußtsein, Zürich-Osnabrück: Ed. Interfrom.

Offe, Claus (1999): How can we trust our fellow citizens?, in: Warren, Mark E. (Hg.): Democracy and Trust, Cambridge: University Press, S. 42-87.

Pallaver, Günther (2006): Demokratie und Medien in ethnisch fragmentierten Gesellschaften. Theoretische Überlegungen zur Überwindung kommunikativer Schranken, in: ders. (Hg.): Die ethnisch halbierte Wirklichkeit. Medien, Öffentlichkeit und politische Legitimation in ethnisch fragmentierten Gesellschaften. Theoretische Überlegungen und Fallbeispiele aus Südtirol, Innsbruck-Wien-Bozen: Studienverlag, S. 9-39.

Plasser, Fritz (mit Gunda Plasser) (2003): Globalisierung der Wahlkämpfe. Praktiken der Campaign Professionals im weltweiten Vergleich (Schriftenreihe des Zentrums für Angewandte Politikforschung, Bd. 27), Wien: WUV Universitätsverlag.

Rautz, Günther (1999): Die Sprachenrechte der Minderheiten, Baden-Baden: Nomos.

Rheingold, Howard (2008): Using Participatory Media and Public Voice to Encourage Civic Engagement, in: Bennett, Lance (Hrsg.): Civic Life Online: Learning How Digital Media Can Engage Youth, Cambridge/M.-London: The MIT Press, S. 97–118.

Reiterer, Albert F. (2002): Postmoderne Ethnizität und globale Herausforderung (Minderheiten und Minderheitenpolitik in Europa, Bd. 1); Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag.

Richardson, Kay/Meinhof, Ulrike (1999): Worlds in Common? Television discourse in a changing Europe, London: Routledge.

Safko, Lon (2010): The Social Media Bible: Tactics, Tools, and Strategies for Business Success, Hoboken/New Jersey: John Wiley & Sons, "2. Auflage.

Sarcinelli, Ulrich (1998): Legitimität, in: Jarren, Otfried/Sarcinelli, Ulrich/Saxer, Ulrich (Hg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil, Opladen-Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 253-267.

Seligman, Adam B. (1997): The problem of trust, Princeton University Press

Simmel, Georg (1992): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, hg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Somers, Margaret R. (1993): Citicenship and the place of the public sphere. Law, community and political culture in the transition to democracy, in: American Sociology Review 58, S. 587-620.

Somers, Margaret R. (1995): Wath's political or cultural about political culture and the public sphere? Towards an historical sociology of concept formation, in: Sociological Theory 13, S. 113-144.

Taifel, Henri et. al. (1971) : Social categorization and integroup behaviour, in : European Jornal of Social Psychology, 1/1971, S. 149-178.

Trenz, Hans-Jörg/Eder, Klaus (2004): The democratising dynamics of an European public sphere. Towards a theory of democratic functionalism, in: European Journal of Social Theory 6, 5-25.

Valic-Nedeljkovic, Dubravka (2001): Diversität versus Unitarismus: Medien in der Vojvodina, in: Busch, Brigitta/Hipfl, Brigitte/Robins, Kevin (Hg.): Bewegte Identitäten – Medien in transkulturellen Kontexten, Klagenfurt: Drava, 202-225.

Van Dijk, Teun Adrianus (1987): Communicating Racism. Ethnic Prejudice in Thought and Talk, London: Sage.

Vertrag von Lissabon (2008): hg. Von der Bundesztentrale für politische Bildung, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

www.midas-press.org/welcome_de.htm: Midas - Vereinigung von Minderheitentageszeitungen (21.9.2005)

Zanfrini, Laura (2004): Sociologia della convivenza interetnica, Roma-Bari: Laterza.

Informations(t)raum

Werner Hanselitsch

1. Einleitung

„Das Bild eines nachdenklichen Mannes, der an einem Streiktag vor einem leeren Fernseher sitzt, wird eines Tages als das schönste Bild der Anthropologie des 20. Jahrhunderts gelten", (Baudrillard 1992 S. 20) schrieb Jean Baudrillard 1992. Ob sich seine Vision je erfüllen wird, ist höchstwahrscheinlich eine Frage für zukünftige Generationen, obwohl sich für die Tätigkeit bzw. das Erleiden des Fernsehens durchaus eine ausführliche anthropologische Betrachtung lohnen würde. Fernsehen ist nämlich eine Form von „faschistisch" („fasces" = „Bündel") geschalteter Informationsvermittlung, die den Menschen zum passiven Konsumieren von Informationen verdammt. Das Fernsehen schafft durch die Schaltung von Sender und Empfänger Räume, welche Informierte von Uninformierten trennen – je nach Programmzugang auch Informierte von Informierten und zudem ist der Rundfunk nicht geschaffen für Dialoge. Die Informationsvermittlung via Fernsehen ist aber bekanntlich nur eine Möglichkeit, wie Informationen transportiert und übertragen werden können. Eine Phänomenologie des Fernsehens wurde übrigens von Herrn Flusser bereits angeregt und in Grundzügen angedacht. (Vgl. Flusser 2005, S. 103-123)

Der Begriff „Information" hat prinzipiell zwei unterschiedliche Bedeutungen: wissenschaftlich gesehen, wird zwischen einem syntaktischen und einem semantischen Informationsbegriff unterschieden. Der syntaktische Informationsbegriff bezeichnet den Aufwand und in gewisser Weise auch die Struktur, welche zur Übertragung von Information nötig ist und ebenso die Effizienz dieser Übertragung, wohingegen der semantische Begriff der Information sich auf die Bedeutung derselben bezieht (Vgl. Pethes/Ruchatz 2001, S. 274-276). Aristotelisch gesehen könnte man mit gutem Gewissen von Form oder Struktur und Inhalt sprechen. Im Rahmen dieser Ausführungen ist eher der erste Begriff relevant: es geht um Ein- und Ausschluss, der durch eine bestimmte Informationsarchitektur konstituiert wird und der Inhalt, welcher sich natürlich ebenso auf Sender und Empfänger auswirkt, ist dabei in gewissem Sinne zu vernachlässigen. Nichtsdestotrotz wird auch teilweise der semantische Informationsbegriff zur Sprache kommen.

Als wissenschaftlich kompetent hierfür zeichnet sich die sogenannte „Kommunikologie" des tschechischen Philosophen und Medientheoretikers Vilém Flusser (1920-1991). Er definiert seinen Ansatz so: „Kommunikologie ist die Lehre von der menschlichen Kommunikation, jenem Prozess, dank welchem Informationen gespeichert, prozessiert und weitergegeben werden" (Flusser 2008, S. 35). Sein besonderes Interesse gilt der Informationsübertragung vom privaten in den öffentlichen und vom öffentlichen in den privaten Raum, wozu er mehr oder weniger die gesamte europäische Geistes- und Kulturgeschichte rhizomartig bemüht. Diese Aufteilung zwischen öffentlich und privat ist natürlich prinzipiell in Frage zu stellen, aber für Flussers Anliegen, das in einer technischen Utopie voller Empathie und Altruismus endet, reicht sie völlig aus. Er würde jedoch nicht leugnen, dass Informationen auch andere Räume überbrücken als private und öffentliche, die lediglich als Ausgangspunkt und Endstation des Informationsspiels verstanden werden müssen. Ein Beispiel hierfür sind sogenannte Orte reinen Verkehrs, die der französische Ethnologie Marc Augé „Nicht Orte" getauft hat – auch hierzu im Folgenden mehr. Flusser unterscheidet übrigens nicht explizit zwischen den beiden Bedeutungen von Information. Er geht vielmehr von einem etwas allgemeineren Informationsbegriff aus: „Was gelernt, erinnert und vergessen werden kann" (Pethes/Ruchatz 2001, S. 274). Mit diesem Informationsbegriff bemüht er sich, die Lebenssituation der betroffenen Kulturinsassen zu erhellen.

Die Schaltung zwischen Sender und Empfänger, mit anderen Worten, die Frage nach dem „Wie" der Informationsübertragung sowie Speicher- und Verarbeitungsart derselben, schafft Räume und damit Einschluss und Ausschluss. Diese Räume bedingen wiederum menschliche Lebensformen – das „Dasein" bestimmt sich ja offensichtlich immer noch über den Aufenthaltsort des Seins. Die Schwächung und das Wiedererstarken der Nationalstaaten in den letzten Jahrzehnten zeigte dies sehr deutlich. Natürlich lässt sich diese Situation auch umgekehrt denken: das menschliche Dasein schafft Räume, deren Verbindung durch Informationsübertragung hier im Mittelpunkt stehen soll. Die Frage nach dem Anfang oder Ursprung ist dabei nicht nur unter dem Gesichtspunkt, dass wir in einem postmetaphysischen Zeitalter leben und sich daher unser Bedürfnis nach derartigen Konstruktionen in Grenzen hält, zu vernachlässigen: Dasein und Sprache bzw. Kommunikation bilden ohnehin eine untrennbare Einheit und somit ist die Frage, ob dem Raum oder dem Dasein der Vorzug zu geben ist genauso gewinnbringend wie die Frage nach dem Primat von Huhn oder Ei. Festzuhalten bleibt, dass Raum und Lebensform durch Informationen geschaffen werden. Informiert zu sein bedeutet in dieser Hinsicht also auch, in Form gehalten zu werden. Heutzutage werden postmoderne Ge-

sellschaften hauptsächlich durch die beiden Schaltungen „Rundfunk" und „Netzwerk" mit Informationen versorgt. Die Situation bzw. das Wesen von Sendern und Empfängern fällt bei den beiden Informationsarchitekturen aber höchst unterschiedlich aus.

Im Folgenden sollen drei Beispiele (inklusive der gegenwärtigen Situation) für das Publizieren (privat nach öffentlich) und das Politisieren (öffentlich nach privat) von Informationen skizziert werden, die schließlich das Besondere und Einzigartige des aktuellen Informationshaushalts deutlich machen. Abschließend wird noch Flussers technische Utopie zur Sprache kommen, um ein in philosophischen Kreisen unerreichtes Maß an Optimismus bezüglich unserer Technik zu zeigen, trotz standesgemäßer und damit ausführlicher Kritik. Flussers Utopie lebt nämlich auch davon, dass es beinahe keine Minderheiten und damit keinen Ausschluss in dem uns bekannten Sinne mehr gibt.

Es handelt sich im Folgenden ausdrücklich nicht um eine geschlossene Theorie oder eine detaillierte Darstellung im Sinne einer „dichten Beschreibung". Vielmehr besteht die Intention darin, kulturwissenschaftliche Einblicke, Momentaufnahmen und Veränderungen aufzuzeigen, welche die Trennung von Menschen durch eine bestimmte Weise von Informationsstruktur bedingen und wie diese Trennungen in Flussers Visionen aufgehoben werden könnten.

2. Privat und öffentlich

Sinnvolle Informationen, das heißt, weder Infotainment noch die ständige Wiederholung des ewig Gleichen, sind immer noch ein kostbares Gut, obwohl wir uns einer Form der Informationsvermittlung zu nähern scheinen, in welcher ein Überfluss an Informationen zum Alltag gehören wird. Chronologisch vertikal und horizontal betrachtet, gibt es offensichtlich eine Mannigfaltigkeit an Weisen, wie Information übermittelt werden kann. Startpunkt dieser Ausführung ist die Übermittlung von Informationen in der Antike, jener Zeit, in der die Mauer noch eines der größten Probleme hinsichtlich der Informationsvermittlung darstellte.

Im Griechenland der Antike waren öffentlicher Raum (*polis*) und privater Haushalt (*oikos*) strikt voneinander getrennt und wurden von unterschiedlichen Herrschaftsformen strukturiert. Versuchte Man(n), im Sinne eines einheimischen männlichen Bürgers, in der *polis* eine gewisse Form von Gleichheit zu verwirklichen, so war der *oikos* der Ungleichheit „geweiht". Gleichheit bestand offensichtlich nur unter einer bestimmten Gruppe

von Männern. Der öffentliche Raum, die griechische Polis, besticht durch ein gewisses „Verhältnis von Freien und Gleichen, unter denen Regieren und Regiertwerden auswechselbar ist" (Braun, Heine/Opolka 2002, S. 56). Der private Bereich hingegen ist völlig andersartig organisiert und die Herrschaft ist nicht auswechselbar. Die „Daheimgebliebenen" sind aber nicht nur herrschaftstechnisch anders geordnet als die männlichen Bürger, sie sind auch informativ gesehen die Ausgeschlossenen. Der altgriechische Begriff *idion*, was mit „abgesondert" übersetzt werden kann, drückt diesen Sachverhalt treffend aus (Vgl. Schadewaldt 1978, S. 363). Die sogenannten *idiotes* oder „Privatmenschen" sind durch ihre Absonderung von der Öffentlichkeit auch zu einem Mangel an Information verdammt – zuhause zu sein, bedeutete in der Antike nicht oder nur wenig informiert zu sein. Das ist wenig verwunderlich, da Rundfunk und Netzwerk noch nicht erfunden waren. Information ist zu jener Zeit etwas, das zur Türe hereinkommt und durch die Türe wieder hinausgetragen wird. Träger derselben sind Menschen, die sich in beiden Räumen frei bewegen können bzw. dürfen: „Die Tür ist das Loch zum Publizieren des Privaten und zum Politisieren des Öffentlichen" (Flusser 2008, S. 60). Mauern bzw. Häuser und Höfe markieren hierbei Grenzen, die den Informationsfluss hemmen oder ganz und gar unmöglich machen. Das Verhältnis von privatem und öffentlichem Raum ist in der Antike relativ klar geregelt. Sich in der Öffentlichkeit bewegen zu können, bedeutet informiert zu sein, ist man hingegen ein Privatmensch, so bleibt einem der Zugang zu Informationen mehr oder weniger verwehrt. Die beiden einzigen Ausnahmen zur Türe bildeten damals übrigens Brieftauben – eine Form von Information, die durch das Fenster hereinkommt bzw. hinausgelangt – und göttliche Eingebungen, für welche bei der Übermittlung statische bzw. bautechnische Überlegungen keine Rolle spielen.

Im 20. Jahrhundert entsteht in Japan eine neue und netzwerktechnisch bedingte Lebensform – der *otaku*. Hierbei handelt es sich um ein Leben im digitalen Informationsfluss. Zum Phänomen des *otaku* gibt es im deutschsprachigen Raum einige kleinere Beiträge beispielsweise von P. Sloterdijk oder V. Grassmuck. Des Weiteren liegt eine umfassende Auseinandersetzung unter Berücksichtigung Flusser'scher Vorarbeiten von Micheal Manfé unter dem Titel „Otakismus. Mediale Subkultur und neue Lebensform – eine Spurensuche" vor. Der Autor versucht in seinem Werk, durchaus etwas krampfhaft, den *otaku* als eine Art Vorform zu Flussers utopischer Lebensform zu denken. Nichtsdestotrotz liefert das Buch wertvolle Einsichten zum Phänomen an sich. Der Otakismus ist eine Art Subkultur, deren zentrales Element aus exzessivem und obsessivem Konsum von virtuellen Inhalten besteht (Vgl. Manfé 2005, S. 57). Vom bautechnischen Standpunkt

aus gesehen, ist zu sagen, dass die Mauern der Häuser informationstechnisch umgangen bzw. mit neuen Löchern versehen wurden, die höchst informationsdurchlässig sind. Der *otaku* ist jedoch keine Lebensform des Rundfunks, sondern des Netzwerks. Außerdem darf man dabei nicht vergessen, dass das Phänomen Otakismus zu einer Zeit entsteht, in der das Internet noch nicht „wireless" verfügbar ist, was sich durch eine bestimmte Raumgebundenheit der User äußert. Der *otaku* ist also auch ein Daheimgebliebener, nur dass durch Löcher in den Wänden, welche mit Kabeln gefüllt sind, Informationen in sein trautes Heim strömen. Er ist weitaus besser informiert als die antiken *idiotes*, gerade weil er zuhause bleibt. Aber der *otaku* ist nicht nur besser informiert als die antiken Privatmenschen, sondern auch mit mehr Informationen versorgt als jene Menschen, die sich im öffentlichen Raum aufhalten. Wobei anzumerken ist, dass dieses „besser" mit Vorsicht zu genießen ist, weil der *otaku* auf spezielle Inhalte des Internets fixiert ist und im Allgemeinen nicht nach umfassender Information zu unterschiedlichen Themen strebt.

Im Gegensatz zur Antike wird schnell klar, dass sich die Informationsverteilung zugunsten der Daheimgebliebenen wesentlich verändert hat. Man könnte geradezu von einer Umkehrung der Verhältnisse sprechen. Schuld daran ist die neue Schaltung von Sendern und Empfängern namens Netzwerk. Dieses befreit die Beteiligten zwar noch nicht von einem bestimmten Raum, aber das Netzwerk macht es möglich, dass man in dieser Hinsicht nicht mehr unbedingt vom öffentlichen Raum abhängig ist.

Bevor nun eine Betrachtung von Rundfunk und Netzwerk folgt, soll noch auf eine mögliche Raumkonzeption hingewiesen werden, die zwischen öffentlichen und privaten Etablissements anzusiedeln wäre.

Exkurs: Nicht-Orte

Der französische Ethnologe Marc Augé beschreibt in seinem Werk „Orte und Nicht Orte. Über eine Ethnologie der Einsamkeit" (1994) die gegenwärtige Veränderung des Raums bzw. die daraus resultierende Unfähigkeit, neue Räume mit veralteten anthropologischen Mitteln zu bearbeiten. Augé geht davon aus, dass sich unsere Lebenswelt durch technologischen Fortschritt ständig beschleunigt. Das ist an sich nichts Neues und einige Kulturwissenschaftler und Philosophen haben dieser Veränderung in den letzten Jahrzehnten schon ihre Aufmerksamkeit gewidmet. P. Virilio beispielsweise hat dazu eine eigene Wissenschaft namens „Dromologie" erfunden, welche die abendländische Geschichte nach Geschwin-

digkeitsniveaus und -veränderungen beurteilt. Im Großen und Ganzen hat Virilio zum Thema Geschwindigkeit und Gesellschaft alles Notwendige sowie auch alles Überflüssige gesagt, mit anderen Worten, er hat das Thema bis zur Unkenntlichkeit ausgereizt. Für Augé ist diese merkliche Veränderung unseres Geschwindigkeitsniveaus aber lediglich die Grundlage seiner theoretischen Wanderungen durch die gegenwärtige europäische Kultur und deren neue Räume. Im Gegensatz zu bisherigen ethnologischen Bemühungen versucht er ausdrücklich nicht, Orte zu beschreiben, die durch eine bestimmte Struktur, Sinn und Tradition zu kennzeichnen wären. Um altbekannten philosophischen Taschenspielertricks vorzugreifen, muss dem gleich angefügt werden, dass natürlich auch eine Nicht-Struktur eine Form von Struktur darstellt, mit anderen Worten, dass eine Struktur, die durch das Fehlen von Struktur definiert wird, trotzdem eine Struktur bleibt. Augé geht es darum, Entwicklungen in unseren Gesellschaften aufzuzeigen, die auf der Veränderung von Räumen fußen. Im Gegensatz zu bisherigen Analysen kann er sich eben nicht mehr auf altbekannte theoretische Werkzeuge berufen. Er erfindet daher die sogenannten „Nicht-Orte“:

> *„Zu den Nicht-Orten gehören die für den beschleunigten Verkehr von Personen und Gütern erforderlichen Einrichtungen (Schnellstraßen, Autobahnkreuze, Flughäfen) ebenso wie die Verkehrsmittel selbst oder die großen Einkaufszentren oder die Durchgangslager, in denen man Flüchtlinge kaserniert. Denn wir leben in einer Epoche, die auch in dieser Hinsicht paradox ist: Im selben Augenblick, da die Einheit des irdischen Raumes denkbar wird und die großen multinationalen Netze an Stärke gewinnen, verstärkt sich der Lärm der Partikularismen, all derer, die für sich bleiben wollen, oder derer, die nach einem Vaterland suchen, als wären der Konservatismus der einen und der Messianismus der anderen dazu verdammt, dieselbe Sprache zu sprechen: die des Bodens und der Wurzeln“* (Augé 1994, S. 44f.).

Im Sinne dieser Ausführungen müsste man den Verkehr von Personen und Gütern um jenen von Informationen ergänzen, der sich in der Verkabelung der Welt, Serverparks so groß wie Fabrikhallen und anderen technischen Notwendigkeiten ausdrückt. Wohlgemerkt reden wir an dieser Stelle noch nicht über virtuelle Räume oder eine Vermischung von Realität und Virtualität. Augé nennt als Paradebeispiel für den Nicht-Ort den „Raum der Reisenden“ (Augé 1994, S. 103). Auch die Information ist in diesem Sinne etwas Reisendes, das durch die Entdeckung der Welt Räume hervorbringt, die dem reinen Durchgang bzw. ausschließlich der Beförderung gewidmet sind.

3. Daheim bleiben im Netz? Ein „Patchwork der Minderheiten“?

Nicht ganz zu Unrecht kritisiert P. Sloterdijk im dritten und letzten Teil seiner Sphärentrilogie unter dem Titel „Nicht Vertrag, nicht Gewächs. Annäherung an die Raumvielheiten, die bedauerlicher Weise Gesellschaften genannt wurden“ (Vgl. Sloterdijk 2004, S. 261ff.), gängige kulturwissenschaftliche Vorstellungen von Gesellschaft wie jene vom Gesellschaftsvertrag oder vom organischen Ganzen, weil diese das menschliche Zusammensein nur bedingt erhellen konnten. Diese Bilder, welche man sich lange Zeit von Gesellschaften gemacht hat, waren zweifellos brauchbare theoretische Werkzeuge, aber wie alle Theorie waren auch diese mit einem Ablaufdatum versehen. Sloterdijks Meinung nach verliert die Vorstellung, dass unsere Gesellschaften auf einer Art Vertrag beruhen, vor allem in der gegenwärtigen Situation völlig ihre anregende Wirkung, weil der Kontraktualismus an der realen Existenz dieses Vertrages sowie an der simplen Tatsache, dass nicht alle zwischenmenschlichen Beziehungen vertraglich geregelt sind, scheitert: „[…] besaßen etwa meine Erzeuger einen In-die-Welt-Setzungs-Vertrag mit mir? Darf ich behaupten, ich hätte mit meinen Eltern und Geschwistern einen Verwandtschaftsvertrag geschlossen? […] weshalb es nicht verwundert, daß es noch keinem Archivar gelungen ist, den Aktenschrank zu entdecken, in dem der Gesellschaftsvertrag aufbewahrt wird“ (Sloterdijk 2004, S. 276ff.). Die Vorstellung vom organischen Ganzen ist aber in einer globalisierten Welt voller kultureller und subkultureller „Minderheiten“ ebenfalls nicht zu halten. Den Holismus auf unsere Gesellschaften anwenden zu wollen, ist wenig erfolgversprechend, weil der Wohlstand der Einheit im Wege steht: „Die Enttäuschung geht darauf zurück, daß die einzelnen, sobald sie von lokalen Freisetzungen und städtischen Verwöhnungen profitieren, nicht mehr ohne weiteres das tun, was das sogenannte Ganze von ihnen verlangt“ (Sloterdijk 2004, S. 278). Der Individualismus der Wohlstandsgesellschaft macht das Denken derselben als Organismus unmöglich, aber natürlich gibt es nach Sloterdijk noch weitere Gründe, warum dieses Bild mehr verdeckt als es erhellt. Um aktuellen Anforderungen gerecht zu werden und das menschlichen Zusammensein als „unruhige und asymmetrische Assoziationen aus Räume-Vielheiten und Prozeß-Vielheiten, […] deren Zellen weder wirklich vereint noch wirklich getrennt sein können“ (Sloterdijk 2004, S. 57) denkbar zu machen, schlägt er als Modell den Schaum vor. Menschliches Zusammensein als Schaum zu deuten hat Vor- wie auch Nachteile, aber diese Vorstellung wird der aktuellen Situation noch am ehesten gerecht. Denn der Schaum als „Binnenraum-Rhizom“ (Sloterdijk 2004, S. 302) schafft es, Ko-Isolation und

Ko-Existenz der Kulturinsassen, mit anderen Worten, die Situation, im selben Plattenbau zu wohnen und doch nichts voneinander zu wissen, sichtbar zu machen. Die Schaumtheorie ist aber auch nur bis zu einem gewissen Grad nützlich, da sie lediglich auf die sogenannte „Erste Welt" anwendbar ist und dabei auch nur bis zu einem gewissen Grad. Das Bild vom Schaum beruht nämlich auf technologischen Voraussetzungen: Ich kann es mir nämlich nur erlauben, die Menschen in meiner unmittelbaren räumlichen Umgebung nicht zu kennen, wenn ich die Möglichkeit habe, durch das Netzwerk mit Menschen befreundet zu sein, die mehr oder wenig weit weg leben. Nichtsdestotrotz zeigt der Schaum die Vielheit des menschlichen Zusammenseins auf bisher unerreichte Art und Weise. Als Bild ist der Schaum im Wesentlichen ein Produkt der Ausdifferenzierung unserer Gesellschaften, welche hauptsächlich in der Moderne einsetzt, und technologischer Neuerungen wie Rundfunk und Netzwerk. In dieser Hinsicht entgeht Sloterdijk die Veränderung der menschlichen Behausung in puncto Informationsfluss seit der sogenannten Moderne nicht: „Die Moderne hat das empfangsbereite Warten in technische Apparate wie Rundfunkgeräte und Telephone projiziert, deren Existenz rückwirkend zu sagen erlaubt, was menschliche Häuser nach einer anderen Seite immer schon gewesen sind – nämlich Empfangsstationen für Botschaften aus dem Außergewöhnlichen." (Sloterdijk 2004, S. 516) Etwas darf aber bei aller Euphorie bezüglich des Schaums nicht vergessen werden, worauf auch Sloterdijk pointiert hinweist:

> *„Nichtsdestoweniger sollte die Auslegung der „Gesellschaft" als flacher Schaum nicht zu dem Schluß verleiten, eine vollständige Sammlung der kommunalen Katasterbehälter ergebe die adäquateste Beschreibung des Zusammenseins von Menschen mit ihresgleichen und anderem, so anregend die Parzellierung des Raums in den Grundbüchern der zelltheoretischen Analogien wegen sein mag. Zwar ist „Gesellschaft" nur aus ihrer ursprünglichen Räumlichkeit und Vielheitlichkeit mitsamt ihren vernetzenden Syntagmen zu begreifen, aber die geometrischen Raumbilder der Grundbuchämter liefern doch nicht das gültige Bild vom Zusammensein von Menschen mit Menschen und ihren architektonischen „Behältern"; keine bloße Container-Vorstellung ist geeignet, die eigensinnige Gespanntheit von animierten Gebilden in ihren Aggregationen zu artikulieren. Wären sie verfügbar, müßte man mit psychotopologischen Karten arbeiten, die quasi auf Infrarot-Aufnahmen interner Zustände in polyvalenten Hohlkörpern beruhen"* (Sloterdijk 2004, S. 302).

Die angesprochene Ausdifferenzierung unserer Gesellschaften kann man natürlich ebenso im Rahmen von Emanzipationskämpfen denken, die zu einer unübersichtlichen Vielzahl von Subkulturen geführt haben. Jean-François Lyotards (1924-1998) Text zum Thema „Patchwork der Minderheiten" liest sich wie eine postmoderne Bedienungsanleitung dazu. Denn wer könnte heute noch für DIE Frauen, DIE Kinder, DIE Andersbefähigten usw. sprechen ohne eine gesunde Portion Zynismus? Natürlich darf man von Lyotard kein wie auch immer geartetes Lob in Bezug auf die Veränderung der informationstechnischen Situation erwarten, aber er sieht trotzdem die Möglichkeit gegeben, neue kulturelle Räume ohne Zentrum zu kreieren (Vgl. Lyotard 1977, S. 8) und die Chance, mit Perspektiven zu spielen (Vgl. Lyotard 1977, S. 22).

Doch kehren wir nun zur technologischen Perspektive zurück: Die Bedingung der Möglichkeit für das Schaumdenken bzw. für die Ausdifferenzierung der Gesellschaft findet sich unter anderem im Netzwerk. Der Rundfunk war dafür nur bedingt geeignet, da es sich um eine totalitäre Form von Informationsvermittlung handelt. Beim Rundfunk gibt es nur einen Sender und viele Empfänger, welche die empfangenen Informationen mehr oder weniger passiv konsumieren können. Rundfunksysteme wie beispielsweise Radio oder Presse zeichnen sich vor allem durch Autorität, Konservatismus und Konsum aus (Vgl. Flusser 2005, S. 118). Das Netzwerk hingegen steht für den Dialog aller mit allen – jeder kann Informationen senden und empfangen und der Wert von Netzwerken zeigt sich darin, dass „aus vorhandenen Teilinformationen neue synthetisiert werden können" (Flusser 2005, S. 117). Da Netzwerke die Möglichkeit zum Dialog bzw. zur Antwort schaffen, spricht Flusser auch von der „Stimmung der Verantwortung" (Flusser 2005, S. 117). Netzwerke werden übrigens in Form von Post, Telefon und Internet genutzt. Das Internet als Königsklasse der Netzwerke wird aber leider von den meisten Usern wie der gute alte Rundfunk genützt und solange das Internet noch nicht global und uneingeschränkt zugänglich ist, wird es offensichtlich immer Ausgeschlossene geben.

Durch die ungleichmäßige Verteilung von Technologie, bleibt der Traum von einer Demokratisierung durch das Netz, vom Einschluss aller Ausgeschlossenen und von der durch das Netz hergestellten ebenbürtigen Einheit aller Minderheiten im Moment leider nur ein Hirngespinst einiger Idealisten. Im Augenblick bietet sich eine globale Unterteilung an, die im Spannungsfeld zwischen arm und reich sowie zwischen angeschlossen und nicht angeschlossen anzusiedeln ist. Norbert Bolz unterteilt in technologischer Hinsicht wie folgt: linked/have, linked/have-nots, linked-nots/have sowie linked-nots/have-nots (Bolz 2007, S. 9) und nennt zu jeder Gruppe Beispiele in bekannter, das heißt überspitz-

ter, Bolz'scher Diktion: Linked/have bezeichnet er als „Global Players", was offensichtlich keiner weiteren Erklärung bedarf. Auch die linked-nots/have-nots, die ärmsten der Armen, die in der Bolz'schen Aufteilung als „Ausgeschlossene" bezeichnet werden, sind in diesem Sinne nicht weiter erläuterungsbedürftig. In den Linked/have-nots, die Bolz etwas leger als „Inder" bezeichnet, sieht er hingegen „das Wachstum der Zukunft" (Bolz 2007, S. 9). Hierbei handelt es sich offensichtlich um Menschen, die den Wohlstand der Ersten Welt nur aus dem Internet kennen, aber zumindest Zugang zur virtuellen Welt haben. Schließlich bleiben noch die linked-nots/have übrig, welche als technikverweigernde Kaste der Ersten Welt zu kennzeichnen sind. Bolzs Fazit ist eindeutig: „Die Zukunft wird wohl zeigen, daß der Gegensatz „vernetzt vs. nicht vernetzt" mächtiger ist als der zwischen arm und reich" (Bolz 2007, S. 9). Dass dieser Befund nicht komplett von der Hand zu weisen ist, zeigten die Reaktionen nach der letzten Wahl im Iran, welche über Youtube publik gemacht wurden, die olympischen Spiele in Peking, welche hauptsächlich als Kampf um Informationen bekannt wurden sowie die jüngsten Revolutionen im Norden Afrikas, deren erfolgreiches Gelingen auch zu einem Teil auf technische Umstände zurückzuführen sind. In diesem Sinne ist es wohl nicht übertrieben zu behaupten, dass gerade das Netzwerk, wenn vorhanden, vom Wohlstand Ausgeschlossene und Minderheiten zu mehr Aufmerksamkeit verhilft, wodurch politisches Umdenken und staatliche Umbrüche möglich werden. Denn lange Zeit wäre es undenkbar gewesen, von zu Hause aus politisch aktiv zu sein bzw. einen totalitären öffentlichen Raum aufzubrechen und zu unterwandern.

4. Mehr Technik und keine Kehre?

> *„Da der erste Teil des Wortes auf Bewegung verweist und der zweite auf ein Lager oder einen Speicher, wäre „Kinethek" eine recht gute Bezeichnung für dieses eine und vielfältige, flexible und stabile, gegenwärtige und abwesende, reale und virtuelle Netz, dieses riesige und unauffindbare, universelle und lokale Konservatorium, das schon bald an die Stelle der Bibliotheken, Museen, Videotheken, Reisbüros, Märkte, Banken und diverse Börsen, Universitäten und Hochschulen treten dürfte, also all dieser in ihrer jeweiligen Konzentration verstreuten Orte, zwischen denen Hermes für Kommunikation, Interferenz, Übersetzungen, Verteilung sorgte. Seiner geduldigen, einsamen Arbeit folgen nun Milliarden guter und böser Engel, die als Träger und Übermittler*

> *von Informationen hier auftauchen und überall verschwinden. Darf ich diese Spannung oder Äquivalenz zwischen dem Lokalen und dem Globalen, zwischen dem Hier und dem Universum als Ubiquität bezeichnen?"* (Serres 1994, S. 136f.).

Manch' einer träumte im 20. Jahrhundert noch von einer Enttechnisierung der Welt und einer Rückkehr zur Natur, mit anderen Worten, von einer Überwindung der gegebenen technischen Kultur zugunsten von *Gaia*. Dieser Traum ist offensichtlich geplatzt. Fakt ist, dass die Menschheit eine Richtung, ein „Ge-schick" in Heideggers Terminologie, eingeschlagen hat, die nicht mehr rückgängig zu machen ist. Der gegenwärtige Stand der Technik und die Form der Informationsvermittlung bzw. die aktuelle Informationsarchitektur hat nicht nur neue, sogenannte virtuelle Räume geschaffen, die völlig vom realen Raum getrennt sind, sondern auch die gute alte Realität entscheidend verändert. Flusser glaubte noch im Rahmen seiner Utopie, dass man irgendwann von zu Hause aus die virtuelle Welt entdeckt und sich körperlich nicht mehr bewegt, gerade weil man mit der ganzen Welt per Internet verbunden ist. Auch der Schweizer Schriftsteller Aurel Schmidt behauptet noch vor über 10 Jahren, dass der Joystick den Wanderstab von seinen Pflichten befreien werde (Vgl. Schmidt 1998, S. 37), was zu Zeiten des *otaku* auch noch recht plausibel erschien. Natürlich gibt es heute auch noch Minderheiten oder Subkulturen, die sich räumlich abkapseln. Dass dem heute im Allgemeinen aber nicht mehr so ist, sollte hinsichtlich gegenwärtiger Nutzung des Internets nicht weiter erklärungsbedürftig sein. Die Frage nach dem Verhältnis von Peripherie und Zentrum (Vgl. Schmidt 1998, S. 43), die in Zeiten ohne mobiles Internet ebenso noch durchaus Sinn machte, kann man heute mit gutem Gewissen als historisch bedingtes Geplänkel abtun. Inzwischen ist nur mehr die Netzabdeckung räumlich relevant und das Kabel hat seine Schuldigkeit getan. Einwände, die sich nicht auf die Netzabdeckung, sondern auf die Energieversorgung unserer technischen Geräte beziehen, kann man ebenfalls getrost als veraltet abtun. Gängige Ladegeräte funktionieren per Solarzellen bei nahezu jedem Wetter – auch unsere ehemals lebenswichtige Bindung zu Steckdosen scheint sich dem Ende zu nähern. In diesem Sinne ist es völlig sinnlos geworden, zwischen öffentlich und privat unterscheiden zu wollen. Außerdem werden wir nicht daran vorbeikommen, den Raum neu zu kategorisieren. Die Realität ist jedoch seit der Erfindung des virtuellen Raums nicht überflüssig geworden, denn diese wird sozusagen von der Technik verschluckt, verdaut und verändert ausgeworfen. Inzwischen ist die Menschheit schon so weit gekommen, dass die gute alte Realität mit Informationen aufgebessert wird, die wiederum mit Smartphones,

Tabs und Laptops abgerufen werden, wozu nur Netzabdeckung, aber kein Kabel mehr nötig ist – Stichwort: Augmented Reality. Im 20. Jahrhundert haben die Menschen als Schnecken ihr Haus namens Realität verlassen, um zu neuen Behausungen aufzubrechen. Heute muss man sich eingestehen, dass die Menschen ohne das alte Haus doch nicht ganz auskommen. Daher sind den Annahmen eines Großteils der Medientheoretiker des 20. Jahrhunderts klar und deutlich zu wiedersprechen, denn der virtuelle Raum hat den realen nicht abgelöst und entscheidend ist heutzutage die Synthese zwischen realem und virtuellem Raum, ohne damit auf Hegels Dialektik zurückgreifen zu wollen. Im Rahmen dieses Zusammenspiels wird die Menschheit wohl oder übel die Zukunft gestalten können und müssen.

Im Moment ist man aber weit davon entfernt, gängige informationstechnische Möglichkeiten auszunutzen und daher gibt es zusätzlich zur fehlenden umfassenden Netzabdeckung dadurch immer noch Einschluss und Ausschluss. Wie sich zeigt, hat das Netzwerk seine Tücken bzw. lässt es ein Verhalten des Users zu, das den Möglichkeiten und Chancen dieser Informationsarchitektur nicht gerecht wird und sich unter anderem in Klatsch, Tratsch, Geschwätz sowie Kommunikation um der Kommunikation willen ausdrückt (Vgl. Bolz 2007, S. 125). Eigentlich könnten damit bisher ungeahnte Kombinationen von Verantwortlichkeiten und Wissen erreicht werden, womit jedoch keine gängigen Bewertungsportale gemeint sind – Erfahrungen bezüglich Konsumverhalten auszutauschen, stellt keine adäquate Form der Nutzung der Informationsarchitektur dar! Die passive Aufnahme von Informationen wäre nämlich schon per Rundfunk möglich gewesen und es ist an der Zeit, alte Kulturgebärden allmählich den neuen Gegebenheiten anzupassen. „Feigheit und Faulheit", um die Sprache der Aufklärung zu verwenden (Foucault deutet Kant. Vgl. Foucault 2009, S. 52ff.), halten die Menschen offensichtlich von einem verantwortungsvollen und nicht-kapitalistischen, aber produktiven Umgang mit dem Netzwerk ab, der sich fundamental von jenem mit dem Rundfunk unterscheidet bzw. unterscheiden sollte. Doch: „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch", schreibt Martin Heidegger (2002, S. 28) in Anlehnung an Hölderlin in seinen Aufzeichnungen zur Technik. Heidegger ist sich sicher, dass die Technik das Schicksal der Menschen bestimmt, was offensichtlich nicht zu leugnen ist, und die Menschheit in eine Art existentielle Gefahr zwingt, die wiederum eine Art Rettung in sich birgt. Man kann daher nur hoffen, dass die Menschheit diesen Punkt der äußersten Gefahr langsam erreicht hat, um das Rettende nicht nur wachsen, sondern wuchern zu lassen. Ansonsten wird das Dasein immer hinter seinen Möglichkeiten zurückbleiben und diesen Planeten allmäh-

lich der völligen Zerstörung preisgeben. Der subtilste und umfassendste Versuch, diesen rettenden Gedanken philosophisch umzusetzen, findet sich in Flussers Schriften, obwohl dieser in vielerlei Hinsicht in kritischer Distanz zum Denken Heideggers steht.

5. Informationstraum ohne Raum…

Abschließend ist noch Flussers Vision bezüglich unserer technischen Zukunft zu besprechen. Flussers Denken ist nämlich in medientheoretischen Milieus eine Ausnahme, weil er nicht nur damit beschäftigt ist, die Gegenwart sowie Vergangenheit zu kritisieren, um daraus apokalyptische Szenarien für die Zukunft zu destillieren:

> *„Und es ist bezeichnend für die meisten Soziologen und Kulturkritiker, daß sie sich für den Zerfall der hergebrachten Gesellschaftsstruktur mehr interessieren als für das Emportauchen der neuen; daß sie mehr auf das Krachen des Eises achten als auf das emportauchende Unterseeboot. Daher sprechen sie von einem Verfall der Gesellschaft, statt von der neuen Gesellschaft zu sprechen. […] Sie kicken tote Pferde“*
> (Flusser 1999, S. 68f.).

Getreu dem Motto „Nach vorne schauen“ und entgegen wissenschaftlichen Gewohnheiten, versucht Flusser die Zukunft im Rahmen des technischen Entwicklungsstandes zu seiner Zeit zu umreißen. N. Bolz beispielsweise würde diese Art, sich einen technologischen Idealzustand zu erträumen, höchstwahrscheinlich als das „Pfingstwunder des Internet“ (Bolz 2007, S. 124) bezeichnen. Dass Flusser religiöses Gedankengut in seine Überlegungen mit einfließen lässt, wird sich im Folgenden aber auch noch zeigen.

Am Anschaulichsten lässt sich Flussers Utopie mit den Begriffen Einbilden, Spiel, Komputieren und Dialog beschreiben. Die **Einbildungskraft** der Menschen in Flussers Utopie ist nahezu grenzenlos. Diese schlägt sich nicht in Texten nieder, sondern in technischen Bildern. Flusser glaubt, dass wir uns in einem Übergang von der Schrift zu digitalen Bildern befinden und dass die Schrift zugunsten dieser Bilder irgendwann verschwinden wird. Das digitale Bild ist von seinem Standpunkt aus gesehen die logische Weiterentwicklung unserer Informationsvermittlung, was auch nicht ganz von der Hand zu weisen ist. In der von ihm konzipierten Zukunft kommunizieren wir mit technischen Bildern, die stets durch bahnbrechende Kreativität glänzen. Doch kreative Menschen

hat es immer gegeben und bis hierhin ist Flussers Utopie lediglich eine Gesellschaft von Künstlern. Neu ist allerdings die Chance, diese Bilder sekundenschnell mit anderen Menschen zu tauschen bzw. deren Bilder mit den eigenen zu vermischen, um dadurch neue Informationen gemeinsam mit anderen zu schaffen. Flusser nennt dies **Spiel** und will damit den Zufall sowie das nicht Vorhandensein einer spezifischen Hierarchie – was ist wichtig und was nicht? – betonen. Für ihn macht es nämlich keinen Unterschied, welche Art von Kompetenzen gekreuzt werden, um daraus neue Informationen zu synthetisieren: „Die Physik ist nicht grundlegender als die Psychologie, die Kompetenz im Pfeifen nicht minderwertiger als die Kompetenz im Kalkulieren. Die Vernetzung hat den Zweck, die uneingestandene Absicht, diese Kompetenzen zu mobilisieren, in die Vernetzung einzubeziehen und zu kreativer Kontemplation zu bringen" (Flusser 2008, S. 245). Dieses Spiel mit *eingebildeten Bildern* in Flussers Visionen verläuft über eine relativ junge Form von kultureller Handlung. Durch die Geste des **Komputierens** als geübter Gebrauch der Fingerspitzen, welche zweifellos jetzt schon die dominierende Kulturtechnik ist, kann der Mensch Gedanken auf Bildschirme übertragen oder vorhandene Informationen am Bildschirm verändern. Flusser versteht darunter das „Übertragen der Existenz auf die Fingerspitzen" (Flusser 1999, S. 34). Das Komputieren steht für all jene Tätigkeiten, mit denen Computer und Smartphones bedient werden, unabhängig davon, ob es sich um eine altmodische Tastatur, einen Touchscreen oder zukünftige Möglichkeiten der Bedienung handelt. Für Flusser manifestiert sich dieses Spiel mit digitalen Bildern basierend auf der Geste des Komputierens in einem uneingeschränkten globalen **Dialog**, in dem jede und jeder unterschiedliche Kompetenzen zur Geltung bringen kann. Dieser Bilderdialog ist in Flussers Utopie das absolute Engagement gegen den Tod und die Entropie (Vgl. Flusser 1999, S. 23 u. S. 66). Der Raum ist barrierefrei und Minderheiten sind in unserem Sinne nicht mehr denkbar. Flusser nennt dieses neue Zusammensein von Menschen mit Menschen auch die „telematische Gesellschaft", welche sich durch das Näherrücken aller Menschen via Technik auszeichnet (Vgl. Flusser 2008, S. 243ff.). Seiner Utopie entsprechend, sieht Flusser diese neuen Beziehungen zwischen Menschen sehr idealistisch, das heißt, er verspricht sich davon eine Erhöhung der Nächstenliebe und des Mitleids, was beispielsweise den Auffassungen von J. Baudrillard oder N. Bolz völlig wiederspricht, welche diese neuen Beziehungen als Verarmung der menschlichen Sozialität deuten.

Mag Frau oder Mann von diesem Verhältnis von Menschen zu Menschen denken, wie sie oder er will, fest steht, dass es in Flussers Utopie sozusagen auch eine Art Min-

derheit gibt, nämlich jene, die einen Körper besitzen, um diverse Aufgaben in der Realität erledigen zu können, auch wenn Flusser das nicht zugeben würde. Er geht nämlich von einer Auslöschung alles Körperlichen aus, das sich in einem „Verneinen aller Ontologie, Epistemologie und Ethik zugunsten der reinen Ästhetik" (Vgl. Flusser 1999, S. 153) ausdrückt: „Der Körper soll so wenig beim Spielen (Leben) stören, soll so wenig wie möglich Spielverderber sein können" (Flusser 1999, S. 160). Dass dieser Aspekt von Flussers Überlegungen sich so nicht realisieren wird, zeigt der gegenwärtige Umgang mit dem Netzwerk, der die Menschen nicht an einen bestimmten Raum fesselt, weil mobiles Internet keine Ortsbindung mehr fordert.

Zudem kommt in Flussers Utopie auch ein religiöser Aspekt zum Tragen, der aus einer Kombination von christlicher Nächstenliebe und jüdischem Sabbat resultiert und von Flusser als Feier bzw. Feiern zusammengefasst wird (Vgl. Flusser 2008, S. 245). Dieses permanente Feiern ist sozusagen als Gegensatz zu sogenannten Leistungsgesellschaften zu verstehen, was nicht bedeuten soll, dass die Menschen in Flussers Vision keine Leistungen erbringen. Doch dieses Schaffen ist nicht durch eine Philosophie bedingt, die auf Zuwachs von Zuwächsen basiert, sondern auf Muse (Vgl. Flusser 2008, S. 235ff.). Im Rahmen europäischer Übungstraditionen (Vgl. Sloterdijk 2009) wäre es übrigens kein Novum, solch ein übendes Leben zu schaffen.

> „*Ich glaube, die Telematik ist die Technik der Nächstenliebe, eine Technik zum Ausführen des Judenchristentums. Die Telematik hat Empathie als Basis. Sie vernichtet den Humanismus zugunsten des Altruismus. Allein dass diese Möglichkeit besteht, ist etwas ganz Kolossales*" (Flusser 2008, S. 251).

Es wird daher für uns wichtig sein zu begreifen, dass es keinen privaten und keinen öffentlichen Raum mehr gibt, dass Nationalstaaten noch mehr an Raumhoheit verlieren werden und dass der Raum als globaler uns alle betrifft. Sloterdijks Bezeichnung „Ko-Immunismus" soll daher diese Ausführungen abschließen:

> „*Die Geschichte des zu klein verstandenen Eigenen und des zu schlecht behandelten Fremden erreicht ihr Ende in dem Moment, in dem eine globale Immunitätsstruktur unter respektvoller Einbeziehung der Einzelkulturen, der Partikularinteressen und der lokalen Solidaritäten entsteht. Diese Struktur würde in dem Moment planetarisches Format annehmen, in dem die von Netzwerken überspannte und von Schäumen*

überbaute Erde als das Eigene und der bisher dominierende ausbeuterische Exzeß als das Fremde konzipiert werden. […] Ihre Mitglieder sind keine Passagiere auf dem Narrenschiff des abstrakten Universalismus mehr, sondern Mitarbeiter an dem durchwegs konkreten und diskreten Projekt eines globalen Immundesigns. […] die Einsicht, daß gemeinsame Lebensinteressen höchster Stufe sich nur in einem Horizont universaler kooperativer Askesen verwirklichen lassen […] Ko-Immunismus. […] Unter ihnen leben zu wollen würde den Entschluß bedeuten: in täglichen Übungen die guten Gewohnheiten gemeinsamen Überlebens anzunehmen"
(Sloterdijk 2009, S. 713f.).

Literatur

Augé, Marc (1994): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main: S. Fischer.
Baudrillard, Jean (1992): Die Transparenz des Bösen. Ein Essay über extreme Phänomene. Berlin: Merve.
Bolz, Norbert (2007): Das ABC der Medien. München: Wilhelm Fink.
Braun, Eberhard/Heine, Felix/Opolka, Uwe (2002): Politische Philosophie. Ein Lesebuch. Texte, Analysen, Kommentare. 8. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlts.
Foucault, Michel (2009): Die Regierung des Selbst und der anderen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Flusser, Vilem (1999): Ins Universum der technischen Bilder. 6. Aufl. Göttingen: Hubert & Co.
Flusser, Vilem (2005): Medienkultur. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer.
Flusser, Vilem (2008): Kommunikologie weiter denken. Die Bochumer Vorlesungen. Frankfurt am Main: Fischer.
Lyotard, Jean-François (1977): Das Patchwork der Minderheiten. Berlin: Merve.
Manfé, Michel (2005): Otakismus. Mediale Subkultur und neue Lebensform – eine Spurensuche. Bielefeld: Transcript.
Pethes, Nicolas/Ruchatz, Jens (2001): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
Schadewaldt, Wolfgang (1978): Die Anfänge der Philosophie bei den Griechen. Die Vorsokratiker und ihre Voraussetzungen. Tübinger Vorlesungen Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Schmidt, Aurel (1998): Von Raum zu Raum. Versuch über das Reisen. Berlin: Merve.
Serres, Michel (1994): Atlas. Berlin: Merve.
Sloterdijk, Peter (2004): Sphären III. Schäume. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Sloterdijk, Peter (2009): Du mußt dein Leben ändern! Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Von den Ashaninka lernen: Quellen und Quellenlage in der modernen Kommunikationsgesellschaft am Beispiel der entwicklungspolitischen Arbeit. Eine praktische Annäherung

Andrea Sommerauer

1. Medienkompetenz

> *Sie möchten gerne mehr über die Abholzung des Regenwaldes an der peruanisch-brasilianischen Grenze wissen? Das Naheliegendste ist, sich des World Wide Webs zu bedienen. Doch wo finden Sie interessante Informationen und welchen können Sie wirklich trauen?*

Durch Internet und dem www mit seinen interaktiven Tools haben sich die Möglichkeiten, mehr über ferne und unbekannte Menschen(-Gruppen), deren Lebensweisen, Probleme und Widerstandshandlungen zu erfahren, vervielfacht. Ob dies einen Austausch im Sinne der Herstellung einer transnationalen Öffentlichkeit und in Richtung globaler Demokratie darstellt, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Das partizipative Modell einer transnationalen (Gegen-)Öffentlichkeit im World Wide Web sieht Rainer Winter folgendermaßen: „Während dies noch vor einiger Zeit den politischen Eliten (wie z. B. Diplomaten) vorbehalten blieb, können jetzt durch das Internet viele an einer grenzüberschreitenden Öffentlichkeit teilhaben" (Winter 2010, S. 146). Und vor allem zivilgesellschaftliche Organisationen und AkteurInnen nutzen Internet und www als Gegenöffentlichkeit.

Einer dieser Faktoren ist die Kompetenz, mit Medien verantwortungsvoll auf der Basis der Forderung nach einer globalen Gerechtigkeit umzugehen. Neben dem Auswählen, Nutzen, Verstehen und Bewerten von Medien, bedeutet das auch den kritischen Umgang mit Quellen.

Obwohl das Angebot an Websites, Internetplattformen, Mailinglisten etc. riesengroß geworden ist, hat sich die Herausforderung, verlässliche und authentische Informationen

zu bekommen, nicht entscheidend verändert. Trotz großer Mobiltätsmöglichkeiten gibt es auch heutzutage oft keine Gelegenheit, sich selbst vor Ort ein Bild zu machen. Die Gründe dafür sind vielfältig: mangelnde Ressourcen für den/die RechercheurIn, Konfliktsituationen vor Ort mit hohem Gefahrenpotenzial, unerwünschte ZuseherInnen von Außen, Zeitdruck und anderes mehr. Doch selbst wenn eine Vor-Ort-Recherche möglich ist – die Notwendigkeit für weitere Informationsquellen bleibt genauso bestehen wie deren genaue Überprüfung. In der Fülle von Botschaften aller Art, die wir heutzutage zu bewältigen haben, gilt dies sogar mehr denn je, wollen wir keinen Falschmeldungen, PR-Texten und Werbungen aufsitzen oder diese gar verbreiten. Denn die unreflektierte Übernahme von Informationen macht uns letztlich zu willfährigen Handlangern von Machthabern in Politik und Wirtschaft.

Medien strukturieren seit jeher unsere Wirklichkeit. Wer Zugang zu Medien besitzt, hat demnach die Macht, die Wirklichkeit nach seinen Vorstellungen zu gestalten. Es entsprang dem Postulat der Aufklärung, auf eine kritische Öffentlichkeit zu vertrauen, sich im gesellschaftlichen Veränderungsprozess verstärkt der Massenmedien zu bedienen und ihnen eine Kontrollfunktion als „Watch-Dog“ zuzuschreiben. Die berühmte „Vierte Macht im Staat“ ist zwar nicht wie die anderen drei Gewalten einer Demokratie in der Verfassung verankert, hat aber dennoch großen Einfluss, der seinerseits einer Kontrolle bedarf.

Die Aufgabe, Medien zu kontrollieren, kommt in – der Meinungsfreiheit verpflichteten – Demokratien fernab von einer Zensur dem Staat auf rechtlicher Ebene zu. In zweiter Linie versuchen Medien, sich in ethischen Selbstverpflichtungen innerhalb der Medienberufe selbst und gegenseitig zu kontrollieren. Letztlich ist es aber ganz wesentlich auch an jener „kritischen Öffentlichkeit“ gelegen, Medien zu überwachen.

Eine Orientierung für den kritischen Umgang mit Texten/Bildern im Internet können etwa die Web-Evaluierungsrichtlinien der Cornell University Library darstellen (http://olinuris.library.cornell.edu/ref/research/webcrit.html).

Nach einem ersten Eindruck, den eine Website oder eine Newsletter etc. hinterlässt, stellt sich die Frage nach der Identität, die hinter eben dieser Website steht. Zunächst sollten das Impressum sowie Rubriken wie „Wir über uns“ oder „Kontakt“ über die direkten Ansprechpersonen aufklären. Wer hinter den Domains steht, kann für solche aus Österreich auf www.nic.at überprüft werden, für Domains aus Deutschland auf www.denic.de, aus der Schweiz auf www.switch.ch. Mit diesem Wissen lässt sich leichter klären, welche Ziele mit einer Website verfolgt werden.

Die Referenz des Autors/der Autorin kann weiter Aufschluss über die Glaubwürdigkeit von Website und Informationen geben. Dabei ist es wichtig, das Umfeld von AutorInnen zu erkunden – sei es eine Universität, eine NGO, eine Institution oder ein privates Umfeld.

Um Texte/Bilder einordnen zu können, ist es unerlässlich, sich mit den Interessen der Websites bzw. AutorInnen zu beschäftigen. Gibt es finanzielle Interessen oder handelt es sich um Public Relations? Auch die politischen Interessen gilt es zu entlarven, Meinungen von gut recherchierten, sachlichen Berichten zu unterscheiden.

Aktualität kann ein Gradmesser dafür sein, wie brauchbar die Informationen noch sind. Und schließlich ist auch die Sorgfalt ein Kriterium für die Glaubwürdigkeit – etwa im Umgang mit Kontaktmöglichkeiten, Quellenangaben und Links, aber auch im Stil.

Quellenkritik ist eine wichtige Grundvoraussetzung dafür, mit Medien eigenverantwortlich umgehen zu können. In Anlehnung an das immer noch brauchbare Modell der Medienkompetenz von Dieter Baacke führt der Begriff Medienkritik aber darüber hinaus: Über ein Verständnis für die gesellschaftlichen Zusammenhänge von Medien geht es um die Anwendung dieses Wissens genauso wie um ein daraus sich entwickelndes ethisch verantwortungsvolles Handeln. Medienkritik ist wiederum nur eine der vier Säulen von Medienkompetenz, zu denen Baacke neben der Medienkunde auch die Fähigkeit zur Mediennutzung und Mediengestaltung zählt. (vgl. Baacke 1999, S. 34)

Kritik durch Medien: „Gatekeeper"-Funktion.

Die Aufgabe der Quellen- und Informationskritik wird in den traditionellen Massenmedien JournalistInnen und Redaktionen zugeschrieben. Jene oben genannten Kriterien für Quellenkritik gelten auch für MedienarbeiterInnen. „Journalismus hat die primäre Aufgabe, die Glaubwürdigkeit von Informationen und die Zuverlässigkeit von Quellen sorgfältig zu überprüfen", ist im Standardwerk für JournalistInnen „Praktischer Journalismus" zu lesen (Kindel 2004, S. 122).

Der Journalist Engelbert Washietl nennt fünf journalistische Qualitätskriterien. Neben der „Reduktion der Komplexität" mit der Auflage zur verständlichen Ausdrucksweise und des Auswählens, dem Zwang zur Aktualität, die sich in einem immer höheren Druck auf MedienarbeiterInnen und schließlich auch auf die Qualität der Berichterstattung negativ auswirkt, und der Originalität, die von JournalistInnen Eigeninitiative

fordert, sind das auch „Objektivität“ und „Reflexivität“. Was missverständlich mit dem abgenutzten Begriff der „Objektivität“ bezeichnet wird, bedeutet hier die Pflicht zur Faktentreue, Bewertung und seriösen Auswahl, die Trennung bzw. Kennzeichnung von Nachricht und Meinung, eine Vielfalt der Blickwinkel sowie eine Fairness in der Berichterstattung. „Reflexivität“ bedeutet hingegen, dass die Bedingungen der Berichterstattung offen zu legen sind und dass Quellenkritik erforderlich ist (vgl. Washietl 2004, S. 337).

Der letzte Punkt zeigt, wie gut es der Medienbranche anstünde, sich von dem Begriff der „Objektivität“ zu trennen, an dem sie beharrlich festhält. Denn wenn es darum geht, konsequent die Bedingungen der Berichterstattung offen zu legen, muss dies die Auseinandersetzung mit dem eigenen Standpunkt beinhalten.

Die dem aufklärerischen Ideal von Medien als Kontrollorgane entspringende „Gatekeeper“-Funktion findet ihren Niederschlag in ethischen Selbstverpflichtungen wie dem „Ehrenkodex“ des Österreichischen Presserates (www.presserat.at), in dem sich Berufsvertretungen wie GewerkschaftsvertreterInnen organisieren und sich damit die Branche auch selbst kontrolliert. Auch im „Ehrenkodex“ finden sich die Punkte „Genauigkeit“ im Arbeiten, die sich vor allem in der Recherche, Check und Gegencheck sowie im korrekten Zitieren niederschlägt und die „Unterscheidbarkeit“ von Meinung und Nachrichten sowie der „Seriöse Umgang mit Bildbearbeitungen“ wieder. Weiters wird auf die Wahrung der Intimsphäre und den Schutz von Personen hingewiesen. Ein derartiger Presserat mit hehren Zielen, aber wenig Verbindlichkeit bzw. Durchsetzungskraft, kann aber ganz offensichtlich wenig gegen den zunehmenden Qualitätsverlust in der Medienbranche ausrichten.

Die Gründe, warum das schlechte Image der Massenmedien eine Realität trifft, sind mehr als hundert Jahre alt und haben mit Kapital und Gewinnstreben zu tun: Ab Mitte des 19. Jahrhunderts werden die Verkaufszahlen entscheidend. „Der Inhalt von Zeitungen wird weitgehend entpolitisiert, sie verlieren ihren Charakter als ein Medium einer auf Kommunikation und Verständigung ausgerichteten Öffentlichkeit. Die Leser werden nun nicht mehr als Bürger, sondern als Konsumenten angesprochen“, analysiert der Medienwissenschaftler Rainer Winter (Winter 2010, S. 90). In diesem Prozess, in dem Kosten und Profit immer wichtiger wurden, bleibt die Berichterstattung über marginalisierte Gruppen und Themen eine Randerscheinung.

Das www bietet nun eine große Chance, dieses Machtverhältnis zu verändern. Die Gatekeeper-Funktion wird durch die interaktiven Social Media umgangen, jede/r kann selbst an die Öffentlichkeit, sofern sie/er über die entsprechenden Zugänge verfügt. Doch

bei all der Chancen, die die neuen technischen Möglichkeiten bieten, wird gerne übersehen, dass diese Funktion nun von jeder/jedem Einzelnen übernommen werden muss, will er/sie nicht erst recht Werkzeug jener werden, die eine bestimmte Definitionsmacht haben: Jede/r muss nun selbst auswählen, recherchieren, argumentieren, vermitteln. Denn: „Während für die Massenmedien die Trennung zwischen Produzenten und Konsumenten von Nachrichten charakteristisch ist, verschwimmen im Internet die Grenzen zwischen Autor und Publikum, aber auch zwischen Tatsache und Fiktion" (Winter 2010, S. 18).

Journalismus und Social Media stehen in Beziehung.

So betont Axel Bruns die Veränderung der Aufgabe von JournalistInnen vom „Gatekeeping" zum „Gatewatching". „Statt einer *Bewachung* der eigenen Eingangs- und Ausgangstore, die auf eine Beschränkung des Informationsflusses abzielt (also Gatekeeping im konventionellen Sinne), beschreibt Gatewatching die *Beobachtung* der Ausgangstore von externen Nachrichten- und anderen Quellen mit der Absicht, wichtiges Material zu identifizieren, sobald es verfügbar wird" (Bruns 2009, S. 113). Wechselseitig also scheint die Beobachtung zwischen www und Journalismus stattzufinden, wie im Journalismus sind auch für Internet-Beiträge Verbreitung und Rezeption entscheidend.

Die Suche nach seriösen Quellen und die zu leistende Medienkritik bleiben aber weiterhin notwendig. Für Nachrichten aus dem Süden sowie zur Globalisierung gibt es Unterstützung von Suchmaschinen (wie etwa www.ecoi.net), die versuchen zu ordnen, Plattformen und Portale wie www.oneworld.net (auch www.oneworld.at) oder alternativen Internetmedien (wie www.indymedia.org), die verschiedene Informationen anbieten, zum Teil auch in Form von journalistischen Texten. Selbstverständlich ist die Sprache, in der veröffentlicht wird, ein wichtiges Thema – für ProduzentInnen genauso wie für RezipientInnen. Auch deshalb hat die Vermittlung einen großen Stellenwert, wie etwa das „Portal 21.de" (http://amerika21.de) verdeutlicht, das sich zum Ziel gesetzt hat, der konventionellen Lateinamerika-Berichterstattung im Deutschen Sprachraum eine kritische Ergänzung zu liefern.

Zunehmend stellen auch indigene Gruppen oder Zusammenschlüsse von Gruppen selbst Berichte über sich, ihr Leben und dessen Herausforderungen ins Netz. Beispiel dafür sind etwa die Aborigines Kanadas (www.aboriginalcanada.gc.ca). Eine stärker vermittelte Möglichkeit bieten Organisationen wie Survival International als Unterstützungsorganisation für indigene Völker (www.survivalinternational.org).

Im Fall unserer Ausgangsfrage nach Informationen über die Abholzung im peruanisch-brasilianischen Regenwald können Sie unter anderem auf einen von der brasilianischen Indigenengruppe Ashaninka mit Unterstützung der brasilianischen Ethnologin Leila Soraya Menezes eingerichteten Weblog der Associação Ashaninka do Rio Amônia (Ashaninka-Vereinigung des Flusses Amônia) zurückgreifen. Unter „www.apiwtxa.blogspot.com“ veröffentlichen die Indigenen selbst Dokumente und Artikel ihre Lebenszusammenhänge betreffend (vgl. auch Eliane Fernandes Ferreira 2009, S. 185). Damit sind authentische Berichte der Ashaninka selbst gewährleistet, was in diesem Fall umso wichtiger ist, als diese Indigenengruppe den Kontakt zur Außenwelt äußerst beschränkt.

2. Medienkritik ist Gesellschaftskritik

Die Zunahme an Websites und Portalen, die von Indigenen selbst betreut werden, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass eine massive „digitale Kluft“ besteht. Die Zugänge für den Globalen Süden sind ungleich schlechter als jene für den Globalen Norden. Die Forderung nach dem Schließen dieser „digitalen Kluft“ wurde auf den Weltgipfeln über die Informationsgesellschaft, den World Summit on the Information Society (WSIS) immer wieder thematisiert (http://groups.itu.int/wsis-forum2011).

Die Zugänge zum www sind aber generell ungleich, sie spiegeln die gesellschaftlichen Machtverhältnisse wider. „Die Zugangsbarrieren entstehen durch Bedingungen, die in der realen Welt angelegt sind und sich im virtuellen Raum festsetzen.“ (Winter, 2010, S. 47–51) Rainer Winter nennt mehrere Faktoren, die den Zugang erschweren. Dazu gehören kulturelle Barrieren genauso wie geringes Einkommen, spielen Fachwissen in technischer, sprachlicher und literaler Hinsicht sowie hinsichtlich des Kompetenz- und Informationsvorsprungs genauso eine Rolle wie das Wissen über Verbreitungsmöglichkeiten von Botschaften. Außerdem spiegeln sich die Machtverhältnisse auch in der Zugangsstruktur wider: Seit 1998 reguliert eine Art zentraler Autorität die Kerngebiete des Internets. Die „Internet Corporation for Assigned Names and Numbers“ (ICANN) hat die Vergabe von Internetadressen und Domains übernommen und ist vom US-Handelsministerium abhängig. Über die mangelnde Ausgewogenheit der Zusammensetzung von ICANN kann sich jede/r selbst überzeugen (www.icann.org), kontrolliert wird die Gesellschaft von VertreterInnen der Regierungen sowie betroffenen Interessensgruppen und externen ExpertInnen (Winter 2010, S. 47).

Auf der Grundlage dieser Zugangsbarrieren wie der gesellschaftlichen Verhältnisse bilden sich Hierarchien im Internet heraus. Diese hängen vom Grad des Trainings genauso ab wie vom Grad der Erfahrungen mit Themen. Sie differenzieren geübte www-NutzerInnen von weniger geübten genauso wie ihr Alter, ihr Geschlecht, die Ethnizität sowie der soziale Status eine Rolle spielen. (Winter 2010, S. 48f.)

Zu meinen, in den Weiten des World Wide Web seien alle gleich, ist also mehr als naiv. Sich dieser Naivität hinzugeben bedeutet, Herrschaftsverhältnisse bewusst oder unbewusst zu verschleiern. Ausgegrenzte und unterdrückte Gesellschaftsgruppen wie Indigene können sich eine derartige Naivität nicht leisten – angesichts mehrerer hundert Jahre Kolonialisierung, der Verbrechen an Menschen und Kulturen. Mit welchem Grad an Vorsicht und Medienkritik sie an das World Wide Web herangehen, wird von verschiedenen Bedingungen innerhalb und außerhalb der Gruppen abhängen.

Die Ashaninka beschreibt Eliane Fernandes Ferreira, die u.a. die Internet-Nutzung durch die Ashaninka und Yawanawa untersucht hat, als besonders vorsichtig, als sie sich bewusst für die Nutzung des Internets entschieden haben. Sie hatten im Rahmen des Projektes „Rede Povos da Floresta", ein Netzwerk für Regenwaldvölker mit Hilfe der Nichtregierungsorganisation (NGO) „Comitê para a Democratização da Informática (CDI – Ausschuss für die Demokratisierung von Informationstechnologie) und mit Hilfe von Internet und www einen Zugang zur Außenwelt geschaffen. Die Nutzung der Geräte bleibt jedoch auf wenige Mitglieder der Gemeinschaft beschränkt (vgl. Fernandes Ferreira 2009, S. 160ff.).

Um bestimmte Kenntnisse in technischer, sprachlicher und literaler Hinsicht zu erwerben, braucht es oft Unterstützung von außen. Diese bieten NGOs, einzelne und öffentliche Stellen an, beispielsweise mit Trainings wie „I train online" (www.itrainonline.org), eine Initiative von acht Organisationen, über die verschiedene Schulungen fürs Internet im Globalen Süden bereitgestellt werden. Aber auch bei diesen Angeboten gilt der kritische Blick: Fragen nach der Herkunft und den Nutznießern der Unterstützung, wer welche Interessen vertritt und welche Bedingungen daran geknüpft werden etc. bleiben unerlässlich.

„Der Yawanawa Aldaiso Vinnya vertritt die Meinung, dass das Internet keine Gefahr mit sich bringe, solange es ihren Alltag nicht verändert, es nicht zur Abhängigkeit führt, sondern kontrolliert und zum Wohle der Gemeinschaft eingesetzt wird", schreibt Fernandes Ferreira (2009, S. 181). Sie zitiert weiters aus dem Interview mit dem Ashaninka Isaac Piyãko:

„Die Kultur erfindest Du je nach Deiner Notwendigkeit, je nach dem Umgang mit dem Menschen, mit der Veränderung des Planeten, und für uns ist es auch so... sie veränderte sich. Du bereicherst Deine Kultur und, um diese festzuhalten, musst Du das, was der Vergangenheit gehört, festhalten" (Fernandes Ferreira 2009, S. 187).

Zunächst hatten die Ashaninka über E-Mails ihre Sicht von der illegalen Abholzung von Wäldern durch peruanische Holzbaufirmen dargestellt, 2007 wurden sie im Weblog des Journalisten Altino Machado aus Acre sowie der Gesellschaft für bedrohte Völkern in ihrem Protest unterstützt. Dies führte schließlich zum Einschreiten der brasilianischen Regierung. Seither betreiben sie ihre eigene Website.

Mit dieser bewussten Nutzung von Internet und www haben Ashaninka und Yawanawa vielen UserInnen in unseren Breiten ein gutes Stück Medienkompetenz voraus.

Literatur

Baacke, Dieter (1999): Medienkompetenz als zentrales Operationsfeld von Projekten. In: Baacke, Dieter/Kornblum, Susanne/Lauffer, Jürgen/Mikos, Lothar/Thiele, Günter A. (Hg.): Handbuch Medien: Medienkompetenz. Modelle und Projekte. Bonn. Bundeszentrale für politische Bildung, S. 31-35.

Brun, Axel (2009): Vom Gatekeeping zum Gatwatching. Modelle journalistischer Vermittlung im Internet. In: Neuberger, Christoph/Nuernbergk, Christian/Rischke, Melanie (Hg.): Journalismus im Internet. Profession – Partizipation – Technisierung. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 107–128.

Fernandes Ferreira, Eliane (2009): Von Pfeil und Bogen zum „Digitalen Bogen". Die Indigenen Brasiliens und das Internet. Bielefeld. transcript Verlag.

Hepp, Andreas (2006): Transkulturelle Kommunikation, Konstanz. UVK Verlagsgesellschaft.

Kindel, Ambrosius (2004): Recherchieren im Journalismus. In: Pürer, Heinz/Rahofer, Meinrad/Reitan, Claus (Hg.): Praktischer Journalismus. Presse – Radio – Fernsehen – Online. 5. Aufl. Salzburg. UVK Verlagsgesellschaft, S. 113–125.

Neuberger, Christoph (2009): Internet, Journalismus und Öffentlichkeit. Analyse des Medienumbruchs. In: Neuberger, Christoph/Nuernbergk, Christian/Rischke, Melanie (Hg.): Journalismus im Internet. Profession – Partizipation – Technisierung. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 19–105.

Pürer, Heinz (2003): Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Ein Handbuch. Konstanz. UVK Verlagsgesellschaft.

Reitan, Claus (2004): Medien, Märkte und Journalisten. In: Pürer, Heinz/Rahofer, Meinrad/Reitan, Claus (Hg.): Praktischer Journalismus. Presse – Radio – Fernsehen – Online. 5. Aufl. Salzburg. UVK Verlagsgesellschaft, S. 15–39.

Seitz, Klaus (2009): Globales Lernen in weltbürgerlicher Absicht: zur Erneuerung weltbürgerlicher Bildung in der postnationalen Konstellation. In: Overwien, B./Rathenow, Hanns Fred (Hg.): Globalisierung fordert politische Bildung. Politisches Lernen im Golbalen Kontext. Leverkusen-Opladen. Verlag Barbara Budrich, S. 37–48.

Washietl, Engelberg (2004): Ethik und Verantwortung im Journalismus. In: Pürer, Heinz/Rahofer, Meinrad/Reitan, Claus (Hg.): Praktischer Journalismus. Presse – Radio – Fernsehen – Online. 5. Aufl. Salzburg. UVK Verlagsgesellschaft, S. 323–340.

Winter, Rainer (2010): Widerstand im Netz. Zur Herausbildung einer transnationalen Öffentlichkeit durch netzbasierte Kommunikation. Bielefeld. transcript Verlag.

http://olinuris.library.cornell.edu/ref/research/webcrit.html (Zugriff: 21.5.2011)
http://www.presserat.at.
http://www.survivalinternational.org.
http://groups.itu.int/wsis-forum2011.
http://amerika21.de.

Die kommunikative Vernetzung ethnischer Minderheiten über Social Network Sites

Uta Rußmann

1. Einleitung: Social Network Sites und ethnische Minderheiten

Offline-Lebenswelten werden heute zunehmend durch Online-Lebenswelten ergänzt. Nicht zuletzt da diese im Zeitalter der Globalisierung eine Brückenfunktion übernehmen und Menschen miteinander vernetzen. Das Internet und im speziellen Social Network Sites (SNS) wie Facebook, Twitter und YouTube bilden neue öffentliche bzw. semiöffentliche Kommunikationsräume. Sie erlauben ihren NutzerInnen – unabhängig von Zeit und Ort, in einen gemeinsamen Dialog zu treten und Informationen, Meinungen sowie Erfahrungen auszutauschen. Betrachtet man solche SNS, dann zeigt sich, dass insbesondere Menschen, die kollektive Interessen verfolgen oder Menschen mit einem gemeinsamen kulturellen Hintergrund sich zunehmend online verbinden. Eine dieser Bevölkerungsgruppen sind Menschen, die in oder zwischen zwei Kulturen leben. Nämlich – wie im vorliegenden Beitrag – der österreichischen und eben einer anderen Bezugs- bzw. Herkunftsgemeinschaft. Die Rede ist von Menschen mit Migrationshintergrund. Diese Minderheiten und deren Nutzung von SNS stehen im Fokus der folgenden Auseinandersetzung. Festzuhalten ist, wenn es hier um Minderheiten geht, dann sind Menschen mit Migrationshintergrund oder ausländischer Herkunft gemeint. Dazu zählen Personen mit ausländischer Staatsangehörigkeit, im Ausland geborene Personen mit österreichischer Staatsangehörigkeit sowie Personen, deren Eltern im Ausland geboren sind, unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit (vgl. Statistik Austria 2010). Im Jahr 2009 lebten rund 1,468 Millionen Personen mit Migrationshintergrund in Österreich. Das sind 17,8% der Gesamtbevölkerung. „Mit 496.000 waren Personen aus den jugoslawischen Nachfolgestaaten die größte Gruppe, gefolgt von rund 248.000 Personen mit türkischem Migrationshintergrund" (Vgl. ebd.). Insgesamt gehören etwa 386.000 Personen der zweiten Generation an, denn sie sind in Österreich geborene Nachkommen von Eltern mit ausländischem Geburtsort.

Social Network Sites bilden ein Kommunikationsnetzwerk bzw. eine „soziale Gemeinschaft". Ob offline oder online, soziale Gemeinschaften sind für die menschliche Sozialität essenziell und eine entscheidende Voraussetzung für die individuelle Identitätsbildung (vgl. Rosa et al. 2010, S. 92). Vielmehr noch sind „ohne solide gemeinschaftsförmige Sozialbeziehungen (…) gesellschaftliche Interaktionsverhältnisse nicht möglich" (ebd.). Es sind insbesondere drei Kriterien, durch die sich soziale Offline-Netzwerke von Minderheiten auszeichnen. Da ist erstens die starke Familienzugehörigkeit zu nennen. Die Familie schützt den Einzelnen (in der Fremde) vor materieller Not und sozialer Isolation. Durch die gemeinsame Herkunft ist zudem zweitens die soziale und ethnische Homogenität der Netzwerke bedingt. Erst langsam mit der heutigen dritten Generation zeigen sich Veränderungen beim sozioökonomischen Status und dem beruflichen Qualifikationsniveau der Minderheiten. Der dritte Faktor, der die sozialen Offline-Netzwerke von Minderheiten (in Österreich) prägt, ist die räumliche Nähe. Beziehungen bestehen zumeist mit Menschen aus dem eigenen Ort oder in größeren Städten aus demselben Stadtteil, die häufig den eigenen Migrationshintergrund teilen (Vgl. u.a. Janßen/Polat 2006). Diese drei Kriterien können die Integration in die Ankunftsgesellschaft durchaus erschweren. Anders als offline gelebte soziale Netzwerke, in die die Beteiligten oftmals hineingeboren werden, zeichnen sich die virtuellen sozialen Netzwerke durch die freiwillige Vereinigung ihrer NetzwerkteilnehmerInnen aus. Voraussetzung ist ein gemeinsames Interesse und dies kann sehr wohl der gemeinsame kulturelle Hintergrund sein. Virtuelle Gemeinschaften bieten die Möglichkeit weitaus schneller mehr Menschen auf einer täglichen Kommunikationsbasis zu verbinden, die an unterschiedlichen Orten leben: d.h. im vorliegenden Kontext in ganz Österreich und teilweise auch im Herkunftsland der Minderheiten. Betrachtet man virtuelle Vernetzungen, dann ist festzuhalten, dass diese face-to-face Beziehungen keinesfalls ersetzen, sie allerdings sinnvoll ergänzen. Als zentraler Unterschied zwischen der Offline- und der Online-Welt sind die veränderten Kommunikationsbedingungen zu nennen. In der virtuellen Welt sind die KommunikationspartnerInnen räumlich und häufig auch zeitlich voneinander getrennt: Kommunikation findet medial vermittelt statt.[1]

1 Wenn im vorliegenden Beitrag von Kommunikation die Rede ist, dann ist damit die computervermittelte Kommunikation gemeint. Die Kommunikation zwischen den InteraktionspartnerInnen verläuft indirekt und ist technisch vermittelt. Zum einen ist die Kommunikation einseitig (z.B., wenn eine Person etwas auf Facebook postet, ohne dass von den anderen TeilnehmerInnen eine Antwort kommt), zum anderen findet ein wechselseitiger Kommunikationsaustausch statt (z.B., wenn durch ein Posting [Eintrag] eine Diskussion ausgelöst wird).

Auf Basis dieses Leitgedankens stehen im vorliegenden Beitrag die neuen Social Network Sites im Mittelpunkt und wie diese sich rasch verbreitenden Plattformen zur Bildung von virtuellen Gemeinschaften beitragen können. Betrachtet wird dies aus der Perspektive einer spezifischen NutzerInnengruppe, nämlich von ethnischen Minderheiten. Theoretisch beleuchtet werden zunächst der Nutzen, der hinter den Interaktionsprozessen steht, bzw. den die Beteiligten daraus erhalten, und damit die Implikationen des „sozialen Kapitals“ (Bourdieu 1983) der SNS-Nutzung. Die Debatten rund um das soziale Kapital können zwar nur angedeutet werden, dennoch werden die für den vorliegenden Beitrag zentralen Erkenntnisse kurz skizziert. Zentrale Aspekte sind dabei die Vernetzungs- und Informationsfunktion von SNS sowie die Identitätsfindungsprozesse, die sich aus den virtuellen Interaktionen ergeben. Der theoretischen Auseinandersetzung folgt im zweiten Teil des Beitrags eine deskriptive Betrachtung von Facebook-Gruppen *von und für* in Österreich lebende ethnische Minderheiten sowie *von* „ÖsterreicherInnen“ *für* Minderheiten. Die Wahl fällt dabei auf die in Österreich meistgenutzte SNS, nämlich Facebook. Die angeführten Beispiele geben einen Einblick in die unterschiedlichen virtuellen kommunikativen Vernetzungen und dies ermöglicht es dann, die theoretischen Überlegungen im Hinblick auf die Nutzung und Aneignung von SNS als virtuelle Gemeinschaften zu reflektieren.

2. Social Network Sites – ein kurzer Einstieg

Die Geschichte der online basierten sozialen Interaktionsplattformen beginnt 1997. Die erste Social Network Site www.SixDegrees.com war von 1997 bis 2001 online, mit dem Ziel, Menschen zu vernetzen und ihnen dabei zu helfen, sich Nachrichten zuzusenden (vgl. Boyd/Ellision 2007). Es dauerte nur etwa sechs Jahre, bis ein „virtueller Boom“, d.h. eine stetig steigende Anzahl an neuen SNS und ein explosives Wachstum von deren NutzerInnen, ausbrach. Heute wird die virtuelle Welt von Facebook (seit 2004), YouTube (seit 2005) und Twitter (seit 2006) dominiert, mit einigen zumeist länderspezifischen weiteren Netzgemeinschaften. Facebook ist dabei der mit Abstand meistgenutzte Interaktionsraum. Weltweit nutzten im Frühjahr 2011 über 500 Millionen Menschen diesen Dienst. In Österreich waren es im selben Zeitraum etwa 2,5 Millionen Menschen und damit mehr als ein Viertel der Bevölkerung.

Social Network Sites erlauben dem/der Nutzer/in innerhalb eines geschlossenen Systems öffentliche oder semi-öffentliche Profile einzurichten und über diese eine Ver-

bindung zu anderen NutzerInnen („Freunde") einzugehen, das Profil von FreundInnen und i.d.R. deren Freunden anzusehen (vgl. Boyd/Ellision 2007). SNS sind persönliche (oder „egozentrische") Netzwerke, in denen das Individuum im Zentrum seiner eigenen Gemeinschaft („community") steht. Dabei sind die KommunikationspartnerInnen innerhalb dieses Interaktionsraums räumlich voneinander getrennt. Zumeist – und dies kann auch als die ursprüngliche hinter den Social Networks stehende Idee gesehen werden, verbinden sie in der virtuellen Welt Menschen, zwischen denen bereits offline eine schwächere oder stärkere Beziehung besteht (vgl. Ellison et al. 2007). Mittlerweile ist es jedoch immer häufiger der Fall, dass SNS um (gemeinsame) Interessen herum organisiert sind (vgl. Boyd/Ellision 2007). Dies sind z.B. Verbindungen aufgrund einer geteilten Sprache oder auf Basis der gleichen Kultur oder ethnischen Zugehörigkeit. Minderheiten erschließen sich hierdurch neue Lebens- und Erfahrungsräume. Neben der zentralen Funktion der Vernetzung, über die den TeilnehmerInnen ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl vermittelt wird, profitieren sie von diversen weiteren Nutzungsmöglichkeiten. Wobei in erster Linie kognitive sowie sozial-integrative Bedürfnisse der NutzerInnen angesprochen und erfüllt werden. Da ist der Austausch von Informationen und Meinungen zu nennen, durch den hin und wieder auch öffentliche Diskussionen angeregt werden. Minderheitengruppen, wie die folgende Auseinandersetzung zeigen wird, nutzen dies, um allgemeine Informationen als auch persönliche Erlebnisse und (Alltags)Erfahrungen über die zwei Kulturen, in und mit denen sie leben, auszutauschen.

Kein anderes Medium bietet den NutzerInnen einen öffentlichen Raum, in dem sie die Möglichkeit haben, orts- und zeitunabhängig laufend gemeinsam Inhalte zu kreieren (user generated content). Die elektronisch vermittelte Kommunikation mittels Text, Bild oder Audio wird dabei von in die SNS integrierte Informations- und Kommunikationstechnologien (ICT) wie Chats oder Blogs unterstützt. Wie bereits angedeutet, bleiben die neuen technologischen Veränderungen nicht ohne Auswirkungen auf die zwischenmenschliche Kommunikation und fördern neue Interaktionsprozesse. Die sozialen Implikationen der technologischen und medialen Umwälzungen stehen im Fokus der weiteren Betrachtungen.

3. *Soziales Kapital* und die Nutzung von Social Network Sites

Soziales Kapital beschreibt die Leistungen und Ressourcen, die Menschen durch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und den damit verbundenen Interaktionen erzeugen und erhalten (vgl. Bourdieu 1983, S. 190f., siehe auch Coleman 1988 und Putnam 2000). Ziel der gegenseitigen Vernetzung ist es, daraus einen Nutzen in Form von materiellen und immateriellen Leistungen und Ressourcen zu ziehen. So kann die Einbindung in einen Familien-, Freundschafts- oder Bekanntenkreis Geborgenheit und Sicherheit geben. Menschen, die in einer „fremden" Kultur leben, kann durch die Einbindung in einen kulturellen und sprachlichen Kontext das Gefühl des Beheimatetseins und der Zugehörigkeit vermittelt werden (vgl. u.a. Janßen/Polat 2006, S. 12). Weiters ermöglicht der gemeinsame Handlungskontext in sozialen Beziehungen das Lernen von sozialem Miteinander und hilft bei der individuellen Identitätsfindung. Neben der emotionalen Unterstützung wird durch die Kooperation im sozialen Netzwerk vor allem auch der Wissens- und Informationsaustausch sowie die soziale Empfehlung gefördert (vgl. u.a. Hennig 2010). So kann z.B. der Kontakt mit den „richtigen" Leuten die Arbeitskarriere positiv beeinflussen oder bei der Wohnungssuche unterstützen. Wir werden auf diese in die sozialen Netzwerke eingebetteten Leistungen und Ressourcen, d.h. die Vernetzung und ein damit einhergehendes Zugehörigkeitsgefühl, Unterstützung bei der Identitätsfindung sowie den Informationsaustausch in den nächsten Abschnitten näher eingehen. Zunächst ist jedoch festzuhalten, dass je größer die Vernetzungsmöglichkeiten sind, desto höher ist die Chance auf das soziale Kapital. Denn soziales Kapital als ein Produkt sozialer (zumeist zielorientierter) Handlungen (vgl. Hennig 2010, S. 187) ist an die diversen Kooperations- und Tauschbeziehungen im sozialen Netzwerk gebunden: „Das dabei entstehende Sozialkapital kann sowohl individuelles Gut als auch Kollektivgut sein, da es in Form von institutionalisierten sozialen Beziehungen Ressourcen beinhaltet, die einen Nutzen erwarten lassen und zwar für Beide, das Kollektiv und die Individuen in den Kollektiven" (Hennig 2010, S. 187, siehe auch S. 180).

Putnam (2000) skizziert zwei wesentliche Formen von sozialem Kapital: *bonding* und *briding*. Mit *bonding social capital* werden Leistungen und Ressourcen wie emotionale Unterstützung bezeichnet, die zwischen Menschen mit einer engen Verbindung ausgetauscht werden. Diese engen Beziehungen bilden sich aufgrund von gemeinsamen Interessen, ähnlichen Erfahrungen oder gleichem sozialen oder kulturellen Hintergrund heraus. *Briding social capital* sind Leistungen und Ressourcen von eher losen Beziehungen und Ver-

bindungen. In der virtuellen Welt ist dies in der Regel bei öffentlichen Communities bzw. SNS-Gruppen der Fall. Anders als in der Offline-Welt und von Putnam beschrieben, basieren diese losen Verbindungen in der virtuellen Welt sehr wohl auf gemeinsamen Interessen oder einem ähnlichen Hintergrund. Dies ist z.B. der Fall bei Minderheiten, die eine gemeinsame ethnische Identität teilen. Granovetter (1973) beschreibt Letztere in seinen Arbeiten zu sozialen Netzwerken als *weak ties*. Gerade diese schwachen Beziehungen ermöglichen den Informationsaustausch und können damit von großem Nutzen für den Einzelnen sein. Ellison et al. (2010) kommen auf Basis ihrer Studie zur Facebook-Nutzung von StudentInnen (n=450) zu dem Schluss, dass nur der Informationsfluss innerhalb solcher schwachen Beziehungen soziales Kapital generiert. Hingegen kann dies für Facebook-Kontakte mit Unbekannten oder mit sehr engen FreundInnen nicht bestätigt werden. Damit belegen erste Studien auch innerhalb von SNS die Konstruktion und Konstitution von sozialem Kapital. Allgemein ist hier anzumerken, dass SNS (noch) primär dazu genutzt werden, um sich mit bestehenden FreundInnen und/oder Familienangehörigen zu vernetzen und nicht, um neue Freundschaften zu knüpfen (vgl. u.a. Lampe et al. 2006). Allerdings ist die kommunikative Vernetzung auf Basis gemeinsamer Interessen in zunehmendem Maße charakteristisch für die Erschließung neuer SNS-Gruppen.

Minderheiten eignen sich die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien an, indem sie bestehende Beziehungen vertiefen sowie neue Verbindungen aufbauen, um in einen gemeinsamen Handlungskontext zu treten, der für den sozialen und kulturellen Austausch genutzt wird. Der Aufbau und die Stärkung des Informations- und Kommunikationsnetzwerkes erfolgt aus dem Bedürfnis nach einem subjektiven Zugehörigkeitsgefühl. Über die kommunikative Vernetzung erfolgt die Integration in die Gemeinschaft. Integration findet zum einen über die Inhalte der Kommunikation statt, zum anderen über die Kommunikation an sich. Besonders die zweite und dritte Generation der Minderheiten, die „gezwungen sind, mit *mehreren* nationalen, ethnischen wie kulturellen Zugehörigkeiten" (Hugger 2009a, S. 54) aufzuwachsen, sind auf der Suche nach sozialen Räumen, in denen sie sich orientieren können. Im sozialen Miteinander findet der Einzelne soziale Anerkennung, Unterstützung und es wird ihm ein Gefühl der Nähe und Zusammengehörigkeit gegeben. Dies sind die sozialen Effekte von virtuellen Räumen. Medien haben schon immer eine Brückenfunktion übernommen und im Zeitalter der Globalisierung ist dies mehr denn je der Fall. Denn SNS fördern sowohl den sozialen Zusammenschluss mit Menschen „vor Ort" als auch mit weit entfernt lebenden Menschen.

Auch die Verbindungen mit Menschen in den Herkunftsgemeinschaften können prägend sein (vgl. Hepp 2009). So können die kommunikativen und partizipativen Möglichkeiten von SNS bei Identitätsbildungsprozessen helfen.

Vergemeinschaftung bei Minderheiten unterscheidet sich nun insofern von Integrationsprozessen bei Menschen im Ankunftsland, da die kommunikative Vernetzung im Spannungsverhältnis zwischen der Kultur der Ankunfts- und der Herkunftsgemeinschaft erfolgt. Hepp et al. (2010, S. 331) haben hier den Begriff der *bikulturellen Vernetzung* geprägt. Im Internet und im Speziellen auf SNS vermischen sich Dimensionen aus der Herkunfts- und der Ankunftsgesellschaft weitaus stärker als in der Offline-Welt (vgl. u.a. Hugger 2005, S. 2). Hugger (2005, S. 9) bezeichnet in diesem Zusammenhang die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien als *transnationale soziale Räume* von MigrantInnen*:* „ein hybrider Lebenszusammenhang aus Elementen der Herkunfts- und der Ankunftsgesellschaft". Diese bieten einen sozialen Raum, in dem Minderheiten ihre oftmals gespaltene Zugehörigkeit verarbeiten können, da „sie sich dort ihrer gemeinschaftlichen wie biografischen Wurzeln vor dem Hintergrund national-ethnisch-kultureller Hybridität vergewissern können" (Hugger 2009a, S. 61). Die Vernetzung der beiden Lebenswelten äußert sich auch darin, dass die Online-Kommunikation sowohl auf Deutsch als auch in der Herkunftssprache stattfindet. Sprache ist ein zentraler Teil des Selbstbildes einer Bevölkerungsgruppe. Für Minderheiten ist die Sprache ein gemeinsames Identitätssymbol der (virtuellen) Gemeinschaft (Vgl. Rosa et al. 2010, S. 97).

Die virtuellen Räume erweitern die Handlungsspielräume der Offline-Welt (vgl. Hugger 2009a, S. 53). Gerade bei Menschen, mit denen man eine kulturelle Identität und Tradition teilt, findet der Einzelne Rückhalt. Für deutsch-türkische Jugendliche in Chat-Räumen und Newsgroups zeige sich, so Hugger (2005, S. 5, S. 12 und S. 15), dass nicht die Inhalte, sondern der Kommunikationsprozess im Mittelpunkt stehe: Die kommunikativen und sozialen Möglichkeiten des Internet bieten neue Ressourcen für die Selbstpositionierung. Dem Individuum wird dabei durch die gewisse Anonymität und Unverbindlichkeit im Netz ein größerer Freiraum zur Entfaltung gegeben. Das Internet ist ein Kommunikationsraum, der Platz zur Identifikationskonstruktion einräumt. Das Bedürfnis der Identifikation mit anderen Menschen bildet dabei weniger die Basis der sozialen Vernetzung, sondern ist eher dessen Folge: „Wie wir uns selbst verstehen, welche Aufgaben und Ziele wir uns setzen, für welche Wertideen wir eintreten und welche Wünsche wir haben: All dies lässt sich erst verstehen und beantworten, wenn wir die Strukturen und Praktiken der sozialen Gemeinschaft kennen, in die wir hineingeboren

werden“ (Rosa et al. 2010, S. 94). Denn dadurch können wir uns auf „eine geteilte und in diesem Sinne kollektive Identität beziehen“ (Dierschke 2009, S. 143). Hier findet eine Wechselbeziehung zwischen dem einzelnen Individuum und seiner Umwelt statt. Auf der einen Seite bieten SNS ein breites Forum zur Selbstdarstellung. Die eigene Person kann dabei auf vielfältige Weise dargestellt werden: Mittels Text, Fotos, Videos, Links und mehr können Lebenslaufstationen aufgezeigt, die eigenen Interessen oder der Beziehungsstatus können mitgeteilt und es kann auf den persönlichen Freundeskreis verwiesen werden etc. Auf der anderen Seite können andere Menschen über ihre virtuellen Profile beobachtet werden und mehr noch, können die Reaktionen der Anderen auf einen selbst ständig und im Nachhinein verfolgt werden. Die individuelle Identitätsbildung vollzieht sich nicht nur durch die eigene Identifikation, sondern immer auch im Kontext sozialer Identitätszuschreibungen. Identitätsbildung muss als Reflexionsprozess verstanden werden. SNS geben aufgrund ihrer Konstitution viel Raum für Beobachtungen. Der erweiterte Handlungsspielraum in SNS kann vor allem der zweiten und dritten Generation, die IntensivnutzerInnen von SNS unter den Minderheiten, bei der Suche nach Antworten auf die Frage „Wer sind wir?“ nutzen. Anders als deren Elterngeneration sind sie in die Ankunftsgesellschaft hineingeboren und sind durch ihr soziales Umfeld (z.B. Kindergarten und Schule) bereits intensiv mit deren Kultur und Strukturen verbunden. Gleichzeitig wachsen sie durch ihr Elternhaus mit den Werten, Normen und Traditionen der Herkunftsgesellschaft auf. Sie bewegen sich praktisch zwischen „zwei Welten“. Auf den Plattformen können sie gemeinsam der Frage nach ihrer Gemeinschaft und kollektiven Identität nachgehen. Somit dienen SNS Minderheiten der Sichtbarmachung und Selbstverortung von ethnischer Zugehörigkeit (vgl. Vogelsang 2008).

Als dritte und letzt diskutierte Funktion von SNS geht es um die Informationsfunktion. Betrachtet man Informationsprozesse in SNS, dann zeichnen sich diese – insbesondere im Vergleich zu sozialen Offline-Netzwerken – durch die Möglichkeit einer beschleunigten Informationsverbreitung, einer ständigen Informationsaktualisierung sowie eines Informationsaustausches zwischen räumlich getrennten NetzpartnerInnen aus. Vielmehr noch verläuft der Informationsfluss oftmals über diverse unterschiedliche Kanäle wie Text, Bild und Film. Neben der Versorgung mit Lokalnachrichten und Informationen über aktuelle Veranstaltungen in Österreich, kann Ziel der gegenseitigen Vernetzung auch ein Erfahrungsaustausch über das Leben in und mit zwei kulturell unterschiedlichen Gesellschaften sein. Die neu erschlossenen Kommunikationswelten werden als Orientierungshilfe für den Lebensalltag genutzt. Die Einbettung in ein ethnisch

homogenes Freundschaftsnetzwerk wird dabei aufgrund des Vertrauensvorschusses in Personen mit gleichem sozialen und kulturellen Hintergrund und deren Information oftmals bevorzugt. Allerdings werden (i.d.R.) in heterogenen Netzwerken vielfältigere Ressourcen erzeugt (Vgl. Haug 2007).

Die obige Auseinandersetzung hat eindeutig auf die Vorteile von sozialem Kapital fokussiert, von der die Debatte um das soziale Kapital nachhaltig geprägt ist. Die positiven Effekte, die aus den sozialen Interaktionen der SNS-Partizipierenden hervorgehen, sollen am Ende der Ausführungen keineswegs dezimiert werden. Dennoch darf abschließend ein kurzer Blick auf die Kehrseite nicht fehlen. Esser (2001, S. 20) verweist bei den Nachteilen vor allem auf die ethnische Segmentation. Dies soll heißen, dass bei einer ausschließlichen oder starken Vernetzung mit Menschen aus der ethnischen Gemeinde im Aufnahmeland soziales Kapital integrationshinderlich bei der Aufnahme in die Ankunftsgesellschaft wirken kann. Denn das Verbleiben innerhalb der ethnischen Sphäre führt schlussendlich zur sozialen Distanzierung mit der Ankunftsgesellschaft. Hierbei ist vor allem die Wahl der Sprache der Kommunikation zu nennen, über die eine Spaltung mit der Aufnahmegesellschaft stattfinden kann und damit die Knüpfung interethnischer Beziehungen verhindert. Interagieren Minderheitengruppen innerhalb von SNS bewusst und (nahezu) ausschließlich in der Minderheitensprache, dann ist dies eine freiwillige Selbstabgrenzung von den Menschen der Ankunftsgesellschaft. Daher ist die gewählte Sprache als primäre Voraussetzung für die Entwicklung interethnischer Beziehungen und folglich der Erzeugung von sozialem Kapital zwischen der ethnischen Gruppe und der sie umgebenden Gesellschaft zu sehen. Denn Ressourcen und Leistungen innerhalb von SNS können nur ausgetauscht werden, wenn die dafür nötige Verständigung vorhanden ist.

Fasst man nun die bisher genannten Aspekte zusammen, lässt sich festhalten, dass virtuelle Netzgemeinschaften – wenn sie denn genutzt werden – zwar für die betrachteten Minderheiten keine grundsätzlich neuen Leistungen und Ressourcen erbringen, das Mehr an Vernetzung erweitert und erhöht allerdings die Chancen auf soziales Kapital. Mit dem sozialen Kapital hängt sowohl die soziale Einbettung und die Integration mit der ethnischen Gemeinschaft als auch der Ankunftsgesellschaft zusammen (vgl. u.a. Haug 2007, S. 90). Einen Nutzen haben vor allem die zweite und dritte Generation der in Österreich lebenden Minderheiten, denn gerade sie gehen vermehrt diverse Kooperations- und Tauschbeziehungen über SNS ein.

4. Mediennutzung ethnischer Minderheiten im deutschsprachigen Raum

Bis heute untersuchen nur wenige empirische Arbeiten die Mediennutzung von ethnischen Minderheiten (wie im vorliegenden Beitrag definiert), wobei diese fast ausschließlich auf die Nutzung traditioneller Massenmedien wie Zeitung und Fernsehen fokussieren. Erst in den letzten Jahren zeigt sich eine stärkere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Medienkonsum ethnischer Bevölkerungsgruppen und im Speziellen mit deren Internetnutzung. Im deutschen Sprachraum konzentrieren sich die Studien dabei auf Deutschland. Repräsentative Ergebnisse für Österreich sind bislang nicht publiziert worden.

Aktuelle Untersuchungen zur Mediennutzung von Minderheiten in Deutschland zeigen teilweise große Gemeinsamkeiten mit jener der gesamtdeutschen Bevölkerung. So ist das Fernsehen, das meistgenutzte Massenmedium unter den 12- bis 29-jährigen russischen Aussiedlern (vgl. Heft et al. 2010) sowie den 12- bis 29-jährigen „TürkInnen" (vgl. Paasch-Colber/Trebbe 2010) im deutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen. Auch beim Internetkonsum verweisen die Vergleiche zwischen den jungen Minderheitengruppen und jungen Deutschen vor allem auf Gemeinsamkeiten. Dies bestätigt ebenso eine repräsentative Studie für Deutschland von Simon (2007). Bereits im Jahr 2007 nutzen 95% der in Deutschland lebenden 14- bis 19-jährigen TürkInnen das Internet. Die Informationsbeschaffung ist dabei ein weitverbreitetes Nutzungsmotiv. Wie in der Gesamtbevölkerung zeigt sich, dass je jünger die MigrantInnen, desto häufiger sind sie online (vgl. Klingler/Kutteroff 2009). Zudem steigt die Nutzungshäufigkeit von SNS stetig (vgl. Hugger 2009b). Auffällig ist, dass die Mediennutzung der jungen Minderheiten vielmehr von deren sozialen Situation wie Lebensalter, Geschlecht und insbesondere Bildungsgrad als durch deren Migrationsstatus beeinflusst wird.

Es sind primär Angehörige aus der ersten Generation, die vorwiegend Medienangebote via Satellit aus ihrem Herkunftsland konsumieren. Nach der Systematik von John W. Berry (1997) bewirkt diese mediale Separation vor allem eine Exklusion vom Ankunftsland, denn durch die Nutzung von sogenannten Ethnomedien entstehen ethnische Teilöffentlichkeiten (vgl. Geißler/Pöttker 2006, S. 21ff.). Hingegen nutzt die zweite und dritte Generation mittlerweile ausschließlich die Mehrheitsmedien des Ankunftslandes oder es besteht ein positives Nutzungsverhältnis zwischen Minderheiten- und Mehrheitsmedien. Die Nutzung von Medien des Ankunfts- wie des Herkunftslandes bezeichnet

Berry als interkulturelle mediale Integration. Für die Internetnutzung (Web 1.0) kann festgehalten werden, dass diese fast ausschließlich in einem deutschen bzw. deutschsprachigen Kontext erfolgt (vgl. Heft et al. 2010, S. 356, Paasch-Colber/Trebbe 2010, S. 379 und S. 385, Simon 2007). Spezifisch dem Herkunftsland zuordenbare Angebote werden selten genutzt (vgl. Klingler/Kutteroff 2009, S. 307f., Simon 2007, S. 432). Dies bestätigt auch Moser (2009) für den Internetkonsum von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in der Schweiz. Dabei zeigen die angeführten Studien, dass je jünger die NutzerInnen sind, desto eher findet der Internetkonsum assimilativ statt. Obwohl, oder vielleicht gerade weil Jugendliche noch bei den Eltern leben und damit in einen stärkeren kulturellen Kontext zum Herkunftsland eingebunden sind, suchen sie außerhalb der familiären Mauern eine intensivere Vernetzung mit ihrem weiteren sozialen Umfeld. Die türkischstämmigen 20- bis 29-Jährigen in Deutschland surfen vergleichsweise vermehrt auf türkischen Websites (vgl. Paasch-Colber/Trebbe 2010). Wobei sich eine weitaus geringere Nutzung deutschsprachiger Angebote erst bei den über 30-Jährigen abbildet (vgl. Simon 2007, S. 434). Der Medienkonsum in beiden Sprachen kann letztlich dahingehend gedeutet werden, so Paasch-Colber und Trebbe (2010, S. 384), dass der/die Nutzer/in gegenüber beiden Gesellschaftskontexten aufgeschlossen ist und sich mit nur geringer Wahrscheinlichkeit von der Herkunftsgesellschaft seiner Familie abkehrt.

Die Nutzung von SNS durch Minderheiten ist derzeit noch ein Randthema. Insbesondere, wenn es um in Österreich lebende ethnische Minderheiten geht. In einer nicht-repräsentativen Studie (19 Jugendliche zwischen 14 und 20 Jahren) beleuchten Götzenbrucker und Franz (2010) das Integrationspotenzial des Internet für türkische Jugendliche aus dem Arbeiterzuwanderungsmilieu in Wien am Beispiel von Online-Spielen und digitalen Freundschaftsnetzwerken. Dabei hat zwar die Mehrheit der Befragten einen ethnisch gemischten Freundeskreis, allerdings liegt der Anteil der nicht-türkischen Kontakte bei nur 15%. Zumeist entstammen diese interethnischen Beziehungen aus dem unmittelbaren Lebensraum, insbesondere der „Schule resp. dem ‚Grätzel'" (Götzenbrucker/Franz 2010, S. 73) und deuten auf eine geringe räumliche Mobilität der türkischen Jugendlichen der zweiten und dritten Generation hin. Es zeigt sich wie in den deutschen Studien zum Internetkonsum, dass ebenso bei der Nutzung von SNS das Bildungsniveau eine Rolle bei der Knüpfung von neuen, interethnischen Kontakten spielt. Die Online-Beziehungen werden zumeist von höher gebildeten Jugendlichen geknüpft. Aus den semi-strukturierten Medien-Interviews geht hervor, dass zwei Drittel der Befragten das Internet nutzt um zu chatten oder auf YouTube Musikvideos anzuschauen. Das

Kommunikationsverhalten wird von Kontakten zu anderen Minderheiten dominiert. Die virtuellen Vernetzungen werden nur bedingt genutzt, um mit anderen Akteuren, Kulturen oder Sichtweisen Verbindungen aufzubauen (vgl. ebd., S. 77). Anknüpfend an die bisherige Auseinandersetzung kann daraus gefolgert werden, dass der Informations- und Kommunikationsaustausch primär dem über die zwei Kulturen, in und mit denen die Minderheiten leben, gewidmet ist. Die Online-Netzwerke werden also weniger zur Partizipation mit Menschen aus der Ankunftsgesellschaft genutzt.

Die bisherige Diskussion macht deutlich, dass sich die zweite und dritte Generation das Internet erschlossen hat. Die Informationsbeschaffung (der IntensivnutzerInnen) ist von einer Orientierung am Ankunftsland geprägt. Online-Communities und SNS werden hingegen verstärkt genutzt, um sich mit „Gleichgesinnten" auszutauschen. Minderheiten bewegen sich in den neuen Kommunikationswelten, um sie als wichtige Ressource für ihr soziales Miteinander und das Aushandeln eines authentischen Bildes von sich selbst zu nutzen.

5. Die Nutzung von Facebook von in Österreich lebenden ethnischen Minderheiten

Wie sieht es nun mit der Nutzung von Social Network Sites durch Minderheiten in Österreich aus? Dieser Frage soll mit einer deskriptiven Betrachtung von Facebook-Profilen von und für in Österreich lebenden Minderheiten im folgenden Teil des Beitrags nachgegangen werden. Die deskriptive Betrachtung des kommunikativen Austausches kann dabei nur ein allgemeines Bild über die diversen Netwerke auf Facebook zeichnen. Allerdings liefert dieser Einblick keine Hinweise dafür, welche Bedeutung die Facebook-Nutzung für in Österreich lebende Personen mit Migrationshintergrund hat. Die Wahl fällt auf die in Österreich mit Abstand meistgenutzte Social Network Site, nämlich Facebook. Insgesamt nutzten im Frühjahr 2011 etwa 2,5 Millionen Menschen in Österreich Facebook. Frauen ein wenig mehr als Männer. Der Großteil der User ist zwischen 14 und 49 Jahren. Der Anteil der über 50-jährigen Facebook-NutzerInnen liegt in Österreich gerade einmal bei etwa 8%. (Vgl. http://digitalaffairs.at/facebook-userzahlen-oesterreich) Öffentlich zugängliche Studien zur Facebook-Nutzung in Österreich liegen kaum vor und umfassen allenfalls ein sehr enges Fragespektrum. Daten zu den unterschiedlichen NutzerInnengruppen können somit nicht herangezogen werden. Betrachtet werden im

folgenden Facebook-Gruppen der – wie einleitend bereits beschrieben – größten Minderheitengruppen in Österreich.

Werden Netzwerke auf Facebook betrachtet, dann gilt es zunächst zu unterscheiden, ob es sich um ein Netzwerk *von und für* Minderheiten oder um ein Netzwerk *von* „ÖsterreicherInnen" wie Vereinen, Organisationen, Parteien etc. *für* Minderheiten handelt.[2] *Wien Viyana* sowie *viyana üniversitesi* sind zwei Netzwerke *von und für* türkische MigrantInnen, die sich insbesondere durch ihre hohe und stetig wachsende Anzahl an „FreundInnen" (Friends) auszeichnen. Über *Wien Viyana* vernetzten sich Ende 2010 etwas mehr als 2000 Menschen. Sechs Monate später sind es im Jahr 2011 bereits über 3000 Freunde, die das Netzwerk zählt. Im Vordergrund steht der Informationsaustausch, z.B. über Veranstaltungen sowie die Diskussion aktueller Themen wie Sport, Wetter, Musik. Betrachtet man die Freundesliste, dann zeigt sich, dass etwa 90% der Profile einen türkischen Hintergrund haben. Mit großer Mehrheit sind dies Einzelpersonen. Dominiert wird *Wien Viyana* dabei von „TürkInnen" der zweiten und dritten Generation. Doch auch türkische Informationsmedien wie Migrazine Online-Magazin sowie türkische Geschäfte und Unternehmen wie Reisebüros und Restaurants sind Teil des virtuellen Netzwerkes. Die wenigen NetzpartnerInnen aus der Ankunftsgesellschaft sind häufig Institutionen und Organisationen wie der „Familienbund", die „Caritas Austria", der „Österreichische Kulturbund Berlin" oder das „Beratungszentrum Lebenswerk". Der Ausschluss von Personen aus der Ankunftsgemeinschaft ist durch die Wahl der Sprache gegeben, denn Kommunikation findet fast ausschließlich in der „Heimatsprache", nämlich Türkisch, statt (siehe Abbildung 1).

Die Facebook-Gruppe *viyana üniversitesi* hat sich zwischen Ende 2010 und Mitte 2011 von knapp 900 auf über 1100 Mitglieder vergrößert (siehe Abbildung 2). Dies belebt auch den Kommunikationsaustausch. Waren es im Zeitraum von Mai bis November 2010 insgesamt 41 Postings (inklusive der Kommentare), können zwischen Dezember 2010 und Juni 2011 insgesamt 110 Einträge (inklusive der Kommentare) gezählt werden. Eindeutig zeigt sich, wie bereits bei *Wien Viyana*, dass innerhalb der SNS *von und für* türkische Minderheiten sowohl auf der Wall als auch im Discussion Board auf Türkisch kommuniziert wird. Von den im zweiten Halbjahr 2010 auf *viyana üniversitesi* 41 gezählten Wall-Postings waren 37 auf Türkisch, 3 auf Deutsch und ein Kommentar in Englisch.

2 Die Analyse kann nur die in Facebook veröffentlichten Informationen heranziehen und legt zugrunde, dass es sich bei den durch die NutzerInnen gemachten Angaben um wahrheitsgetreue Daten handelt.

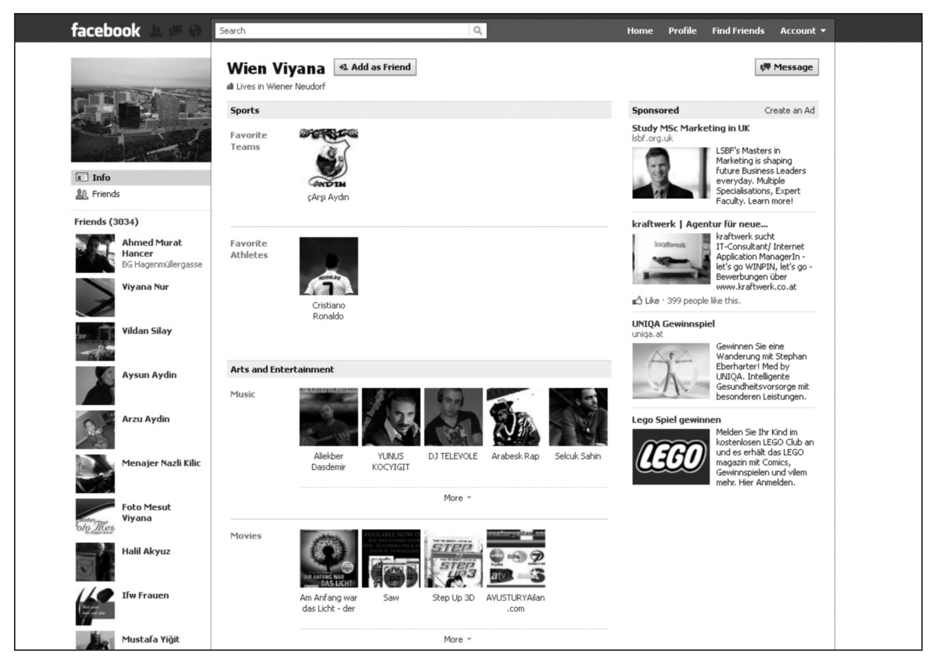


Abbildung 1: Facebook-Auftritt von „Wien Viyana" (Juni 2011)

Die deutschsprachigen Einträge sind zudem vielmehr als Nachricht an die türkische community zu verstehen und kaum in den Kommunikationsprozess eingebunden. So postete die Sozialistische Partei Österreichs (SPÖ) am 16. November 2010: „Zuverlässig Sozial – Alles Gute zum morgigen Opferfest für die Muslime in Wien". Inhaltlich dreht sich die Kommunikation der Gruppe *viyana üniversitesi* stärker um das Universitätsleben: Z.B. werden gebrauchte Bücher zum Kauf und Tausch angeboten, es wird auf Job-Messen hingewiesen und Student Nights (Event) sowie Veranstaltungen des türkischen Studentenvereins Österreich werden angekündigt.

Das Bild der türkischen virtuellen Netzwerke spiegelt sich auch in der dritten Facebook-Gruppe *Kroaten in Wien – Hrvati u Beču* wider (siehe Abbildung 3). Da die Gruppe keinen Einblick in die Freundesliste erlaubt, können Rückschlüsse auf die Herkunft der etwas über 2300 Freunde (Stand Juni 2011) nur über die zugänglichen Einträge sowie die Namen (Vor- und Nachname) der NutzerInnen erfolgen. Es zeigt sich, dass es sich hier eindeutig um ein Netzwerk *von und für* Menschen handelt, die der kroatischen Minderheit angehören. (Page Owner ist der Kroatischkurs Wien). Von den zwischen Mai



Abbildung 2: Facebook-Auftritt von „viyana üniversitesi“ (Juni 2011)

bis November 2010 268 geposteten Einträgen (inkl. Kommentare) sind etwa 90% auf Kroatisch. Ebenso werden die Diskussionen im Discussion Board auf Kroatisch geführt. Der überwiegende Teil der deutschsprachigen Einträge besteht aus Informationen von *Kroaten in Wien – Hrvati u Beču* (Page Owner) selbst: Hinweise auf Konzerte wie Kammermusikklänge aus Zagreb und Wien, auf Workshops, den Kroatenball während der Wiener Ballsaison oder Informationen zur kroatischen Songcontest-Teilnahme sowie das „Reise“Land Kroatien. Gegebenenfalls vorhandene Kommentare auf diese Info-Postings erfolgen in der Regel auf Kroatisch.



Abbildung 3: Facebook-Auftritt der „Kroaten in Wien - Hrvati u Beč" (November 2010)

Facebook-Gruppen *von* ÖsterreicherInnen *für* Minderheiten werden hingegen von den Minderheiten nur selten intensiv genutzt. Die *Initiative Minderheiten,* eine nicht-staatliche und nicht-profitorientierte Organisation, die sich selbst als Plattform, Netzwerk und Vermittlerin für Minderheiten in Österreich versteht, vernetzt gerade einmal knapp über 300 Personen. Die Einträge beinhalten fast ausschließlich Hinweise auf Buchpräsentationen, Kinovorführungen und derlei Veranstaltungen. Zu finden sind vereinzelt auch Informationen wie zu Gesetzesänderungen oder Links zu Zeitungsartikeln. Gepostet wird oft mehrmals täglich – allerdings auf Deutsch. Die *Initiative Minderheiten* kann nicht vielmehr als ein „schwarzes Brett" beschrieben werden, denn „Diskussionen" zwischen den NetzpartnerInnen finden nicht statt. Diese wechselseitigen Kommunikationspro-

zesse – ein den SNS immanentes Prinzip, sind auch bei den *Grünen MigrantInnen Wien* (eine Gruppe der Partei Die Grünen) kaum vorzufinden. Das Netzwerk wird zur Informationsverbreitung genutzt. Die über 1300 Freunde posten bis zu mehrmals täglich in deutscher Sprache. Nicht deutschsprachige Einträge sind nur äußerst selten zu finden. Obwohl in dem heterogenen Netzwerk Minderheiten und Österreicher gleichermaßen vertreten sind.

6. Diskussion und Fazit

Betrachtet man Facebook-Gruppen *von und für* Minderheiten und Facebook-Gruppen *von* ÖsterreicherInnen *für* Minderheiten, dann dominieren die Unterschiede über die Gemeinsamkeiten. Minderheiten vernetzen sich weitaus stärker über ethnisch homogene SNS wie die Anzahl der „Freunde" zeigt. Wie einleitend dargelegt, zeichnen sich die sozialen Offline-Netzwerke von Minderheiten durch ihre Familienbezogenheit aus. Dementsprechend könnte vermutet werden, dass auch online diese „familiäre" Zugehörigkeit gesucht wird. Der Vergemeinschaftungsprozess wird in der virtuellen Welt jedoch erweitert, indem auch Kontakte, die über jene des unmittelbaren Umfeldes hinausgehen, geknüpft werden. Es bilden sich sozusagen Ethno-Social Network Sites heraus. Dabei geht es weniger darum, über die Kommunikation in SNS eine neue kulturelle kollektive Identität zu entwickeln, als vielmehr ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl zur „Herkunftsgesellschaft" zu erfahren.

Charakteristisch für die betrachteten Facebook-Gruppen ist, dass soziale Beziehungen, die sich innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe bewegen, durch einen intensiveren Kommunikationsaustausch geprägt sind als heterogene Vernetzungen. Personen mit gleichem sozialen und kulturellen Hintergrund und deren Information schenkt der Einzelne oftmals mehr Vertrauen. Dabei ist die Online-Kommunikation der exemplarisch betrachteten Minderheitengruppen auf Facebook durch die Herkunftssprache gekennzeichnet. Die Sprache ist ein essentieller Bestandteil des Selbstbildes von Bevölkerungsgruppen. Wird Integration als ein Prozess verstanden, an dessen Ende die Minderheitengruppe ein Teil der Ankunftsgesellschaft ist, dann spielt die Wahl der Sprache in der innerhalb der SNS kommuniziert wird, eine zentrale Rolle. „Österreicher" werden von den Minderheiten grundsätzlich ausgeschlossen. Ob dies eine soziale Distanzierung zur Ankunftsgemeinschaft zur Folge hat, kann aufgrund der deskriptiven Betrachtungen der

virtuellen Netzgruppen nicht beurteilt werden. Interviews mit den Beteiligten könnten hierüber Aufschluss geben.

Die große Anzahl an Vernetzungen und die regelmäßig stattfindenden Interaktionen zwischen unterschiedlichen NetzpartnerInnen lassen darauf schließen, dass sich Minderheiten, wie Hugger es beschreibt, die neuen transnationalen sozialen Räume langsam erschließen und zu Nutze machen. Anknüpfend an die theoretische Auseinandersetzung kann somit angenommen werden, dass Minderheiten die neuen Kommunikationswelten als wichtige Ressource für ihr soziales Miteinander und für die Identitätsfindung, insbesondere im Hinblick auf die damit verbundene ethnische Zugehörigkeit, nutzen. Dabei ist ihnen online ein großer Spielraum für die individuelle Identitätsbildung gegeben.

Social Network Sites *von* ÖsterreicherInnen *für* Minderheiten zeichnen sich erstens durch die Heterogenität der vernetzten Personen aus und zweitens, dass in den virtuellen Netzwerken der österreichischen Vereine, Institutionen und Organisationen auf Deutsch kommuniziert wird. In diesen heterogenen öffentlichen Netzwerken werden vielfältige Informationsressourcen erzeugt. Oft findet mehrmals täglich eine Aktualisierung der Hinweise auf Veranstaltungen oder von Links zu Zeitungsartikeln statt. Lokale Informationen sind für eine erfolgreiche Integration notwendig, denn sie ermöglichen die Teilnahme am sozialen Leben in der Ankunftsgesellschaft. Ganz im Unterschied zu SNS *von und für* Minderheiten kommt es jedoch nicht zu Interaktionsprozessen zwischen den NetzpartnerInnen im Sinne einer wechselseitigen Kommunikation. Allerdings unterscheiden sich SNS gerade durch die vielfältigen Möglichkeiten der Interaktion zwischen den vernetzten Personen von sogenannten „schwarzen Brettern“, die lediglich der Ankündigung und Verbreitung von aktuellen Informationen dienen. Das Potential von SNS Diskussionen zwischen vielen, räumlich von einander getrennten „ÖsterreicherInnen“ und Minderheiten zu ermöglichen wird in den heterogenen Online-Netzwerken nicht genutzt.

In Anlehnung an Erkenntnisse aus den oben angeführten Studien zur Mediennutzung von Minderheiten und den deskriptiven Betrachtungen kann angenommen werden, dass die Informationssuche innerhalb von SNS primär in einem deutschsprachigen Kontext erfolgt. Der Kommunikationsaustausch, auch die Kommunikation über Hinweise auf Veranstaltungen oder Informationen über Gesetzesänderungen etc., findet jedoch in der Herkunftssprache der Minderheiten statt. Öffentliche Facebook-Gruppen werden folglich kaum zur Partizipation mit Menschen aus der Ankunftsgesellschaft genutzt. SNS erlauben es den in Österreich lebenden Minderheiten einen öffentlichen Raum zu kreieren, der sich um ihr Leben in der Ankunftsgesellschaft dreht, diese jedoch bewusst aus-

schließt. Primär geht es darum, Kontakte mit „Gleichgesinnten“ zu knüpfen. Zukünftige Studien könnten durch eine spezifische Betrachtung der Vernetzungsstrukturen in den SNS dieser Annahme nachgehen.

Über die Gesamtintegration der in Österreich lebenden Minderheiten in die österreichische Gesellschaft kann der vorliegende Beitrag keine Aussagen treffen. Dies war und ist auch nicht Ziel der Auseinandersetzung. Allerdings zeigt sich, dass die virtuellen Vernetzungen Berücksichtigung finden müssen, um Integrationsprozesse heutzutage vollständig erfassen zu können. Online- und Offline-Welten sollten in einem gemeinsamen Kontext betrachtet werden. Denn vor allem die zweite und dritte Generation hat sich SNS mittlerweile vielfach als neue Lebens- und Erfahrungsräume erschlossen. Interviews mit den NutzerInnen von SNS sind eine Möglichkeit, näher Aufschluss darüber zu erlangen, welche Bedeutung die Nutzung der neuen virtuellen Netzwerke für in Österreich lebende Personen mit Migrationshintergrund hat. Neben den Nutzungsmotiven können somit die sozialen Implikationen der technologischen und medialen Umwälzungen auf Integrations- und Identitätsbildungsprozesse näher erfasst werden. Den dargelegten Einblicken aus den deskriptiven Betrachtungen der Facebook-Nutzung von Minderheiten in Österreich ist in zukünftigen Studien empirisch intensiv nachzugehen. Ein nicht zu vernachlässigender Aspekt ist dabei jener der ethnischen Segmentation. Inwieweit erfolgt über die SNS eine gezielte und gesteuerte Selbstabgrenzung von der Ankunftsgesellschaft? Werden interethnische Beziehungen bewusst vermieden? Die Interaktionen in den betrachteten Facebook-Gruppen *von und für* Minderheiten sind um ein weites vielfältiger und intensiver als in den heterogenen Netzwerken. Wird die soziale und kulturelle Integration in die Ankunftsgemeinschaft dadurch schlussendlich erschwert? Oder werden SNS genutzt, um das Leben in und zwischen zwei Kulturen besser zu verstehen und zu verarbeiten? Darauf würde die intensive SNS-Nutzung durch die zweite und dritte Generation der Minderheiten schließen. Immerhin wird das Integrationsklima in Österreich durch die Minderheiten als optimistisch eingeschätzt – ganz im Gegensatz zum in der Ankunftsgesellschaft dominierenden Pessimismus: Die überwiegende Mehrheit (86%) der in Österreich lebenden Minderheiten fühlt sich bereits völlig oder eher heimisch (Vgl. Statistik Austria 2010). Weiterer Forschung ist hier ein breites Feld gegeben, dessen Grenzen noch nicht abgesteckt werden können. Aus heutiger Sicht werden technologische Entwicklungen bei der Betrachtung von Vernetzungsphänomenen von Minderheiten an Bedeutung gewinnen, denn soziale Beziehungen werden immer mehr auch virtuell gelebt.

Literatur

Berry, John W. (1997): Immigration, Acculturation, and Adaptation. In: Applied Psychology: An International Review, 46 (1), S. 5-68.

Bourdieu, Pierrre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz & Co, S. 183-198.

Boyd, Danah M./Ellison, Nicole B. (2007): Social network sites: Definition, history, and scholarship. In: Journal of Computer-Mediated Communication, 13 (1), article 11.

Coleman, James S. (1988): Social Capital in the Creation of Human Capital. In: American Journal of Sociology, 94, S. 95-120.

http://digitalaffairs.at/facebook-userzahlen-oesterreich [Stand 21.11.2010]

Dirschke, Thomas (2009): Warum eigentlich Gemeinschaft? Überlegungen zum analytischen Potential des Gemeinschaftsbegriffs am Beispiel der politischen Internetnutzung von Migranten. In: Hunger, Uwe/Kissau, Kathrin (Hg.): Internet und Migration. Theoretische Zugänge und empirische Befunde. Wiesbaden: VS Verlag, 131-148.

Ellison, Nicole B./Steinfield, Charles/Lampe, Cliff (2007): The benefits of Facebook „friends:“ Social capital and college students‘ use of online social network sites. In: Journal of Computer-Mediated Communication, 12 (4), article 1.

Esser, Hartmut (2001): Integration und ethnische Schichtung. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES), Arbeitsbericht Nr. 40.

Geißler, Rainer/Pöttker, Horst (2006): Integration durch Massenmedien. Mass Media-Integration. Medien und Migration im internationalen Vergleich. Media and Migration: A Comparative Perspective. Bielefeld: transcript.

Götzenbrucker, Gerit/Franz, Barbara (2010): Integrationspotenziale des Internets für türkische Jugendliche in Wien am Beispiel von Online-Spielen und digitalen Freundschaftsnetzwerken. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 35 (4), S. 62-82.

Granovetter, Mark (1973): The Strength of Weak Ties. In: The American Journal of Sociology, 78 (6), S. 1360–1380.

Haug, Sonja (2007): Soziales Kapital als Ressource im Kontext von Migration und Integration. In: Lüdicke, Jörg/Diewald, Martin (Hg.): Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit. Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften. Wiesbaden: VS Verlag, S. 85-111.

Heft, Annett/Maurer, Thorsten/Weiß, Hans-Jürgen (2010): Mediennutzung und Medienkompetenz junger russischer Aussiedler in Nordrhein-Westfalen. In: Medien & Kommunikationswissenschaft, 58 (3), S. 343-367.

Hennig, Marina (2010): Soziales Kapital und seine Funktionsweise. In: Stegbauer, Christian/ Häußling, Roger (Hg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 178-189.

Hepp, Andreas (2009): Digitale Medien, Migration und Diaspora. Deterritoriale Vergemeinschaftung jenseits nationaler Integration. In: Hunger, Uwe/Kissau, Kathrin (Hg.): Internet und Migration. Theoretische Zugänge und empirische Befunde. Wiesbaden: VS Verlag, S. 33-52.

Hepp, Andreas/Bozdag, Cigdem/Suna, Laura (2010): Herkunfts-, Ethno- und Weltorientierte: Aneignungstypen der kulturellen Identität und kommunikativen Vernetzung in der Diaspora. In: Medien & Kommunikationswissenschaft, 58 (3), S. 320-341.

Hugger, Kai-Uwe (2005): Transnationale Soziale Räume von deutsch-türkischen Jugendlichen im Internet. In: MedienPädagogik. Verfügbar unter: <http://www.medienpaed.com/05-2/hugger1.pdf> [Stand 21.11.2010].

Hugger, Kai-Uwe (2009a): Suche nach sozialer Anerkennung und Vergewisserung von Zugehörigkeit: Junge Migranten und die Verarbeitung von Hybrididentität im Internet. In: Hunger, Uwe/Kissau, Kathrin (Hg.): Internet und Migration. Theoretische Zugänge und empirische Befunde. Wiesbaden: VS Verlag, S. 53-71.

Hugger, Kai-Uwe (2009b): Junge Migranten online. Suche nach sozialer Anerkennung und Vergewisserung von Zugehörigkeit. Wiesbaden: VS Verlag.

Janßen, Andrea & Polat, Ayca (2006): Soziale Netwerke türkischer Migrantinnen und Migranten. In: APuZ, 1-2, S. 11-17.

Klingler, Walter/Kutteroff, Albrecht (2009): Stellenwert der Nutzung der Medien in Migrantenmilieus. In: Media Perspektiven, 6, S. 297–308.

Lampe, Cliff/Ellison, Nicole B./Steinfeld, Charles (2006): A Facebook in the crowd: Social searching vs. social browsing. Proceedings of the 2006 20th Anniversary Conference on Computer Supported Cooperative Work. New York: ACM Press, S. 167-170.

Moser, Heinz (2009): Das Internet in der Nutzung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In: Hunger, Uwe/Kissau, Kathrin (Hrsg.): Internet und Migration. Theoretische Zugänge und empirische Befunde. Wiesbaden: VS Verlag, S. 199–212.

Paasch-Colberg, Sünje/Trebbe, Joachim (2010): Mediennutzungsmuster türkischstämmiger Jugendlicher und junger Erwachsener in Nordrhein-Westfalen. Medien & Kommunikationswissenschaft, 58 (3), S. 368-387.

Putnam, Robert D. (2000): Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community. New York: Simon & Schuster.

Rosa, Hartmut/Gertenbach, Lars/Laux, Henning/Strecker, David (2010): Theorien der Gemeinschaft zur Einführung. Hamburg: Junius.

Simon, Erk (2007): Migranten und Medien 2007. Zielsetzung, Konzeption und Basisdaten einer repräsentativen Studie der ARD/ZDF-Medienkommission. In: Media Perspektiven, 9, S. 426-435.

Statistik Austria (2010): Statistisches Jahrbuch für Migration & Integration 2010. Wien.

Vogelsang, Waldemar (2008): Jugendliche Aussiedler. Zwischen Entwurzelung, Ausgrenzung und Integration. Weinheim und München: Juventa.

MigrantInnen in Mainstream-Medien: Eine Minderheit im Aufbruch

Clara Akinyosoye

1. MigrantInnen im Mainstream – eine kleine Minderheit

Der durchschnittliche österreichische Printjournalist ist ein Mann, rund 40 Jahre alt, hat nicht studiert und arbeitet bei einer Tageszeitung (vgl. Kaltenbrunner et al., 2007, S. 69). In den Mainstream-Medien gibt es kaum JournalistInnen mit Migrationshintergrund. Darüber, wie viele es tatsächlich sind, muss man spekulieren. Es gibt bis jetzt noch keine umfassende Erhebung, die die Anzahl der JournalistInnen mit Migrationshintergrund in österreichischen Redaktionen der Mainstream-Medien erhoben hat. Eine ungefähre Größenordnung ist jedoch durch das Pilotprojekt „Bestandsaufnahme der Journalistinnen und Journalisten mit Migrationshintergrund in den österreichischen Medien" von Petra Herczeg, Kommunikationswissenschaftlerin an der Universität Wien, bekannt. Das Ergebnis der Momentaufnahme: rund 0,49 Prozent der JournalistInnen haben einen Migrationshintergrund. Kontaktiert wurden Printmedien, die Austria Presse Agentur (APA) und der ORF. Insgesamt wurden die Zahlen aus 43 Medien erhoben, wobei nicht alle Medien Zahlen beisteuern konnten. *Kurier* und *ORF* gaben etwa an, dass sie zwar Personen mit Migrationshintergrund hätten, den Migrationshintergrund aber nicht erfassen. (Interview mit Petra Herczeg, persönliche Korrespondenz, 4.4.2011). Die Ergebnisse sind alarmierend, aber nicht überraschend. Eine ähnliche Untersuchung aus Deutschland zeichnet mit rund 1 Prozent ein ähnlich schlechtes Bild (vgl. Geißler et al., 2009, S. 112). Insgesamt soll der Anteil an MigrantInnen unter JournalistInnen in Deutschland zwischen 2 und 3 Prozent liegen (vgl. Oulios 2009, S. 121). Zum Vergleich: In Deutschland leben 19,6 Prozent Menschen mit Migrationshintergrund (vgl. Statistisches Bundesamt 2010, S. 7). Mit dem Befund von Petra Herczeg zeigt sich jedenfalls, dass sich die Vielfalt der Gesellschaft offenkundig nicht annähernd in der Besetzung der Redaktionen widerspiegelt. Schließlich haben rund 18 Prozent der österreichischen Bevölkerung einen Migrationshintergrund (vgl. Statistik Austria 2010, S. 9).

1.1. Migrationshintergrund als Vorteil

Eine Redaktion, die sich aus Menschen mit verschiedenen Hintergründen zusammensetzt, hat eine größere Chance, auch eine vielfältigere Berichterstattung zu gewährleisten. Dass die Berichterstattung über MigrantInnen oft noch immer zu einem großen Teil problemorientiert ist, wobei MigrantInnen meist als Auslöser dieser Probleme konstruiert werden, sehen viele KommunikationswissenschaftlerInnen und JournalistInnen als Resultat einer fehlenden Beteiligung von JournalistInnen mit Migrationshintergrund.

Allerdings wird die Frage, welchen Einfluss JournalistInnen mit Migrationshintergrund tatsächlich auf die Berichterstattung über MigrantInnen nehmen können, kontrovers diskutiert. Schließlich ist der/die einzelne Journalist/in strukturellen Zwängen der Medienbetriebe ausgesetzt (vgl. Geißler et al., 2000, S. 80).

Wenn Themen der Migration grundsätzlich aus problemorientierter Perspektive berichtet werden, kann die Rekrutierung einzelner JournalistInnen nicht die ganze Lösung des Problems sein. Aber die Rolle dieser JournalistInnen in der Berichterstattung kann trotzdem eine sehr wichtige sein. Aktuelle Themen, politischer oder wirtschaftlicher Natur, können auch aus der Perspektive von MigrantInnen mitbehandelt werden. Das geschieht in der Regel eher selten. In diesen Fällen geht es gar nicht darum, einen Bericht über Integration zu verfassen. Vielmehr geht es darum, nicht blind und taub für die Perspektiven von MigrantInnen zu sein. Ein/e Journalist/in, der/die sich mit dem Thema „Budgetkürzungen" befasst und etwa über die Kürzung des Mehrkindzuschlags bei der Familienbeihilfe berichtet, könnte sehr wohl auch einen migrantInnenrelevanten Aspekt berücksichtigen. Nämlich, dass die Statistik zeigt, dass Familien mit Migrationshintergrund öfters Mehrkindfamilien sind als Familien ohne Migrationshintergrund und daher stärker von den Kürzungen betroffen sind (vgl. Akinyosoye 2010).

Mögliche Aspekte wie diese zu erkennen, nach ihnen zu suchen und sie im Rahmen einer gewöhnlichen Berichterstattung zu thematisieren, hängt vom Willen und Wissen der einzelnen JournalistInnen ab und hat mit strukturellen Behinderungen durch Vorgesetzte nicht zwangsläufig etwas zu tun.

Unabhängig von den Überlegungen, ob JournalistInnen mit Migrationshintergund überhaupt dazu in der Lage sein können, die Berichterstattung über Minderheiten zu verbessern, stellt sich die Frage der Chancengleichheit. Sollten Menschen mit Migrationshintergrund nicht die gleichen Chancen auf den Zugang zu Medienberufen erhalten wie

Menschen ohne Migrationshintergrund? Und was sind wir, JournalistInnen, MedienmacherInnen, PolitikerInnen, EntscheidungsträgerInnen bereit dafür zu tun?

1.2 „M-MEDIA“ – Diversity Media Watch: Der Verein zur Förderung interkultureller Medienarbeit

Dafür, dass mehr Menschen mit Migrationshintergrund in Mainstream-Medien als JournalistInnen tätig werden, setzt sich seit 2005 „M-MEDIA“ – Diversity Media Watch, der Verein zur Förderung interkultureller Medienarbeit ein (vgl. „M-MEDIA“ 2005).

„M-MEDIA“ wurde von dem kamerunischen Journalisten Simon Inou gegründet, um dazu beizutragen, die Themen Migration und Diversität in den Medien aus anderen Perspektiven zu präsentieren. Migration wird größtenteils problemorientiert thematisiert, zudem kommen Minderheiten oft gar nicht oder nur selten zu Wort. Es wird also meist über Betroffene diskutiert. Sie selbst können am Diskurs oft gar nicht teilhaben. „M-MEDIA“ arbeitet deswegen daran, JournalistInnen aus Mainstream-Medien diesbezüglich zu sensibilisieren, Kontakte zu Menschen aus den Communities aufzubauen. Ein zentraler Punkt der Arbeit von „M-MEDIA“ besteht darin, dass der Verein sich dafür engagiert, dass mehr MigrantInnen in Mainstream-Medien Fuß fassen. Dass Menschen mit Migrationshintergrund in Mainstream-Medien nur sehr spärlich vertreten sind, ist aus verschiedenen Gründen ein Verlust für die Medien. Redaktionen entgehen somit in der Regel MitarbeiterInnen mit interkultureller Kompetenz, Fremdsprachenkenntnissen, Einblicken in ethnische Communities und spezifischem Insiderwissen.

Ein weiterer Schwerpunkt von „M-MEDIA“ liegt auf der Arbeit mit MigrantInnen-Medien. MigrantInnen sind durchaus in Medienbetrieben engagiert. Nur sind es in den meisten Fällen nicht die Mainstream-Medien. MigrantInnen-Medien spielen eine immer wichtiger werdende Rolle und sollten nicht vernachlässigt werden. Die österreichische Medienlandschaft zeigt sich größer und vielfältiger, als sie den Anschein hat – wenn man gewillt ist, MigrantInnen-Medien und deren JournalistInnen als Teil der österreichischen Medienlandschaft anzuerkennen. „M-MEDIA“ initiierte viele Projekte im Bereich Medien und Migration und trug so maßgeblich dazu bei, dass das Thema von einer größeren Öffentlichkeit als relevant erkannt wurde und in Mainstream-Medien verschiedene Projekte in diesem Bereich entstanden sind. Das „M-MEDIA“ Projekt *MigrantInnen schreiben für die Tageszeitung „Die Presse“*, bei dem ein multikulturelles Team seit Jänner 2008 jeden

Mittwoch eine Integrationsseite in der Presse gestaltet, machte aufgrund seines Erfolges bald Schule. Zum Beispiel etablierte 2010 die „Wiener Zeitung" ihrerseits eine tägliche Integrationsseite, die in Zusammenarbeit mit JournalistInnen mit Migrationshintergrund gestaltet wird.

Projekte von „M-MEDIA" im Überblick:

Exkursionen: „M-MEDIA" organisierte in seinen Anfangsjahren Exkursionen von JournalistInnen zu MigrantInnenorganisationen und MigrantInnenmedien, sowie Exkursionen von MigrantInnen in diverse Mainstream-Medien.

Black Austria: „M-MEDIA" initiierte 2007 und 2008 gemeinsam mit Afra (International Center for Black Women's Perspectives) Kampagnen um auf die Vorurteile hinzuweisen, mit denen schwarze Menschen in Österreich konfrontiert sind.

Migranten schreiben für „Die Presse": Mit dem Projekt mit der Tageszeitung „Die Presse" ist es gelungen, dass seit 2008 ein Team von MigrantInnen auf einer wöchentlichen Seite im Chronikressort über Integration, Migration und Diversität in Österreich berichtet.

Medien.Messe.Migration: Seit 2008 findet jedes Jahr im September die Medien.Messe.Migration statt. MigrantInnen-Medien, Mainstream-Medien und Organisationen, die einen Schwerpunkt auf Migration gesetzt haben, können bei der Messe ausstellen und sich vernetzen. Diskussionen, Vorträge und Podiumsdiskussionen zu Themen rund um Medien, Kommunikation, Migration, Wirtschaft etc. finden dort statt.

Österreichische Medienhandbuch Migration und Diversität: Im Zuge der Messe wird jährlich das aktualisierte österreichische Medienhandbuch Migration und Diversität präsentiert. n dem Medienhandbuch 2011 sind 88 Medien gelistet.

Publizistikpreis für interkulturellen Dialog: Dieses Projekt von „M-MEDIA" aus dem Jahr 2008 hatte die Ermutigung von JournalistInnen zum Ziel, differenziert über Migration und Integration zu berichten.

Lichtfarben – Preis für interkulturelle Pressefotografie: Fotos, die zur Bebilderung von Texten ausgewählt werden, geben oftmals nur Klischees wieder. „M-MEDIA" vergab 2009 einen Preis, um Fotos, die Migration jenseits von Klischees und Stereotypen zeigen, zu prämieren.

Beirat: 2010 gründete „M-MEDIA" einen Beirat. Mitglieder sind EntscheidungsträgerInnen aus Medien, Wissenschaft und PR. Es geht darum, die Ziele von „M-MEDIA" voranzutreiben, den Umgang mit dem Thema Migration in den Medien zu verbessern und MigrantInnen zum Einstieg in Mainstream-Medien zu verhelfen.

„M-MEDIA" Online Seite: Seit März 2010 hat „M-MEDIA" eine eigene Onlineseite, auf der in mehreren Ressorts über die Themen Migration, Integration und Diversität in Österreich berichtet wird.

2. Migration und MigrantInnen in den Print- und Online-Mainstream-Medien – ein Rückblick

Dass Medien MigrantInnen die Möglichkeit geben, eigenverantwortlich Medieninhalte zu produzieren und zu vermitteln, war noch vor dem Jahr 2000 (Kooperation zwischen der „Wiener Zeitung" und „Radio Afrika"; siehe nächste Seite: Chronologie) eine eher unvorstellbare Vision. Heute sind Kooperationen zwischen MigrantInnenvereinen, MigrantInnen-Medien und Mainstream-Medien eine gängigere Erscheinung. Im Laufe der letzten Jahre gab es immer wieder kurz- oder längerfristige Medieninitiativen im Print- und Onlinebereich, die sich auf irgendeine Art und Weise dem Thema Migration und Integration widmeten.

Bei einigen der Initiativen ging und geht es darum, dass MigrantInnen selbst über Migrationsthemen schreiben, bei anderen geht es ausschließlich um die inhaltliche Beschäftigung mit Migration und Integration. Bei letzteren werden die Inhalte von JournalistInnen der Mehrheitsgesellschaft produziert. Augenscheinlich wird durch diese Initiativen und Projekte jedenfalls, dass die Relevanz von Migrationsthemen gewachsen ist und auch das Bewusstsein dafür, dass eine ausgewogenere, mehrere Dimensionen und Aspekte umfassende Berichterstattung angestrebt werden sollte.

Es gibt in verschiedenen Medien immer wieder kurzfristige Schwerpunkte zu Themen der Migration oder Integration. Die folgende Chronologie umfasst nicht jeden Schwerpunkt, der in den letzten 12 Jahren gesetzt worden ist. Ein Augenmerk liegt auf den Initiativen und Schwerpunkten der überregionalen Tageszeitungen und Onlinemedien.

Eine Chronologie:

- 2000 bis 2002: In Zusammenarbeit mit „Radio Afrika International" gibt die „Wiener Zeitung" eine 4-seitige monatliche Beilage heraus – die „Tribüne Afrikas". Die Beilage beschäftigt sich mit Themen rund um das Leben von AfrikanerInnen in Österreich. Chefredakteur der Beilage ist Simon Inou, späterer „Afrikanet.info"-Chefredakteur und Gründer und Geschäftsführer von „M-MEDIA". Das Redaktionsteam besteht sowohl aus AfrikanerInnen, als auch aus ÖsterreicherInnen. 2002 bis April 2005: Die

Tribüne Afrikas wird ein Bestandteil des Ressorts Außenpolitik und läuft seitdem unter dem Bereich Tribüne der Welt. Im April 2005 wird die Beilage unter dem neuen Chefredakteur der „Wiener Zeitung", Andreas Unterberger kommentarlos und mit sofortiger Wirkung eingestellt. Diese Kooperation war die erste Kooperation eines Mainstream-Mediums und eines MigrantInnen-Mediums dieser Art.

- 26. Februar 2007: „derstandard.at" startet eine neue Rubrik: derstandard.at/integration. Berichte und Reportagen rund um Migration, Integration, Asyl etc. sind von nun an im Ressort Panorama unter „Integration" zu finden. Die RedakteurInnen haben keinen Migrationshintergrund. Die Redakteurin Maria Sterkl gewann im selben Jahr für ihren Artikel „Gemeinsam alt im Ausländerbezirk" den EU-JournalistInnen-Preis „Für Vielfalt, gegen Diskriminierung" (vgl. Europa.eu 2007).
- 25. Jänner 2008: „Die Presse" und „M-MEDIA" starten eine Kooperation. „M-MEDIA" stellt ein Team von MigrantInnen zusammen, die jeden Mittwoch auf einer Seite über die Themen Migration und Integration berichten. Das Redaktionsteam besteht aus JournalistInnen aus über 15 Nationen und wird von einer Journalistin mit nigerianischem Migrationshintergrund, geleitet. Die Texte erscheinen sowohl Print im Ressort „Chronik", sowie Online auf www.diepresse.com/integration. Die „M-MEDIA" Redaktion gestaltet die „Integrationsseite" in Zusammenarbeit mit, aber in redaktioneller Unabhängigkeit von der Presse-Redaktion. Das Konzept, dass MigrantInnen eigenverantwortlich redaktionelle Inhalte einer Zeitung gestalten bot „M-MEDIA" Geschäftsführer, Simon Inou mehreren Zeitungen an. „Die Presse" zeigte sich als einzige interessiert. Das Projekt „MigrantInnen schreiben für die Tageszeitung „Die Presse" bekam im Dezember 2008 den Förderungspreis des BMUKK. Die Kooperation besteht auch weiterhin.
- Herbst 2008: Die kostenlose Tageszeitung „Heute" startet eine Serie „Welcome to Vienna". Die Serie porträtiert nur erfolgreiche MigrantInnen.
- Ende 2009: Die Tageszeitung „Kurier" startet eine Serie, in der MigrantInnen positiv dargestellt werden.
- 16. Februar 2010: „derstandard.at" startet das Online Portal www.dastandard.at. Ein Team junger JournalistInnen mit Migrationshintergrund schreibt über Integrationsthemen. Die Leiterin ist eine Journalistin mit bosnischem Migrationshintergrund. „Dastandard.at" wurde 2010 mit dem „Leopold-Ungar-JournalistInnenpreis für Onlinejournalismus" ausgezeichnet und erhielt 2011 den „Civis Online Medien Preis", der Programme im Bereich Medien und Vielfalt prämiert.

- 20. März 2010: Die „Wiener Zeitung“ startet im Ressort Feuilleton eine tägliche Seite zum Thema Integration. Die Artikel werden sowohl von JournalistInnen mit und ohne Migrationshintergrund verfasst. Geleitet wird die Seite von einem Redakteur ohne Migrationshintergrund.
- 9. Juli bis 30. August 2010: „Die Presse“ setzt für rund zwei Monate eine Serie „Rot-weiß-bunt“, die über den Sommer hin läuft. Die Serie läuft im Ressort Innenpolitik. In diesem Migrations- und Integrationsschwerpunkt werden regelmäßig verschiedene Aspekte von Zuwanderung, Integration und Migration thematisiert und erfolgreiche MigrantInnen portraitiert. Zeitpunkt und Thematik der Serie waren durch die anschließend im Herbst stattfindenden Wien-Wahlen inspiriert, bei der Integration ein großes Thema war.
- Ende Oktober 2010: „Der Standard“ startet einen Migrationsschwerpunkt, der etwa ein Monat läuft: „Dossier Integration“. Verschiedene Aspekte von Integration werden thematisiert. Österreichische Persönlichkeiten mit Migrationshintergrund werden interviewt und portraitiert.

  März 2011: Der Österreichische Integrationsfonds (ÖIF) bringt sein Magazin „Integration im Fokus“ von nun an als Sonderbeilage im „Kurier“ heraus, um eine größere Zielgruppe erreichen zu können. Das Kommunikationsteam des ÖIF gestaltet die Beiträge. Neben Interviews und Reportagen finden sich verschiedene Zahlen und Daten zum Thema Integration. Die Beilage erscheint vierteljährlich. Die Kooperation wurde Ende 2011 eingestellt.
- 6. April 2011: Das Monatsmagazin „Kosmo“ aus der Bosnisch/Kroatisch/Serbischen Community kooperiert mit der Gratiszeitung „Heute“. Nachdem die Tageszeitung an Kosmo herangetreten ist, gestalten Kosmo-JournalistInnen nun drei große Integrationsspecials in der „Heute“. Der erste Schwerpunkt war thematisch unter dem Aspekt „Muttersprache als Erfolgsfaktor in der heimischen Wirtschaft“ zusammenzufassen. Die Kooperation wurde 2012 fortgesetzt.
- 12. Mai 2011: Das interkulturelle Magazin „biber“ liegt für einen Tag der Tageszeitung „Der Standard“ bei.
- 15. November 2011: dastandard erscheint erstmals als 4-seitige Beilage im Print-Standard.
- 15. April 2012: Der Österreichische Integrationsfonds startet eine Medienkooperation mit der Tageszeitung „Österreich“. Das Kommunikationsteam des ÖIF gestaltet jeden zweiten Sonntag eine halbe Seite zum Thema Integration. Im Fokus stehen Erfolgsgeschichten von MigrantInnen.

Mehrere von den vorgestellten Initiativen und Projekten hatten bzw. haben das Ziel, JournalistInnen mit Migrationshintergrund zu fördern und ihnen zum Einstieg in Mainstream-Medien zu verhelfen. Die Initiativen haben die österreichische Medienlandschaft zum Besseren, zum Vielfältigeren verändert. Doch die Tatsache, dass gemessen an ihrem Anteil an der Bevölkerung, nur sehr wenige Menschen mit Migrationshintergrund als JournalistInnen tätig sind, bleibt bestehen. Aber Initiativen, wie die von „M-MEDIA" und „Die Presse", der Integrationsseite der „Wiener Zeitung", „Kosmo" und „Heute" oder „der dastandard.at" Redaktion, tragen dazu bei, dass mehr Menschen mit Migrationshintergrund die Möglichkeit haben, in einem Mainstream-Medium zu publizieren. Ein erster großer Schritt zur Inklusion.

3. ORF und MigrantInnen – was tut sich im Leitmedium?

Wann immer die Frage aufkommt, wie es um die Repräsentation von Minderheiten in Medien aussieht, ist zwangsläufig auch von den öffentlich-rechtlichen Medien eines Landes die Rede. Gerade weil öffentlich-rechtliche Medien einen wichtigen gesellschaftlichen Auftrag haben und eine Vorreiterrolle einnehmen sollten, ist es unerlässlich, sie im Bezug auf diese ebenfalls wichtige gesellschaftliche Frage der Beteiligung von Minderheitengruppen hin zu untersuchen.

Auf die Frage, wie viele JournalistInnen mit Migrationshintegrund im ORF tätig sind, kann allerdings derzeit keine fundierte Antwort gegeben werden. Denn, genauso wie andere Medien in Österreich, führt auch der ORF keine Daten darüber, ob MitarbeiterInnen einen Migrationshintergrund haben. VertreterInnen des ORF haben sich in der Vergangenheit diesbezüglich dahingehend geäußert, dass sie dies auch in weiterer Zukunft nicht vorhaben. Ob das tatsächlich so bleiben wird, bleibt abzuwarten. Schließlich gerät der ORF in Sachen Repräsentation von MigrantInnen immer wieder ins Kreuzfeuer der Kritik, da augenscheinlich nicht sehr viele MigrantInnen als JournalistInnen und ModeratorInnen im ORF tätig sind.

Eine Erhebung, die aufzeigt, wie viele JournalistInnen und ModeratorInnen mit Migrationshintergrund der ORF tatsächlich hat, würde nicht nur endlich Aufschluss darüber geben, wie es mit der Vielfalt im ORF bestimmt ist und wie er diesbezüglich im internationalen Vergleich abschneidet, sondern auch darüber, welche Maßnahmen die richtigen sind, um das Problem von mangelnder Repräsentation zu lösen. Ist das Problem, dass der

ORF kaum JournalistInnen mit Migrationshintergrund hat? Oder ist das Problem, dass diese JournalistInnen im ORF zwar sehr wohl vertreten sind, allerdings nicht an sichtbaren Positionen? Eine Untersuchung wäre hier sicherlich von Vorteil. Diesbezügliche Vorbilder gibt es bereits seit Langem. Etwa die britische Rundfunkanstalt BBC. Sie wissen um ihren Anteil an „visible minorities“ und arbeiten in Etappenzielen daran, diesen auch weiterhin zu erhöhen (vgl. BBC 2004).

Der ORF ist in Sachen Repräsentation von Menschen mit Migrationshintergrund jedoch nicht still geblieben. Gerade in den letzten Jahren sind im ORF kontinuierlich Verbesserungen sichtbar geworden. In verschiedenen Abteilungen wird bereits vereinzelt gezielt nach Personal mit Migrationshintegrund gesucht. Damit hatte auch der Radiosender FM4 Erfolg. Er nimmt beim ORF in Sachen Diversität eine Vorreiterrolle ein. Bereits etwa jeder Dritte bei FM4 hat einen Migrationshintergrund, da es sich um einen biligunalen Sender handelt, der neben Deutsch auch in englischer Sprache sendet. Trotzdem schloss sich 2010 eine Arbeitsgruppe „Integration und fm4“ zusammen. Aus der Arbeitsgruppe ging ein Maßnahmenpapier heraus und ein Diversitykoordinator, der sich seitdem um die Implementierung der gemeinsam verfassten Vorschläge kümmert. Dazu zählt etwa die Rekrutierung von Menschen mit Migrationshintergrund aus den großen MigrantInnengruppen. Denn hier wurde ein Nachholbedarf geortet. Außerdem sollen die Redakteure besonders von den vom ORF organisierten Diversity-Reporting-Schulungen Gebrauch machen. Die Maßnahmen haben bereits Früchte getragen. Ein Beispiel: Neben einem neuen Kolumnisten hat FM4 auch zwei von insgesamt vier PraktikantInnen mit Migrationshintergrund rekrutieren können.

3.1 Ethnische Vielfalt sichtbar machen

Seit 27. Oktober 2009 moderiert Eser Akbaba das Wien-Wetter (vgl. ORF.at o.J.). Der ORF stellte somit eine Moderatorin mit türkischen Wurzeln in einer der meistgesehenen Sendungen an. Am 21. Februar 2011 moderierte Claudia Unterweger zum ersten Mal den ZIB-Flash (vgl. ORF.at o.J.). Sie ist die erste „Zeit im Bild“ Moderatorin mit afrikanischen Wurzeln. Für die Moderation der Sendung „Helden von Morgen“ holte der ORF im Herbst 2010 Doris Golpashin, eine Puls 4 Moderatorin mit persischen Wurzeln vor die Kamera. Sie moderiert seit März 2011 das neue Magazin „Direkt“ (vgl. ORF.at o.J.).

Für den neuen Spartenkanal ORF III berief der ORF Ani Gülgün-Mayr als Moderatorin für die werktägliche Kultursendung. Die Journalistin mit türkischen Wurzeln war zuvor Mitarbeiterin der Minderheitenredaktion „Heimat Fremde Heimat", produzierte auch Beiträge für „Thema" und war im ORF bisher meist nur hinter der Kamera tätig. Für die Stelle suchte der ORF nach einer Moderatorin mit Migrationshintergrund, die die Vielfalt der österreichischen Gesellschaft widerspiegeln sollte (vgl. Fidler 2011).

Stellenbesetzungen wie diese zeigen, dass im ORF ein Umdenken eingetreten ist. Ein Umdenken, das auch der Tatsache zuzuschreiben ist, dass Menschen mit Migrationshintergrund weniger ORF Programme konsumieren, als Menschen ohne Migrationshintergrund. Eine Tatsache, die der ORF mit verschiedenen Maßnahmen zu ändern versucht. Er gab bei Univ. Prof. Fritz Hausjell eine Public-Value-Studie in Auftrag, die 2010 intern präsentiert wurde. Diese „Migrationsstudie" hatte den Zweck, herauszufinden, wie der ORF Menschen mit Migrationshintergrund besser ansprechen könnte. In Fokusgruppengesprächen mit MigrantInnen wurden die Perspektiven von MigrantInnen zur Kenntnis genommen, sowie konkrete Strategien und Programminhalte zur Verbesserung des Programms ausgearbeitet (vgl. ORF.at 2010). Positiv wurde etwa die Sendung „Heimat Fremde Heimat", die von der Minderheitenredaktion des ORF produziert wird, bewertet. Außerdem wurden die Bemühungen, Menschen mit Migrationshintergrund in der Sendung „Wien heute", etwa in Umfragen, zu Wort kommen zu lassen, positiv bewertet. Negativ äußerten sich die MigrantInnen darüber, dass sie allgemein nicht repräsentiert sind und nicht als beständiger Teil der Gesellschaft widergespiegelt werden. Auch thematische Verbesserungsvorschläge wurden geäußert. Etwa die Berücksichtigung von wichtigen Ereignissen in der Türkei (vgl. Akinyosoye 2010).

Mittlerweile hat der ORF eine Maßnahme ergriffen, um mehr türkische MigrantInnen an seine Programme zu binden. Seit 15. Mai 2011 läuft auf dem Community Sender OKTO das „Wien heute-Haber Magazin". Ausgewählte „Wien heute" Beiträge werden auf Türkisch untertitelt und anmoderiert. Moderiert wird die Sendung von Eser Akbaba, die bereits das Wien Wetter moderiert. Mit dieser Kooperation will man der Entwicklung entgegenwirken, dass MigrantInnen sich MigrantInnen-Medien zuwenden, wenn sie ihre Bedürfnisse in Mainstream-Medien nicht erfüllt sehen. Die Vielzahl an MigrantInnen-Medien lässt darauf schließen, dass es vielerlei Defizite im Mainstream gibt. Wenn MigrantInnen sich nicht vertreten und repräsentiert fühlen, ist es nicht verwunderlich, dass es zur Gründung vieler MigrantInnen-Medien kommt. In Österreich ist genau das passiert.

4. MigrantInnen-Medienlandschaft in Österreich

Ein Bereich, der auch sehr wichtig ist, wenn von MigrantInnen und Medien die Rede ist, sind MigrantInnen-Medien. Die österreichische Medienlandschaft besteht aus einer Vielzahl an fremdsprachigen Medien. Sie werden nur leider kaum beachtet.

4.1 Charakteristika von MigrantInnen-Medien

- Erscheinen meist monatlich
- Zielgruppe ist eine bestimmte ethnische Community
- Erscheinen nicht in deutscher Sprache
- Printmedien
- Geringe finanzielle Mittel

Die meisten MigrantInnen-Medien erscheinen monatlich und für eine bestimmte Community. Also türkischsprachige MedienmacherInnen produzieren Inhalte auf Türkisch für ein Publikum aus der türkischen Community. Es gibt allerdings auch communityübergreifende MigrantInnen-Medien, d.h. Medien, die verschiedene Communities bzw. keine bestimmte abgegrenzte ethnische Community als Zielgruppen haben. Im österreichischen Medienhandbuch Migration und Diversität, das jährlich von „M-MEDIA" herausgegeben wird, zeigt sich, dass es 88 Medien gibt, die als MigrantInnenmedien eingestuft werden, inkl. Mainstream-Medien, die in diesem Bereich Schwerpunkte gesetzt haben. 65 Medien stammen aus 12 unterschiedlichen ethnischen und religiösen Communities, 23 Medien sind community-übergreifend tätig. Die aktivste MigrantInnengruppe in Sachen MigrantInnen-Medien ist die türkischsprachige Community. Es finden sich über 20 türkische Medien in dem Medienhandbuch (vgl. Akinyosoye, Inou 2011, S. 7). Das zeigt, dass Österreich eine breite MigrantInnen-Medienlandschaft besitzt.

Die MedienmacherInnen haben allerdings mitunter mit verschiedenen Problemen zu kämpfen. Etwa mit finanziellen Schwierigkeiten, verursacht durch geringe Werbeeinnahmen. Viele MedienmacherInnen arbeiten zu einem gewissen Grad nach dem Selbstausbeutungsprinzip. Zudem sehen sich MigrantInnen-Medien oft mit dem Vorwurf konfrontiert, integrationshemmend zu wirken, ein Ghetto zu bilden bzw. Parallelgesellschaften zu fördern. Seltener geschieht es, dass die Vorteile von MigrantInnen-Medien in

den Mittelpunkt gerückt werden. Sie erweitern die Medienlandschaft um fremdsprachige inlandsbezogene und auslandsbezogene Inhalte, um andere Perspektiven und andere AnsprechpartnerInnen. Dass diese Medien auch ein Gewinn für Angehörige der Mehrheitsgesellschaft sein können, zeigt das folgende Beispiel: 100 Exemplare jeder Ausgabe der russischen Monatszeitschrift „Dawai" gehen an das Grazer Slawistikinstitut (vgl. Akinyosoye 2010). So können die Studierenden österreichische Inhalte in russischer Sprache lesen und ihre Sprachkenntnisse verbessern.

Der Vorteil von MigrantInnen-Medien ist auch, dass MigrantInnen österreichische Inhalte in ihren jeweiligen Muttersprachen konsumieren können. Sie können gerade dadurch integrationsfördernd wirken, in dem sie durch ihre Inhalte Orientierungs-, Informations- und Serviceleistungen bieten. Allerdings gibt es immer mehr Medien, die ihre Inhalte teilweise auch in deutscher Sprache anbieten. Manche durch deutsche Beilagen, andere durch deutsche Inhalte im Internet. Die Monatszeitung „Kosmo" etwa: die Printausgabe erscheint derzeit noch gänzlich in BKS (Bosnisch, Kroatisch, Serbisch), der Onlineauftritt ist allerdings in deutscher Sprache gehalten.

Die interessante Frage ist doch, warum das MigrantInnen-Mediengeschäft so boomt? Diese Entwicklung, die fälschlicherweise als Mangel an Integrationsbereitschaft oder sogar als Auswuchs einer Parallelgesellschaft missverstanden wird, ist eher das Gegenteil. Und zwar eine Reaktion auf fehlende mediale Inklusion in Mainstream-Medien. Eine vergleichbare Entwicklung im Bezug auf Ethno- oder MigrantInnen-Medien zeigt sich in Kanada. Während es in Kanada kaum JournalistInnen in Mainstream-Medien gibt, die aus „minorities" stammen, ist die Ethnomedienlandschaft weitläufig. Es gibt über 250 ethnische Zeitungen, 14 Radiosender, darunter auch sieben nicht-englischsprachige Tageszeitungen (vgl. Fleras 2010, S. 35).

Dass es in Mainstream-Medien nur wenig JournalistInnen aus Minderheitengruppen gibt, ist nicht nur ein österreichisches Problem, sondern auch in anderen Ländern augenscheinlich geworden. Jedoch unterscheiden sich die Herangehensweisen an dieses Thema doch erheblich, wenn man etwa Österreich und die USA miteinander vergleicht. Im folgenden Teil soll ein kurzer Ländervergleich Aufschluss darüber geben, wie in anderen Nationen mit dem Problem der Unterrepräsentation von Minderheitengruppen umgegangen wird.

5. Die „Quote“ als Lösungsansatz

5.1 USA: eine lange Quotentradition

In den USA sind Bemühungen im Bereich Diversity Management schon an der Tagesordnung. Es gibt gesetzliche Vorgaben, Medienbehörden kontrollieren die Einhaltung dieser Vorgaben. Medienunternehmen sind also zu einem Diversity Management verpflichtet. Genauso sind Selbstregulierungs-Initiativen aktiv, die etwa durch die jeweiligen Dachverbände walten. Der Anteil an JournalistInnen, die aus „minorities“ stammen, konnte in den vergangenen Jahrzehnten erhöht werden. Seit dem Ende der 1970er Jahre gibt es viel Bewegung in diesem Bereich. Ausgehend von den Bürgerrechtsbewegungen der afroamerikanischen Bevölkerung wurde die „Kerner Kommission“ eingesetzt, um herauszufinden, wie es zu den Unruhen kommen konnte. Man erkannte, dass die Medien nur ein weißes Bild der Geschehnisse transportierten und die Ursachen der Unruhen gar nicht richtig verstanden. Also fasste die “American Society of Newspaper Editors” (ASNE) 1978 einen Beschluss: Die systematische Ausgrenzung ethnischer Minderheiten im Medienbereich müsste ein Ende finden. Bis zum Jahr 2000 sollten die Redaktionen die Vielfalt der Gesellschaft widerspiegeln. Der Anteil der ethnischen Minderheiten liegt bei rund 30 Prozent (vgl. Koch 1996, S. 16). Das Ziel wurde bis 2000 nicht erreicht und ist auch bis heute nicht erreicht worden. Neues Ziel ist 2025. Jedoch hat sich der Prozentsatz der JournalistInnen aus ethnischen Minderheiten verbessert. Während im Jahr 1978, 3,95% „nicht-weiße“ JournalistInnen waren, sind es im Jahr 2009, 13,41% (vgl. ASNE 2009).

Die American Society of Newspaper Editors erheben seit über 30 Jahren jedes Jahr diese Zahlen. Diese Erhebung nennt sich „Newsroom Employment Census“. Die ASNE haben auch ein eigenes „minority Commitee“, das sich um Fragen der Diversität kümmert (vgl. ASNE). Strenge Quotenregelungen gibt es in den USA auch im Rundfunkbereich. Die Sender sollen die Bevölkerung für die sie produzieren, tatsächlich widerspiegeln.

5.2 Großbritannien: Quoten in audiovisuellen Medien

Im Jahr 2000 haben die wichtigsten privaten und öffentlich-rechtlichen audiovisuellen Medien (BBC, ITV, Channel 4, BSkyB u.a) das Cultural Diversity Network (CDN) gegründet. Die Selbstregulierungsorganisation hat sich zum Ziel gesetzt, die britische Be-

völkerung sowohl vor als auch hinter der Kamera zu repräsentieren, genauso wie den Anteil der „visible minorities" in den höheren Etagen zu erhöhen, Studien zur Selbstdarstellung in Auftrag zu geben und die Berichterstattung über Minderheiten zu verbessern. Zudem hat die BBC vor einigen Jahren eine Quotenregelung eingeführt. 2000 wurde das Ziel formuliert, den Anteil des aus Minderheiten stammenden Personals auf 10 Prozent zu erhöhen (vgl. Linder 2007, S. 6). Das gelang bis Ende 2003. Das nächste Ziel war, den Anteil bis 2007 auf 12,5 Prozent zu erhöhen (vgl. BBC 2004). Das hat zwar nicht funktioniert, aber im Jahr 2009 war man bereits bei 12 Prozent angelangt (vgl. Beckford, Midgley 2010).

5.3 Österreich: Quoten sind kein Thema

Im Integrationsbericht des ehemaligen Innenministers Günther Platter kam man zu dem Schluss, dass es für eine erfolgreiche Integration essentiell ist, MigrantInnen als JournalistInnen in den Mainstream-Medien zu gewinnen (vgl. ORF.at 2008).

Im Nationalen Aktionsplan Integration war dieser wichtige Aspekt der medialen Integration nicht mehr zu finden. Die Thematik tauchte dafür im Integrationsbericht des Expertenrats für Integration des BM.I. wieder auf. So sprechen sich die Experten im Themenfeld: „Interkultureller Dialog" für die Förderung von JungjournalistInnen mit Migrationshintergrund aus. Zudem soll ein Medienpreis für Integration gestiftet und ein „Code of Conduct" (Verhaltenskodex) für Medien entwickelt werden.

In Österreich gibt es weder gesetzliche Regelungen, die eine gewisse Vielfalt im Personal von Medienbetrieben vorschreiben, noch existieren Selbstregulierungsorganisationen, die sich diesbezüglich Ziele gesetzt haben und verfolgen, so wie dies in den USA, etwa durch die American Society of Newspaper Editors geschehen ist. Selbstverpflichtungen und Quotenregelungen stehen in Österreich bis dato noch gar nicht ernsthaft zur Debatte. In Deutschland wurden Fragen der Quotenregelungen für MigrantInnen bereits kontrovers diskutiert. Dabei ist die Frage nach der Qualifikation immer eine zentrale, egal ob es um Quotenregelungen für Frauen oder für MigrantInnen geht.

Die Debatte, ob Quotenregelungen für österreichische Medien ein gangbarer Weg sind, um Vielfalt zu fördern, muss hier erst noch geführt werden. Ob das Bewusstsein auf allen Ebenen für die Notwendigkeit für die nachhaltige Förderung von MigrantInnen im Medienbereich groß genug ist, ist allerdings fraglich.

Förderung von JournalistInnen mit Migrationshintergrund geschieht momentan zum größten Teil aus Initiativen von MigrantInnen selbst, wie etwa durch die Projekte von „M-MEDIA". JournalistInnen der „M-MEDIA" Redaktion bekommen regelmäßige Schulungen, um ihr Know-how zu verbessern. Zudem vermittelt „M-MEDIA" MentorInnen aus dem Medienbereich und vereinzelt Praktika in der Presse. Ein weiteres Beispiel für MigrantInnen-Förderung ist die im Herbst startende biber-Akademie. Das interkulturelle Lifestylemagazin gibt einigen jungen angehenden JournalistInnen ein Stipendium, im Zuge dessen sie das Handwerk von JournalistInnen erlernen sollen. Danach wird den Stipendiaten ein Praktikum bei einem Medium vermittelt (vgl. biber 2011). Es bleibt abzuwarten, ob sich in der Medienbranche das Bewusstsein dafür einstellt, dass die Förderung von JournalistInnen mit Migrationshintergrund eine wichtige und in einer Einwanderungsgesellschaft wie Österreich eine unerlässliche Maßnahme darstellt, die den sozialen Frieden und die Qualität der Medien zu sichern vermag.

6. Resümee – Zwischen Nischen und Inklusion

Die multikulturellen Redaktionen von „M-MEDIA", „dastandard.at", als auch Redaktionen von MigrantInnen-Medien müssen sich oft den „Vorwurf" gefallen lassen, sie würden ein Ghetto bilden. Argumentationen, die diese Vorwürfe begleiten, sind vielfältig. Zum einen sei die Etablierung einer „MigrantInnen-Redaktion" schon für sich ein Ghetto, die Reduzierung auf „Integrationsthemen" sei ein weiterer Punkt. Schlussendlich sei durch ein Publikum, das sich zu einem großen Teil aus MigrantInnen zusammensetzt, auch ein Ghetto geschaffen. Das mag alles nicht unwahr sein, es mag auch Ansichtssache sein, es bedarf aber trotzdem einer genaueren Reflexion.

Die Onlineplattform „derstandard.at" hat verschiedene Ressorts. Es gibt eine „diestandard.at" Redaktion. Auf dieser Seite schreiben Frauen über Frauenthemen. Die LeserInnen sind zu einem großen Teil Frauen. Der Frage, ob es sich bei „diestandard.at" um ein Frauenghetto handelt, geht man zu Recht nicht auf den Grund. Wenn es um Angehörige der Mehrheitsgesellschaft geht, spricht man eher von Special Interest Medien. Dieses Beispiel zeigt, dass in der Beurteilung dessen, was legitim und sinnvoll ist, oftmals mit zweierlei Maß gemessen wird.

Doch das ändert nichts daran, dass man diese Initiativen durchaus kritisch hinterfragen kann und sollte. Nämlich, wozu sind sie da? Die „M-MEDIA" Seite in „Die Presse"

ist nicht gekommen, um zu bleiben, sondern um sich wieder aufzulösen. Denn Sinn der Sache ist, dass sie zur Inklusion von MigrantInnen in die Mainstream-Medien führt. Ob das schlussendlich „Die Presse“ ist oder die JournalistInnen in anderen Medien tätig werden, ist zweitrangig. „M-MEDIA“-MitarbeiterInnen konnten schon mehrfach außerhalb der „Integrationsseite“ Texte verfassen, die in anderen Bereichen erschienen sind. Ein positives Beispiel für Inklusion ist, dass drei Mitglieder der M-MEDIA Redaktion nun als freie Mitarbeiterinnen im Chronik-, Innenpolitik-, und Kulturressort der „Presse“ Fuß gefasst haben. Auch die JournalistInnen der „dastandard.at“ Redaktionen schreiben immer wieder für andere Bereiche des Online-Standards.

Wie sich die Situation der JournalistInnen mit Migrationshintergrund weiterentwickeln wird, wird sich zeigen. Eine Tendenz ist jedenfalls klar: die österreichischen Medien sind im Moment für Kooperationen und Initiativen im Bereich Medien und MigrantInnen offen. Doch, dass daraufhin Inklusion folgt und die erfolgreichen Projekte nicht zu „Alibimaßnahmen“ für Mainstream-Medien verkommen, daran muss gearbeitet werden.

Die Medienlandschaft muss sich dahingehend entwickeln, dass JournalistInnen die österreichische Gesellschaft widerspiegeln und Menschen mit Migrationshintergrund die gleichen Chancen bekommen, im Journalismus Fuß zu fassen. Das Ziel muss sein, dass die Prozentzahl der JournalistInnen mit Migrationshintegrund sich mit dem Prozentsatz der Menschen mit Migrationshintergrund in Österreich deckt. Das hieße derzeit rund 18 Prozent. Mit Optimismus, Engagement und Selbstverpflichtungen könnte dieses Ziel bis 2030 erreicht werden.

Dass JournalistInnen mit Migrationshintergrund vermehrt in Redaktionen eingesetzt werden, ist allerdings nur ein Teil eines Maßnahmenpakets, das geschnürt werden sollte, um die Berichterstattung über Minderheiten zu verbessern. JournalistInnen brauchen auch Schulungen, was etwa eine diskriminierungsfreie Berichterstattung betrifft. Dafür müssen sich Medien ihrer eigenen Defizite, die sie in der Berichterstattung über MigrantInnen haben, bewusst werden und entgegensteuern. An Best Practice Modellen und ExpertInnen zur Unterstützung einer Kurskorrektur mangelt es jedenfalls nicht.

Literatur

Akinyosoye, Clara (2010): Budgetsanierung belastet Migranten. Verfügbar unter: <http://diepresse.com/home/panorama/integration/609026/Budgetsanierung-belastet-Migranten> [Stand 23.05.2011].

Akinyosoye, Clara (2010): Russische Gratiszeitung „Dawai": Politik ist tabu. Verfügbar unter: <http://diepresse.com/home/panorama/integration/573944/Russische-Gratiszeitung-Dawai_Politik-ist-tabu> [Stand 23.05.2011].

Akinyosoye, Clara (2011): Studie: Migranten wollen bessere Integration. Verfügbar unter: <http://diepresse.com/home/panorama/integration/616810/Studie_Migranten-wollen-bessere-Integration-im-ORF> [Stand 23.05.2011].

Akinyosoye, Clara/Inou,Simon (Hg.) (2010): Österreichisches Medienhandbuch Migration und Diversität 2010. „M-MEDIA": Wien.

ASNE (2009): U.S. newsroom employment declines. Verfügbar unter: <http://asne.org/article_view/smid/370/articleid/12.aspx> [Stand 23.05.2011]

ASNE (o.J.): Diversity. Verfügbar unter: <http://asne.org/key_initiatives/diversity.aspx>
[Stand 23.05.2011].

Beckford, Martin/Midgley,Neil (2010): BBC hits staff ethnicity targets - and sets new challenges. Verfügbar unter: <http://www.bbc.co.uk/print/pressoffice/pressreleases/stories/2004/01_january/26/ethnicity_targets.shtml> [Stand 23.05.2011].

Biber (2011): biber-Akademie: Bewirb dich für ein Stipendium mit scharf. Verfügbar unter: <http://www.dasbiber.at/content/biber-akademie%3A-bewirb-dich-f%C3%BCr-ein-stipendium-mit-scharf> [Stand 23.05.2011].

Bundesministerium für Inneres (2011): Die 20 Vorschläge des Expertenrats im Staatssekretariat für Integration. Verfügbar unter: http://www.bmi.gv.at/cms/BMI_Service/STS/Die_20_Vorschlge_Zusammenfassung02_AKTUELL.PDF [Stand 18.05.2012].

Enders, Kristina/Geißler, Rainer/Reuter, Verena (2009): Wenig ethnische Diversität in deutschen Zeitungsredaktionen. In: Geißler, Rainer/Pöttker, Horst (Hrsg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Transcript: Bielefeld, S.79-118.

Europa.eu (2007): Portugiesische Journalistin erhält den diesjährigen EU-Journalistenpreis „Für Vielfalt. Gegen Diskriminierung" Verfügbar unter: <http://europa.eu/rapid/pressReleasesAction.do?reference=IP/07/1956&format=HTML&aged=0&language=DE&guiLanguage=de> [Stand 23.05.2011].

Fidler, Harald (2011): Gülgün-Mayr präsentiert die tägliche Kultur. Verfügbar unter: < http://derstandard.at/1304551809716/ORF3-Guelguen-Mayr-praesentiert-die-taegliche-Kultur> [Stand 23.05.2011].

Floras, Augie (2010): Das konventionelle Nachrichtenparadigma als systemischer Bias. In: Geißler, Rainer; Pöttker, Horst (Hg.): Medien und Integration in Nordamerika. Erfahrungen aus den EInwanderungsländern USA und Kanada. Transcript: Bielefeld. S. 11-58.

Kaltenbrunner, Andy/Karmasin; Matthias/Kraus; Daniela/Zimmermann, Astrid (2007): Der Journalisten-Report. Facultas Verlag. Wien.

Koch, Ralf (1996): "Medien mögens weiß". Rassismus im Nachrichtengeschäft. Erfahrungen von Journalisten in Deutschland und den USA. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Linder, Andreas (2007): Diversity Mainstreaming in der westlichen Medienlandschaft. Verfügbar unter: <http://www.migration-boell.de/downloads/diversity/Linder_Diversity_mainstreaming-%281%29.pdf> [Stand 23.05.2011].

M-MEDIA (2005): Der Verein. <http://www.m-media.or.at/ueber-uns/der-verein> [Stand 23.05.2011]

ORF.at (2008): Migranten in den Medien. Verfügbar unter: <http://volksgruppen.orf.at/diversitaet/programm/stories/79475/ [Stand 23.05.2011]

ORF.at (2010): Neue Migrations-Studie des ORF. Verfügbar unter: <http://kundendienst.orf.at/unternehmen/news/migration.html> Stand 23.05.2011]

ORF.at (o.J.): Claudia Unterweger. Verfügbar unter: <http://derneue.orf.at/orfstars/unterweger.html> [Stand 23.05.2011]

ORF.at (o.J.): Doris Golpashin. Verfügbar unter: <http://derneue.orf.at/orfstars/golpashin.html> [Stand 23.05.2011]

ORF.at (o.J.): Mag. Eser Akbaba. Verfügbar unter: <http://derneue.orf.at/orfstars/akbaba.html> [Stand 23.05.2011]

Oulios, Miltiadis (2009): Weshalb gibt es so wenig Journalisten mit Einwanderungshintergrund in deutschen Massenmedien? In: Geißler, Rainer/Pöttker, Horst (Hg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Bielefeld: Transcript:, S.119-144.

Statistik Austria (Hg.) (2010): Migration&Integration. Zahlen.Daten.Indikatoren 2010. Statistik Austria: Wien.

Statistisches Bundesamt (2010): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus *2009*. Verfügbar unter: <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Publikationen/Fachveroeffentlichungen/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220097004,property=file.pdf> [Stand 23.05.2011].

Bollywood goes Barcelona

Bollywoodfilmkultur und MigrantInnenmedien im Kontext der pakistanischen Diaspora in Barcelona

Verena Finkenstedt

Im Dezember 2004 brachte Bollywood-Tycoon Farhat Hussain, der bereits über 350 Konzerte mit den größten HeldInnen der indischen Filmindustrie in Europa (vor allem in Großbritannien), Kanada und den USA organisiert hatte, die Superstars Sharukh Khan, Preity Zinta, Arjun Rampal, Priyanka Chopra und Celina Jetley mit einer gigantischen Tanz- und Playbackshow nach Barcelona. *Temptations 2004* fand im Palau Sant Jordi, dem größten überdachten Stadion Barcelonas, statt – gleich neben dem Palau Nacional, dem Symbol katalonischen Nationalstolzes. An 5000 südasiatische MigrantInnen ließen für eine Nacht Irregularität, Heimweh und Einsamkeit hinter sich. *Temptation 2004* wurde zur Nacht der Nächte, in der eine euphorische Menge ihren Idolen zujubelte. Aber vor allem feierte die südasiatische Diasporagemeinde Barcelonas den Beweis, dass *ihre* Stadt mit London an Bedeutung gleichgezogen hatte: Die katalonische Hauptstadt war zum Anziehungspunkt für die berühmtesten Stars Bollywoods geworden.

Bollywoodfilmkultur und MigrantInnenmedien spielen in der pakistanischen Diaspora in Barcelona eine wichtige Rolle. Dieser Beitrag wird sich an den Schnittstellen von Migrationsforschung und Medienanthropologie bewegen und im ersten Teil den spezifischen Kontext der pakistanischen Diaspora in Barcelona vorstellen, wobei ich mich in erster Linie auf eigene Feldforschungen in Barcelona stütze. Im zweiten Teil werde ich auf verschiedene Funktionen von Bollywoodfilmkultur als soziokultureller Plattform eingehen und am Beispiel von Printmedien und Radio die pakistanischen MigrantInnenmedien auf ihre Bedeutung für die pakistanische Diasporagemeinde untersuchen.

1. Im Spannungsfeld von *Diaspora* und *kultureller Identität*

Historisch beschreibt der Begriff Diaspora vor allem negativ konnotiert die oft unfreiwillige Dislokation verschiedener Gemeinschaften durch Verschleppung (wie die afrikanische Diaspora), durch Flucht und Exil (wie die jüdische Diaspora) oder postkoloniale Migration (wie die südasiatische Diaspora). Kennzeichnend ist in der Diaspora vor allem die Minderheitensituation einer migrantischen Gemeinschaft gegenüber der Aufnahmegesellschaft. Etymologisch ist jedoch auch eine positivere Lesart der *Verstreutheit* möglich im Sinn von *Verbreitung*, *Weitergabe* oder *fruchtbarer Ausbreitung*. Der Begriff ist ein vieldeutiger, dessen theoretische und sozio-politische Implikationen in der aktuellen Forschung unter verschiedensten Gesichtspunkten diskutiert werden (vgl. Karim 2007, S. 6; Braziel & Mannur 2003, S. 4). Ich möchte in diesem Beitrag den Begriff Diaspora für ein sich in stetigem Wandel befindendes transnationales Netzwerk vorschlagen, das gekennzeichnet ist durch einen konstanten Fluss von Personen, Gütern und Informationen zwischen Auswanderungsland und neu entstandenen migrantischen Gemeinschaften, die wiederum untereinander in regem Austausch stehen. Dieses Netzwerk charakterisiert außerdem eine spezifische Form der materiellen, kulturellen und medialen Produktion und Konsumption, die es von der jeweiligen Aufnahmegesellschaft unterscheidet und abhebt.

Auch wenn migrantische Gemeinschaften in der Diaspora von den jeweiligen Aufnahmegesellschaften, die zugleich auch die Mehrheitsgesellschaften darstellen, oft als homogene Gruppen, fast als amorphe Masse, wahrgenommen werden, sind (kulturelle) Identitäten innerhalb einer Diaspora vielfältig, brüchig und wandelbar, verorten sich im Spannungsfeld von Ethnizität, Nationalität und Transnationalität und der Frage nach Zugehörigkeit, die zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland und deren sozialen und kulturellen Leitlinien oszilliert und im Verhältnis zum jeweils *Anderen* zu lesen ist: „In fact, identity is relational and difference is established by *symbolic marking* in relation to others. (…) Identity is *also* maintained through *material* and *social* conditions“ (Woodward 1997, S. 12). Die Frage nach (kultureller) Identität und Identifikation ist daher immer auch eine politische, die Grenzen und Differenzen abtastet, Zugehörigkeiten schafft oder verwehrt. An dieser Stelle sei auf Stuart Hall verwiesen, der (kulturelle) Identitäten als Konsequenzen von Positionen und Positionierung versteht: “Cultural identities are the points of identification, the unstable points of identification or suture, which are made, within the discourses of history and culture. Not an essence but a positioning. Hence, there is always a politics of identity, a politics of position (…)” (Hall 1990, S. 226).

Als Beispiel für die filmische Verhandlung von Identität in der indischen Diaspora möchte ich an dieser Stelle die einleitende Szene des erfolgreichsten Bollywoodfilms aller Zeiten *Dilwale Dulhania Le Jayenge* (auf dt. *Dem Mutigen gehört die Braut*, 1995) von Aditya Chopra, kurz *DDLJ*, skizzieren. Der Vater der weiblichen Hauptfigur, Chaudary Baldev Singh, stellt sich beim täglichen Taubenfüttern in den Straßen Londons, die ihm auch nach 22 Jahren noch fremd erscheinen, die Frage, wer und von wo er sei und was er hier tue. Er vergleicht sich mit den Tauben, die sich nur zur Nahrungsaufnahme kurz an einem Ort niederlassen und sinniert, wann auch er wieder „davonfliegen" werde. Noch seien seine Flügel gestutzt von der Notwendigkeit, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, doch eines Tages werde auch er heimkehren: „In mein Land, in meinen Punjab!".

2. Von Pakistan nach *Ravalistan*

Auch der Großteil der pakistanischen MigrantInnen in Barcelona stammt aus dem pakistanischen Teil der Region Punjab. Barcelona ist die Hauptstadt Kataloniens, eine der wirtschaftsstärksten und selbstbewusstesten autonomen Gemeinschaften Spaniens, und mit einem Einzugsgebiet von fast fünf Millionen Menschen nach Madrid die zweitgrößte Stadt Spaniens. Barcelona stieg im letzten Jahrzehnt zu einer europäischen Kult(ur)metropole und „Trendstadt" auf. Das politische und wirtschaftliche Selbstbewusstsein der Region äußert sich auch in einem ausgeprägten Nationalismus, der *catalanidad*, die in konstantem Spannungsverhältnis zur *hispanidad*, dem spanischen Nationalbewusstsein, steht.

Seit dem 20. Jahrhundert ist Barcelona als wichtige Hafenstadt am Mittelmeer Ziel für Flüchtlinge und MigrantInnen. Bereits in den 1930er Jahren fanden viele deutsche und österreichische Juden und andere politische Flüchtlinge vor dem sich ausbreitenden Nationalsozialismus in Barcelona ein temporäres Refugium, das jedoch mit der Einnahme der republikanischen Stadt durch General Franco 1939 abrupt endete. Ab den 1950er Jahren migrierten tausende ArbeiterInnen aus ärmeren Regionen Südspaniens, vor allem aus Andalusien, in die wohlhabende Stadt, weil sie dort bessere Arbeits- und Lebensbedingungen vorfanden. Mit den 1970er Jahren begann auch die Migration aus den ehemaligen philippinischen und lateinamerikanischen Kolonien und den Staaten des Maghreb (Beltràn 2005, S. 33-36). Die pakistanische Migration nach Barcelona setzte ebenfalls Mitte der 1970er Jahre ein, intensivierte sich aufgrund des wirtschaftlichen Aufschwungs, den die Stadt durch die Olympischen Spiele 1992 erfuhr, in den 1990er Jahren und erleb-

te vor allem seit den Legalisierungsprozessen im Jahr 2000 einen starken Zuwachs. Die MigrantInnen ließen sich großteils im damals sanierungsbedürftigen, alten Stadtzentrum nieder, wo die Miet- und Lebenskosten erschwinglicher waren als in den moderneren Bezirken der Stadt.

90% der pakistanischen MigrantInnen in Barcelona leben im Stadtteil El Raval, dem historischen Armen- und Arbeiterviertel im Zentrum Barcelonas. Durch seine zentrale Lage in den letzten Jahren zum begehrten Spekulationsobjekt geworden, verwandelt sich der Raval in einem rasanten Gentrifikationsprozess in eines der hipsten und teuersten Gebiete Barcelonas. Wie lange sich die einkommensschwächeren sozialen Schichten im Raval, unter ihnen MigrantInnen, die explodierenden Lebenskosten noch leisten werden können, bleibt dahin gestellt. Im Raval drängen sich auf einer Fläche von 1,1 km^2 48.153 EinwohnerInnen – die geschätzten irregulären 20.000-40.000 MigrantInnen nicht mitgezählt. Unter den EinwohnerInnen des Raval sind 52,2% spanischer Nationalität, 47,8% nichtspanischer Nationalität, unter diesen machen pakistanische MigrantInnen den größten nichtspanischen Bevölkerungsanteil aus (http://www.bcn.cat/estadistica/catala/dades/inf/barris/a2009/pdf/dte011.pdf; Stand: 11.4.2011). Offizielle Statistiken zählen 15.057 reguläre pakistanische MigrantInnen in Barcelona: 13.195 Männer und 1.862 Frauen (vgl. http://www.bcn.cat/estadistica/catala/dades/anuaris/anuari09/pdf/capitol02.pdf; Stand: 11.4.2011). Allerdings sprachen VertreterInnen pakistanischer Organisationen bereits vor mehreren Jahren von 35.000-40.000 größtenteils irregulären pakistanischen MigrantInnen in Barcelona (Interviews 2005 von der Verfasserin geführt). Das Verhältnis von männlichen und weiblichen MigrantInnen ist dabei fast zehn zu eins. Die meisten der pakistanischen StaatsbürgerInnen, die in den letzten zwei Jahrzehnten nach Barcelona migrierten, überquerten undokumentiert die spanische Grenze oder glitten durch ihren Aufenthalt in Spanien nach dem Ablaufen des Touristenvisums, mit dem sie legal in Spanien eingereist waren, in die Illegalität ab.

In Barcelona bewegen sich die pakistanischen MigrantInnen in einem multiethnischen Umfeld, in welchem MarokkanerInnen und PhilippinInnen nach ihnen die größten migrantischen Gemeinschaften stellen. Das Verhältnis zwischen den unterschiedlichen migrantischen Gemeinschaften ist ein distant-desinteressiertes bis gespanntes: Zu groß sind kulturelle und religiöse Unterschiede, zu groß die gegenseitigen Vorurteile. Zusätzlich müssen sich die pakistanischen MigrantInnen im konstanten und aufreibendem Spannungsfeld zwischen *catalanitat* und *hispanidad* – zwischen zwei um Dominanz ringende Sprach- und Kulturgruppen – verorten und eine von der katalanisch-spanischen Mehr-

heitsgesellschaft, die jedoch in der gemeinsamen Ablehnung alles Ausländischen geeint ist, akzeptierte kollektive und individuelle Identität aufbauen.

Die meisten pakistanischen MigrantInnen in Barcelona leben in engen, feucht-dunklen Wohnungen, für die sogar noch der Begriff „Substandard" ein Euphemismus ist, weil sie oft nicht einmal über die essentiellsten sanitären Einrichtungen wie fließendes Wasser verfügen. In den drei Jahren, die ich im Raval gelebt habe, habe ich täglich pakistanische Kinder und Frauen mit Einkaufswägen voll leerer Wasserflaschen zu den öffentlichen Brunnen kommen sehen, um dort ihren Bedarf an Wasser für Haushalt, Küche und Körperpflege zu decken.

Durch ihre Irregularität sind viele pakistanische Migranten – Frauen arbeiten nur in Ausnahmefällen – gezwungen, unmenschliche und auch gefährliche Arbeitsbedingungen in Kauf zu nehmen. Die meisten arbeiten in kleineren Geschäften, die 14 Stunden täglich ohne Sonntagsruhe geöffnet sind, in den untersten Hierarchien der Gastronomie und der Baubranche oder als illegale Getränkeverkäufer an den Stränden oder in den nächtlichen Straßen. Die Ausbeutung, auch durch die eigenen Landsleute, ist enorm.

Die grundlegende Motivation, Pakistan zu verlassen, liegt in der Hoffnung, die Lebensumstände zurückgelassener Familienangehöriger durch Geldüberweisungen erleichtern und verbessern zu können und/oder sie mit der Zeit im Zuge von Familienzusammenführungen nach Spanien nachzuholen. In den wenigen Jahrzehnten seit seiner von gewaltsamen Konflikten geprägten Gründung wurde Pakistan von internen und externen Machtkämpfen, mehreren Kriegen mit dem verfeindeten Nachbarstaat Indien, Korruption und schweren Naturkatastrophen erschüttert – genannt seien hier als jüngste Beispiele nur das Erdbeben in der Provinz Kaschmir 2005 mit über 84.000 Todesopfern und die Überschwemmungen 2010 mit über 20 Millionen Betroffenen. Eine weitere ernsthafte Bedrohung erwächst dem geschwächten Staat durch Kämpfe mit den radikalislamischen Taliban, vor denen 2009 an die zwei Millionen Menschen innerhalb Pakistans auf der Flucht waren. Rund 50% der über 180 Millionen Pakistanis sind Analphabeten, wobei der Frauenanteil deutlich höher ist als der der Männer. Aufgrund von Unterernährung, unzureichender Trinkwasserversorgung und fehlender Hygiene zählt Pakistans Kindersterblichkeit zu den höchsten Asiens. Dem hoch verschuldeten Staat fehlen wegen der politischen Unsicherheit ausländische Investoren, während die Militärausgaben für den teuren Konflikt mit dem Nachbarland Indien das Budget für Gesundheit und Bildung bei weitem übersteigen (vgl. Shah 2005, S. 90-93).

Auch wenn das *Ministry of Overseas Pakistanis* von fünfeinhalb Millionen pakistanischen EmigrantInnen weltweit spricht, ist aufgrund der hohen irregulären Emigration eher von rund sieben Millionen Pakistanis, die als MigrantInnen in anderen Staaten leben, auszugehen. Deren Geldrücksendungen machen nach den Einnahmen aus Exporten die zweitgrößte Devisenquelle des Landes aus und erreichten 2009 7,8 Billionen US-Dollar (vgl. http://www.moops.gov.pk, Stand: 30.4.2011). Die massive pakistanische Emigration begann nach der *partition* vor allem in Richtung USA, Kanada, Australien und Großbritannien. Seit den 1970er Jahren migrierten mehrere Millionen Pakistanis als ungelernte Arbeitskräfte in die reichen Golfstaaten. Spanien erreichte eine erste Handvoll pakistanischer MigrantInnen ab Mitte der 1970er Jahre, die sich vor allem in den beiden größten Metropolen Madrid und Barcelona niederließen. Als ab den 1990er Jahren auch die pakistanische Gemeinde in Barcelona wuchs, wurde die Anwesenheit von Familienangehörigen, Freunden und Bekannten, die bereits in Barcelona lebten, zu einem ausschlaggebenden Grund, ausgerechnet die Mittelmeermetropole als Migrationsziel zu wählen (vgl. Solé i Aubia/Rodriguez Roca 2005, S. 113). Diese aufnehmenden Netzwerke bilden die Basis der pakistanischen Diaspora in Barcelona und sind ein bestimmender Faktor des Lebens innerhalb der Gemeinde. Sie stellen für ihre Mitglieder wichtige Informationsflüsse, Unterkunft, Arbeit, verschiedenste Arten von Dienstleistungen und Unterstützung bereit. Außerdem sichern sie den Kontakt zwischen Pakistan und der neu etablierten Diasporagemeinde (vgl. Martinez Veiga 1997, S. 130-166; Delgado 2000, S. 143), während die aussendenden Netzwerke im Herkunftsland sich oftmals der zurückgelassenen Familienangehörigen annehmen (vgl. Mitchell 1969, S. 239). Die pakistanischen MigrantInnen bewegen sich in Barcelona größtenteils innerhalb ihrer eigenen ethnischen Netzwerke, weshalb sich ihre Spanisch- und Katalanischkenntnisse oft auch nach vielen Jahren auf die Abwicklung rudimentärster Alltagshandlungen beschränken. Kommunikationsmöglichkeiten und Kontakte mit der autochthonen Bevölkerung Barcelonas bleiben dadurch stark eingeschränkt. Um Akhtar zu zitieren: “His (the immigrant’s) own native language is (…) his deepest and most trustworthy link to the culture that nourished him. Adopting a new language threatens his identity, which is linked to the mother tongue, and with the lullabies sung to him by his mother forms the deepest linguistic core of internalised good objects” (Akhtar 1999, S. 20).

Bis zu den Legalisierungsprozessen 2000, die mit einer verstärkten Medienpräsenz der pakistanischen Diasporagemeinde einhergingen, wurden die pakistanischen MigrantInnen von der autochthonen Bevölkerung kaum oder höchstens als nützliche Dienstleister

wahrgenommen. Auch die 2001 im öffentlichen Raum ausgetragene Kampagne *¡Papeles Para Todos! – Papiere für alle!* –, in deren Verlauf über 800 Pakistanis mehrere Kirchen im Stadtzentrum besetzten und durch Hungerstreiks auf ihre untragbare irreguläre Situation aufmerksam machten, trugen wesentlich zu einer stärkeren Wahrnehmung durch die autochthone Bevölkerung bei. Die sehr erfolgreiche Kampagne übte auch einen *calling effect* auf pakistanische MigrantInnen aus, die irregulär in anderen Staaten Europas lebten (vgl. Solé i Aubia/Rodriguez Roca 2005, S. 98, S. 108). Mittlerweile zählt die pakistanische Diasporagemeinde Barcelonas zu den größten Europas.

Obwohl Barcelona generell von starker Immigration geprägt ist, hat sich vor allem das Stadtviertel Raval zu *dem* MigrantInnenviertel der Stadt entwickelt. Die im öffentlichen Raum sichtbarste Diasporagemeinde ist die pakistanische und hat mit ihrer spezifischen Ästhetik die urbane Landschaft des Raval in den letzten 20 Jahren stark verändert. Spanische MigrationswissenschafterInnen sprechen sogar von Ghettoisierungsprozessen, die sich auch in der stetig wachsenden Zahl von pakistanischen Geschäften widerspiegeln. Seien es die *halal* Metzgereien, die unzähligen kleinen 14-Stunden/7-Tage die Woche-Lebensmittelmärkte, pakistanische Friseurläden und Internetshops, günstige *Shawarma*-Imbisse oder Handygeschäfte, das traditionell katalanisch-spanische Ambiente ist im Raval im Verschwinden begriffen und die autochthone Bevölkerung wie auch MigrantInnen nennen den Raval mittlerweile teils scherzhaft, teils verbittert oder neidisch *Ravalistan*. Diese kulturelle Sezession führt zu einem Verhärten der Grenzen zwischen autochthoner Bevölkerung und pakistanischen MigrantInnen und erschwert ein bereicherndes Miteinander (Sartori 2001, S. 34).

Das Verhältnis der autochthonen BarcelonesInnen zur pakistanischen Diasporagemeinde ist zudem von antiislamischen Vorurteilen und Ängsten geprägt. Nach dem islamistischen Terroranschlag auf den Madrider Bahnhof Atocha 2004 bekamen auch die pakistanischen MigrantInnen Barcelonas den wachsenden Antiislamismus in Spanien zu spüren. Als 2008 elf pakistanische Männer aus dem Raval wegen angeblicher islamistischer Aktivitäten verhaftet wurden, schadete dies der Reputation der pakistanischen Diasporagemeinde enorm. Bis dahin hatte zwar die ständig wachsende Zahl der pakistanischen MigrantInnen unter der autochthonen Bevölkerung für Besorgnis und Neid gesorgt, mehrheitlich hatten die Pakistanis aber als *trabajadores*, als ehrliche, hart arbeitende Personen gegolten, denen im Gegensatz zu den maghrebinischen MigrantInnen von vornherein kein kriminelles Verhalten unterstellt wurde.

3. Bollywoodfilmkultur in der pakistanischen Diaspora in Barcelona

Das Interesse der pakistanischen MigrantInnen an katalanischen und spanischen Filmen ist vor allem aufgrund der fehlenden Sprachkenntnisse gering, doch auch mit den in autochthonen Filmen verhandelten Themen kann sich vor allem die erste Generation pakistanischer MigrantInnen gar nicht oder nur zu einem geringen Teil identifizieren. Umso stärker ist der Rückgriff auf die aus Pakistan vertraute Filmkultur, in erster Linie auf Bollywoodfilme.

Bollywood ist das Synonym für die populäre Hindi-Filmindustrie in Mumbai (dem früheren Bombay), die ein weltweites Publikum von rund 3,6 Milliarden ZuseherInnen erreicht (vgl. Brosius 2006, S. 692). Standardsprache der Bollywoodfilme ist Hindi, die Amtssprache Indiens. Während im „goldenen Alter" der 1950er und 1960er Jahre vor allem sozialkritische Themen verhandelt wurden, lag der Fokus der 1970er und 1980er Jahre auf Action Movies, Banditen- und Gangstergeschichten. Seit den 1990er Jahren beschränken sich die Themen in erster Linie auf leicht bekömmliche romantische Liebesgeschichten und Familiendramen. Die melodramatische Story wird durch üppige Gesangs- und Tanzszenen ergänzt, was die Länge der Filme auf zweieinhalb bis vier Stunden ausdehnt. In aktuellen Produktionen gehören die ProtagonistInnen fast ausnahmslos der höheren Mittel- oder Oberschicht an, arme InderInnen kamen in den letzten drei Jahrzehnten im Unterschied zum „goldenen Zeitalter" fast gar nicht mehr oder höchstens als Bedienstete oder StatistInnen auf die Leinwand (vgl. Tieber 2007, S. 122). Noch viel stärker als in Hollywood oder im europäischen Kino sind die Stars der Hindi-Filme für ihre Fans *larger than life* Idole, deren Popularität für europäische KinobesucherInnen nur schwer vorstellbare Ausmaße erreicht (vgl. Virdi 2008, S. 223–239).

Bollywoodfilmkultur erfüllt in der pakistanischen Diaspora in Barcelona verschiedenste Funktionen und im Weiteren werde ich nur auf folgende vier genauer eingehen können: Bollywoodscreenings und -shows als Plattformen (inter)kultureller Begegnung; populäre Hindifilme als Container von soziokultureller Identität und Transporter von Wertewandel; Bollywoodfilmkultur in ihrem harmonisierendem Effekt auf die Beziehungen zwischen pakistanischen und indischen MigrantInnen; und Bollywoodfilmkultur als eskapistischer Rückzugsraum.

Anhand von ausgewählten Beispielen möchte ich einleitend Bollywoodfilmkultur in Anlehnung an den von Brosius vorgeschlagenen Begriff *cultural zone* (vgl. Brosius 2005, S. 208) als *cultural contact zone* innerhalb der pakistanischen Diasporagemeinde Barcelonas

vorstellen und untersuchen, ob Bollywoodfilmkultur auch als *cultural contact zone* zwischen pakistanischer Diasporagemeinde und Aufnahmegesellschaft dienen kann.

Die spezifische Ästhetik Bollywoods prägt und verändert die urbane Landschaft Barcelonas, vor allem im Stadtteil El Raval – seien es die Poster von Superstars wie Shah Rukh Khan oder Aishwarya Rai, die die vielen kleinen pakistanischen Läden zieren, die Auslagen von Video-Shops, die unzählige Bollywoodmovies zum Verleih und Kauf anbieten oder die Filmsongs, die von den pakistanischen MigrantInnen auf der Straße gesungen werden oder aus den pakistanischen Geschäften und vorbeifahrenden Autos schallen. Der Raval verwandelt sich für die pakistanischen MigrantInnen audiovisuell in eine vertraute *cultural zone*, in eine familiäre urbane Szenerie.

Bollywoodmovies werden von den pakistanischen MigrantInnen in Barcelona meist in den eigenen vier Wänden über Satellitenfernsehen – über die Kanäle B4U (Bollywood for you), Star TV oder Zee TV – und/oder über DVDs und Downloads aus dem Internet konsumiert. Anders als in Großbritannien, wo Bollywoodfilme im regulären Kino „an der Ecke" gezeigt werden, sind öffentliche Filmscreenings und auch Bollywoodshows in Barcelona (noch) eine Seltenheit und daher ein soziales Ereignis. Als solches möchte ich im Folgenden die Filmvorführungen im Cinema Alexandra als *cultural contact zone* vorstellen.

Im Cinema Alexandra an den Ramblas de Catalunya, einer bürgerlichen Einkaufsallee im Zentrum der Stadt, wurden Anfang der 2000er Jahre mehrere Jahre lang Bollywoodfilme für ein vorwiegend pakistanisches Publikum gezeigt. Organisiert wurden die Filmvorführungen von einem pakistanischen Unternehmerbrüderpaar, die das altehrwürdige Etablissement mit den roten Samtsesseln einmal monatlich zu diesem Zweck mieteten. Die Filmabende begannen gegen 23.00 Uhr abends und endeten aufgrund der Länge der Filme und der obligatorischen Pause nach der ersten Hälfte meist gegen 04.00 Uhr frühmorgens. 2005 wurde ich von pakistanischen Freunden und Freundinnen zur Vorführung des Films *Dev* mit „Big B" Amitabh Bachan in der Hauptrolle eingeladen. Das fast ausschließlich männliche Publikum bestand aus ungefähr 300 pakistanischen, einigen wenigen indischen Migranten und einer Handvoll ZuseherInnen europäischer Herkunft. Insgesamt waren vielleicht fünf südasiatische Frauen und drei Europäerinnen ins Cinema Alexandra gekommen. Der Film wurde auf Hindi, das gesprochen Urdu, der pakistanischen Lingua franca, sehr ähnelt, und ohne Untertitel gezeigt. *Dev* hatte aufgrund seiner realistischen Darstellung von Straßenkämpfen zwischen Hindus und Moslems in Indien für heftige Kritik gesorgt. Es ist anzunehmen, dass der Film, der ein friedliches Miteinander der beiden verfeindeten Religionen in Indien propagiert, aufgrund seiner

Thematik von den Organisatoren ausgewählt worden war. Die Publikumsreaktionen während der Vorführung waren dementsprechend intensiv und divers. Anders als in Europa ist es in Südasien üblich, im Kino noch während des Films die Vorgänge auf der Leinwand lautstark durch Zwischenrufe, Ausbuhen der Bösewichte und spontanen Applaus für die HeldInnen zu kommentieren. Meinen pakistanischen Begleitern gefiel der Film überhaupt nicht, auch sie beurteilten ihn als zu „realistisch" und kritisierten, er würde nur alte Wunden wieder aufreißen. Die einstündige Pause bot dem Publikum Raum für Begegnung: der Film und aktuelle politische Entwicklungen in Pakistan und Indien wurden diskutiert, lang nicht gesehene Freunde und Bekannte begrüßt und Neuigkeiten, Informationen und Klatsch aus den Diasporagemeinden und den Herkunftsländern ausgetauscht. Auffallend war dabei das konfliktfreie Miteinander von indischen und pakistanischen MigrantInnen, und dass die wenigen europäischen ZuseherInnen sich alle in südasiatischer Begleitung befanden.

In den letzten Jahren lässt sich ein wachsendes Interesse der autochthonen Bevölkerung Barcelonas an Bollywoodfilmkultur feststellen – eine Entwicklung, die durchaus einem gesamteuropäischen Trend entspricht (vgl. Brosius 2006, S. 692). Zahlreiche Tanzstudios – die meisten in autochthoner Hand – bieten Tanzkurse „al estilo Bollywood" an, spanische Internetseiten geben Einblick in „das Beste von Bollywood" (http://bollyweb.wordpress.com, Stand: 22.4.2011), wichtige Tageszeitungen wie *El Pàis* greifen den neuen Trend auf (http://www.elpais.com/articulo/espana/Bollywood/instala/Barcelona/elpepuesp/20091028elpepunac_23/Tes, Stand: 22.4.2011), und das aufwändige Musical *Bollywood Love Story* zog 2009 im *Teatre Victòria*, einem der größten Häuser der Stadt, in 30 Vorstellungen über 36.000 ZuseherInnen an. Während das Publikum, das *Tempations 2004* besuchte, fast ausschließlich südasiatischer Herkunft war, interessierten sich hauptsächlich autochthone BarcelonesInnen für *Bollywood Love Story*. Das zunehmende Interesse an Bollywoodfilmkultur trägt in der katalanisch-spanischen Aufnahmegesellschaft nur in Ausnahmefällen zu einem intensivierten Kontakt mit südasiatischen MigrantInnen bei, es beschränkt sich vielmehr darauf, die „exotische" Mischung aus farbenfrohen Bildern und satten Klängen unter gleichgesinnten autochthonen Aficionados zu konsumieren oder zu reproduzieren. Ich möchte an dieser Stelle auf Kalra, Kaur und Hutnyk verweisen, die dieses Phänomen folgendermaßen werten: "To 'produce' culture without politics or without an engagement with the politics inherent in the cultural industry is to acquiesce to an exoticizing and commercializing façade that leaves racial hierarchies intact" (Kalra, Kaur & Hutnyk 2005, S. 39).

Umgekehrt wird jedoch auch das wachsende Interesse der barcelonesischen Mehrheitsgesellschaft an Bollywoodfilmkultur von den pakistanischen MigrantInnen nicht genutzt, um über Film, Musik und Tanz als leichtvermarktbare Sympathieträger mit den autochthonen BarcelonesInnen eine gemeinsame *cultural contact zone* aufzubauen, die über einen Austausch von Waren und Dienstleistungen hinausgeht. Wie vorhin erwähnt, liefen die Bollywoodfilme im Cinema Alexandra ohne Untertitel, die Poster, die die Filmabende und auch *Temptations 2004* im öffentlichen Raum ankündigten, waren ebenfalls ausnahmslos in Urdu gehalten. Dementsprechend gering war in beiden Fällen auch die Zahl der autochthonen BesucherInnen. Ob den pakistanischen MigrantInnen das Potential von Bollywoodfilmkultur als kulturelle „Visitenkarte" nicht bewusst ist, oder ob es absichtlich ungenutzt bleibt, wäre ein spannender Ausgangspunkt für eine umfassendere Recherche.

Populäre Hindi-Filme wirken in der südasiatischen Diaspora über (Bild)Sprache, Musik, vertraute Thematiken, Dramaturgie und Plots identitätsbewahrend und verbinden den/die Migranten/in mit der (imaginierten) Kultur seines/ihres Heimatlandes. Vor allem für die erste MigrantInnengeneration, die oft noch dem Mythos einer utopischen Rückkehr anhängt, konstituieren sie einen Sehnsuchtsort, definieren und visualisieren – wie in der einleitenden Szene von *DDLJ* – den nostalgischen *point of return*. Im Kontext der pakistanischen Diaspora – nicht nur in Barcelona – ist indisches Bollywoodkino in seiner identitätsbewahrenden Funktion Paradoxon und gelebte Realität zugleich. Hindi-Filme transportieren oftmals indische Patriotismen mit einem starken Fokus auf hinduistische Riten, die zur nationalen indischen Religion stilisiert werden. Aus diesem Grund sind Vorführungen von Bollywoodmovies in Pakistan nur beschränkt erlaubt, die Filme werden aber trotzdem als Raubkopien und Downloads privat konsumiert.

Indien und Pakistan teilten jedoch vor der *partition* eine gemeinsame Geschichte und Kultur, vor allem in Literatur, Poesie und Musik, deren traditionelle Elemente sich heute noch in Bollywoodfilmen wiederfinden. Auch ähnelt das gesprochene Hindi als Standardsprache der Bollywoodfilme dem gesprochenen Urdu. Filmsongs werden in Weiterführung der reichen muslimischen Musiktradition Indiens oft auf Urdu gesungen. Die familiengerechten Inhalte, die in den letzten 20 Jahren – in denen auch die pakistanische Migration in Barcelona stark angestiegen ist – in Bollywoodfilmen vorwiegend behandelt wurden, seien es die von gesellschaftlichen oder religiösen Tabus bedrohte romantische Liebe oder familiäre Dramen und Konflikte, sind Themen, die auch das pakistanische Publikum in der Diaspora interessieren und berühren. Die traditionelle Bedeutung von

(Groß-)Familie als Basis jeglicher gesellschaftlicher Struktur, der den Älteren geschuldete Respekt und Gehorsam, patriarchale Dominanz und die Unterordnung des Individuums unter rigide gesellschaftliche und religiöse Richtlinien sind in Indien wie Pakistan immer noch gelebte gesellschaftspolitische Werte, die in Bollywoodfilmen einerseits als positiv verhandelt und bewahrt, andererseits vor allem im Genre der Diasporafilme aufgebrochen und in Frage gestellt werden.

Seit den 1980er Jahren werden in Bollywood vermehrt Filme produziert, deren geographischer und soziokultureller Rahmen ein Diasporasetting, meist in Großbritannien oder den USA, darstellt und die die spezifischen Lebensumstände und Probleme der indischen Diaspora thematisieren, was auch beim pakistanischen Publikum in Barcelona zu Wiedererkennungs- und Identifikationseffekten führt. Der eingangs erwähnte Hit *DDLJ* war der erste bedeutende Bollywoodfilm, der die Werteveränderung in der Diaspora positiv konnotierte und genuin „Westliches" nicht pauschalierend als dekadent und unmoralisch verwarf (vgl. Tieber 2007, S. 128ff.). Gerade für südasiatische MigrantInnen in der europäischen Diaspora, deren Akkulturation auch einen gewissen Grad der Akzeptanz oder gar Identifikation mit den Werten der jeweiligen Aufnahmegesellschaft mit sich bringt, stellen diese Filme eine Legitimation ihres eigenen (prowestlichen) Verhaltens dar. Beispielhaft sei hier nur eines der brennendsten Themen genannt, mit denen sich südasiatische MigrantInnen in der europäischen Diaspora, auch in Barcelona, konfrontiert sehen: nämlich die Frage nach persönlicher Selbstbestimmung in Spannung zu familiären Traditionen und Gehorsam gegenüber den Älteren. Vor allem im Konflikt Liebesheirat versus arrangierte Ehe manifestiert sich dieses individuelle und kollektive Drama und wird dementsprechend gerne im Genre der Diasporafilme der letzten zwei Jahrzehnte, meist zugunsten der Liebesheirat, verhandelt. Zu den populärsten Beispielen zählen hier sicherlich *Pardes* (dt. *Ausland*, 1997) von Subhash Ghai oder *Kabhi Khushi Kabhie Gham* (dt. *In guten wie in schweren Tagen*, 2001) von Karan Johar. Auch in Barcelona finden sich viele junge pakistanische Migranten zerrissen zwischen ihren Beziehungen zu autochthonen Frauen und Mädchen und dem Wissen, dass ihre zukünftigen Ehefrauen von ihren Eltern bereits bestimmt worden sind.

Bollywoodfilmkultur kann einen harmonisierenden Effekt auf das Zusammenleben pakistanischer und indischer MigrantInnen ausüben. Wie an den Beispielen von *Temptation 2004* und *Cinema Alexandra* bereits aufgezeigt, dienen Bollywoodscreenings und -shows als *cultural contact zones* nicht nur als Begegnungsplattformen für die pakistanische Diasporagemeinde, sondern bieten auch einen relativ konfliktfreien Raum für das

Zusammentreffen indischer und pakistanischer MigrantInnen. Eine Vielzahl bekannter RegisseurInnen und SchauspielerInnen in Bollywood sind Moslems, und seit den 1990er Jahren hat sich eine Reihe von sehr populären Hindi-Filmen explizit für eine Verbesserung des Verhältnisses der beiden verfeindeten Nachbarstaaten und/oder für ein friedliches Zusammenleben von hinduistischer und muslimischer Bevölkerung in Indien und der südasiatischen Diaspora eingesetzt (vgl. Tieber 2007, S. 155). Erwähnt seien hier stellvertretend nur die sehr populären Filme *Veer and Zaara* (dt. *Die Legende einer Liebe*, Regie: Yash Chopra 2001), *Main Hoon Na* (dt. *Ich bin immer für dich da*, Regie: Farah Khan, 2004) und *My Name is Khan* (Regie: Karan Johar, 2010). Über das Starsystem wirken diese Filme vorbildhaft und erreichen mit ihrer versöhnlichen Botschaft auch die pakistanischen MigrantInnen Barcelonas. Welche Konsequenzen ihre Rezeption auf das Leben der pakistanischen Diasporagemeinde in Barcelona haben wird, ob beispielsweise zukünftig auch interreligiöse Ehen zwischen indisch-hinduistischen und pakistanisch-muslimischen MigrantInnen wie in *My Name is Khan* möglich sein werden, bleibt abzuwarten.

Bollywood bietet nicht nur den pakistanischen MigrantInnen Barcelonas in erster Linie Unterhaltung. Die einfachen Storylines, die selten von stereotypen narrativen Schemata, Figuren und Szenarios abweichen, die schwarz-weiß Unterscheidung von Gut und Böse – es finden sich in Bollywood kaum ausdifferenzierte oder ambivalente Charakterdarstellungen –, machen Plots vorhersehbar und wiedererkennbar. Tanz- und Gesangseinlagen, Action, Comedy, spektakuläre Kameraeinstellungen und Special Effects und das obligatorische Happy End tun ihr Übriges. Bollywood vereint in sich die unterschiedlichsten, publikumserprobten Zutaten – nicht grundlos werden populäre Hindi-Filme in Anlehnung an indische Gewürzmischungen auch *Masala Movies* genannt: „At their worst Masala films are kitsch rubbish but at their best they are enthralling entertainment that has the audiences reeling with laughter and tears from one minute to the next." (Desai &Dudrah 2007, S. 12). Übermenschliches wird durch Willenskraft, Glück und Schicksal möglich, sogar wenn der (männliche) Held sein Leben lassen muss, sein Ziel erreicht er immer. Diese Reduzierung auf simple, leicht nachvollziehbare Narrative und die Möglichkeit der Identifikation mit den omnipotenten Filmhelden eröffnen in der komplexen und diffizilen Realität der Diaspora, die von Entmächtigung, Irregularität und Ausbeutung geprägt ist, für die Dauer eines Films einen eskapistischen Rückzugsraum in filmische Traumwelten, in denen alles möglich ist und dem Glück des Einzelnen keine Grenzen gesetzt sind.

4. Migrantische Printmedien und Radio in der pakistanischen Diaspora in Barcelona

Neben der aus Indien importierten Bollywoodfilmkultur findet sich in Barcelona auch eine rege Szene pakistanischer MigrantInnenmedien. Wie bereits erwähnt, stellen migrantische Netzwerke neben Unterstützung und Dienstleistungen auch wichtige Informationsflüsse für ihre Mitglieder bereit. Populäre MigrantInnenmedien, die dies ermöglichen, sind neben dem Internet Printmedien und Radio. Im Folgenden werde ich auf ausgewählte Funktionen der migrantischen Medien in der pakistanischen Diasporagemeinde am Beispiel von Printmedien und Radio zu sprechen kommen.

Pakistanische Printmedien

Barcelona verfügt über eine Vielzahl von migrantischen Zeitungen, die die pakistanischen, lateinamerikanischen, chinesischen, russisch/ukrainischen oder afrikanischen Diasporagemeinden ihren jeweiligen Bedürfnissen entsprechend gestalten. Javid Mughal, Herausgeber der meisten pakistanischen Wochenzeitungen und Printmedien in Barcelona, nennt fehlende Sprachkenntnisse das größte Hindernis für MigrantInnen, um an für sie essentielle Informationen zu gelangen. Die in der pakistanischen Diasporagemeinde herausgegebenen Printmedien versorgen ihre LeserInnen mit pakistanischen, spanischen und internationalen Nachrichten, Wissenswertem über die Kultur der Aufnahmegesellschaft, rechtlichen Informationen, Gossip (auch aus Bollywood) und bieten pakistanischen UnternehmerInnen die Möglichkeit, ihre pakistanischen KundInnen über bezahlte Inserate anzusprechen.

El Mirador de los Inmigrantes /El Mirador dels Immigrants, herausgegeben von Javid Mughal, feierte 2009 sein zehnjähriges Jubiläum. Der dreisprachige „Aussichtspunkt der Immigranten" bringt auf Urdu, Katalanisch und Spanisch Nachrichten aus Pakistan und Spanien und agiert als interkultureller Vermittler, indem er seinen LeserInnen Feste und Bräuche der Aufnahmegesellschaft, wie etwa Weihnachten oder das barcelonesische Stadtfest *La Mercé*, erklärt. Wöchentlich werden 5000 Exemplare gedruckt und gratis in den pakistanischen Geschäften Barcelonas aufgelegt. Die Zeitung finanziert sich gänzlich aus Werbung, eine lächerlich geringe Subvention von der barcelonesischen Stadtverwaltung lehnte Javid Mughal nach eigenen Angaben aus Stolz ab.

Khushboo (dt. Aroma) ist ebenfalls ein dreisprachiges Magazin, das von Javid Mughal herausgegeben wird. Im Gegensatz zum *Mirador* bietet es jedoch mehr Informationen auf Katalanisch und Spanisch. *Kushboo* hat weniger politische Nachrichten zum Inhalt als vielmehr die letzten Neuigkeiten aus dem Raval, Interviews, Klatsch und Tratsch aus Bollywood, Kochrezepte spanischer und pakistanischer Gerichte, kurze Reportagen und Gedichte auf Urdu und ins Katalanische übersetzt und lässt sich am ehesten unter den Begriff *Illustrierte* subsummieren.

Der *Rawal Express* von Javid Mughal, Gilda Mantilla und Raimond Chaves ist eine mobile Straßenzeitung, die einmal monatlich in den Straßen des Raval verteilt wird und Geschichten und Meinungen der im Raval lebenden Bevölkerung enthält. Die Herausgeber inszenieren die Herausgabe als Performance im öffentlichen Raum: Mit zwei Notebooks, einer digitalen Kamera und einem Drucker werden die kurz vorher durchgeführten Interviews digitalisiert, layoutet und auf DINA3-Bögen ausgedruckt. Die frische Zeitung wird dann mit Wäscheklammern an einer Schnur befestigt über die Straße gespannt, sodass PassantInnen stehen bleiben und die Geschichten lesen und mitnehmen können.

Ein weiteres pakistanisches Magazin ist *Masala*, das monatlich von dem pakistanischen Gewerkschafter Javed Ilias Queresy auf Urdu und Spanisch herausgegeben wird. *Masala* bezieht eine stark linksgerichtete Position und kommentiert in erster Linie Probleme im Raval, wie die wachsende Immobilienspekulation und die damit steigenden Mietkosten und kritisiert aber auch vehement Fundamentalismus und Korruption in Pakistan. Wie die von Javid Mughal herausgegebenen Printmedien bemüht sich *Masala* ebenfalls um interkulturelle Kommunikation. *Masala* ist zudem das einzige Printmedium der pakistanischen Gemeinde Barcelonas, das sich in der visuellen Gestaltung von genuin pakistanischer Ästhetik entfernt und sich am jungen Grafikdesign der Stadt orientiert. *Masala* wird vielleicht aus diesem Grund als einziges pakistanisches Printmedium auch von der jungen autochthonen Bevölkerung gelesen. Wenig überraschend sind Javid Mughal und Javed Ilias Queresy erbitterte Konkurrenten.

Zusätzlich erscheinen in Barcelona mehrere pakistanische Zeitungen gänzlich auf Urdu wie das Monatsmagazin *BCN Times* oder *Akhbar Europe* mit Redaktion in Pakistan und *Urdu News Europe*, das in Mailand herausgegeben aber aufgrund der starken Vernetzung der pakistanischen Diasporagemeinden in Europa auch in Barcelona gelesen wird.

Grundsätzlich sind die in Barcelona herausgegebenen pakistanischen Printmedien bemüht, ein einheitliches und positives Bild der pakistanischen Diasporagemeinde zu zeichnen, und klammern Konflikte und Spannungen innerhalb der pakistanischen Dia-

sporagemeinde aus ihrer Berichterstattung aus. Auch die journalistische Fehde zwischen Javid Elias Queresy und Javid Mughal schlägt sich nicht in den von ihnen herausgegebenen Blättern nieder. Van Vuurens Feststellung: „while community broadcasting offers a channel for minority groups to agitate and influence the larger public sphere, these groups are impelled to keep the lid on internal dissent and present a more or less unified voice to the broader society" (Van Vuuren 2006, S. 388) lässt sich auch auf die pakistanischen Printmedien Barcelonas übertragen.

Die pakistanischen Printmedien dienen der Diasporagemeinde in Barcelona auch als Sprachrohre nach „außen", die auf spezifische Probleme und Bedürfnisse der pakistanischen MigrantInnen aufmerksam machen. Ein pakistanischer Migrant beschreibt ihre Bedeutung folgendermaßen: „Was sie (die Herausgeber) machen, ist gut. Nimm mich zum Beispiel: Ich bin seit fünf Jahren hier und mein Spanisch ist immer noch sehr schlecht. Aber es gibt Leute, die seit acht Jahren hier sind und noch kein einziges Wort Spanisch sprechen. Daher ist die Zeitung, die Javid Mughal herausgibt, eine gute Sache, weil die Leute kein Spanisch lesen können und total verloren sind. Für sie ist es gut zu lesen, was in Europa passiert. Und dann gibt es noch andere Gründe, weil es eine Zeitung für *uns* ist. Und das ist gut, denn dann habe ich eine Stimme, eine Tür, durch die ich viele Plätze in Spanien betreten kann. Wenn ich direkt zur Regierung gehe, werden sie mich hinauswerfen, aber auf diesem Weg habe ich eine Kommunikation. (…) Und auch die Spanier erfahren, wie es uns hier geht."

Radio Pakcelona

Radio Pakcelona erfüllt ähnliche Funktionen wie die in Barcelona herausgegebenen pakistanischen Printmedien und ist derzeit das aktivste pakistanische Medium der Stadt. 2007 vom Gastronomen und Unternehmer Raja Shafiq gegründet, ging der Sender zuerst ohne Lizenz als einer von rund dreißig Piratensendern im Raum Barcelona aus einem kleinen „Studio" in einem Hinterzimmer in Raja Shafiqs Bar on air. Auf der vielbesuchten Facebookseite des Senders findet sich in perfektem Spanisch folgendes Mission Statement: „*Radio Pakcelona* se estableció con la intención y el único objetivo de integrar a los inmigrantes de origen asiático, sin tener en cuenta el color de su piel, su religión o el país del que provienen. Raja Shafiq, el fundador, vino a España hace unos 30 años. Después de mucho esfuerzo y determinación ha llegado al punto en el que quiere de-

volver algo a esta nación, España, que le ha dado tanto y nunca le ha decepcionado" („Radio Pakcelona wurde mit der Intention und dem einzigen Ziel gegründet, die ImmigrantInnen asiatischer Herkunft zu integrieren, ganz gleich welcher Hautfarbe, welcher Religion oder aus welchem Herkunftsland. Raja Shafiq, der Initiator, kam vor mehr als 30 Jahren nach Spanien. Nach vielen Bemühungen und durch viel Willenskraft hat er nun einen Punkt erreicht, an dem er dieser Nation, Spanien, die ihm so viel gegeben und ihn niemals enttäuscht hat, etwas zurück geben will". Ü. d. V.).

Die starke Betonung der integrativen Bemühungen des Senders wird umso verständlicher, als die pakistanische Diasporagemeinde 2008 nach den Festnahmen von elf pakistanischen Migranten wegen des Verdachts islamistisch-terroristischer Betätigung mit Ressentiments von Seiten der autochthonen Bevölkerung und verstärkter behördlicher Kontrolle zu kämpfen hatte. *Radio Pakcelona* wurde in Folge von der Stadtverwaltung Barcelonas aufgefordert, seine illegale Sendetätigkeit einzustellen. Als Begründung wurde angegeben, die Sendefrequenz von *Radio Pakcelona* störe die Emission eines der populärsten katalanischen Sender, *Flaix FM*, was von *Radio Pakcelona* jedoch unter Vorlage eines unabhängigen technischen Gutachtens dementiert wurde. Doch angesichts einer angedrohten Strafe von 60.000 Euro sah sich *Radio Pakcelona* gezwungen, unter großen Protesten der pakistanischen Fangemeinde im März 2008 off air zu gehen. Ironischerweise war bereits drei Minuten später ein anderer, ebenfalls illegaler Sender auf derselben Frequenz zu hören.

Seit März 2008 ist *Radio Pakcelona* trotz aller Widrigkeiten 24 Stunden täglich als Internetlivestream zu hören, gibt zusätzlich eine eigene Zeitung heraus und stellt für die pakistanische Diasporagemeinde nützliche Informationen sowohl auf seiner Homepage (www.pakcelona.com) als auch auf Facebook zur Verfügung. Auf dem Programm des Senders stehen internationale und nationale Nachrichten, dreimal wöchentlich Katalanisch- und Spanischunterricht, HörerInnendiskussionen, Gewinn- und Ratespiele, Informationen über Barcelona und die Kultur der katalanisch-spanischen Mehrheitsgesellschaft, Rechtsberatung, Kinderprogramme, eine Jobbörse, Musik, pakistanische und internationale Poesie auf Urdu und Spanisch. Eine Besonderheit des Radiosenders ist, dass im Gegensatz zu den männlich dominierten pakistanischen Printmedien Barcelonas auch Frauen als Moderatorinnen und Redakteurinnen agieren.

Aufgrund der geringen finanziellen Mittel stehen dem Sender wie vielen anderen illegalen (migrantischen) Radiostationen kaum technische Möglichkeiten für Prerecordings oder Postproductions zur Verfügung, weshalb *Radio Pakcelona* die meisten seiner Sen-

dungen live sendet. Diese fehlende (technische) Professionalität bringt jedoch auch den Vorteil einer größeren Spontaneität und Unmittelbarkeit im Ansprechen des Publikums mit sich: „A programme going out live communicates an immediacy that is more exciting to listen to and potentially provides greater space for spontaneous on-air discussion or debate." (Moylan 2009, S. 114) Die Spontaneität in der Programmgestaltung von *Radio Pakcelona* spiegelt sich auch in folgender Anekdote, die Raja Shafiq gerne erzählt, wider: Eine pakistanische Migrantin hatte sich in Barcelona verlaufen und konnte aufgrund ihrer fehlenden Spanisch- und Katalanischkenntnisse nicht nach dem Weg fragen. In ihrer Not rief sie von ihrem Handy live bei *Radio Pakcelona* an und bat um Hilfe. Der Moderator ließ sie ihre Umgebung beschreiben und gemeinsam konnten Moderator und ZuhörerInnen den Standort der verzweifelten Frau ausfindig machen. Ein pakistanischer Taxifahrer, der die Sendung mitverfolgte, holte kurz entschlossen die Verlorengegangene ab und brachte sie wohlbehalten an ihr ursprüngliches Ziel.

Wendet man David Hendys Feststellung "If it's true that *we hear what we are*, it is also true that to some extent *we are what we hear*" (Hendy 2000, S. 214) auf *Radio Pakcelona* an, könnte man argumentieren, dass die kulturelle und sprachliche Identität seiner Zuhörer-Innen zu drei Vierteln eine pakistanische und zu einem Viertel eine spanisch-katalanische sei. Denn ungefähr drei Viertel aller Beiträge werden auf Urdu moderiert, hingegen nur ein Viertel auf Spanisch oder Katalanisch. Auch die zum Teil hitzigen HörerInnendiskussionen werden fast ausschließlich auf Urdu geführt. Im Musikprogramm dominiert ebenfalls pakistanische Unterhaltungsmusik im gleichen Verhältnis über spanischen und lateinamerikanischen Pop.

5. Schlussfolgerungen und Ausblick

Bollywoodfilmkultur übernimmt im Kontext der pakistanischen Diaspora in Barcelona wichtige Funktionen als *cultural contact zone* und als Container und Transporter von (kultureller) Identität, Wertebewahrung und -veränderung, ihr kommt aber nur in einem geringen Teil die gestalterische Bedeutung zu, die den von den pakistanischen MigrantInnen in Barcelona produzierten Medien zugeschrieben werden muss. Im Gegensatz zu den importierten (und „vorgefertigten") indischen Bollywoodfilmen stellen die pakistanischen Printmedien und *Radio Pakcelona* eigenständige Plattformen der Kommunikation innerhalb der Diasporagemeinde und der Repräsentation nach außen dar, die unmittelbar

auf die Bedürfnisse der pakistanischen MigrantInnen in Barcelona eingehen und von diesen autonom gestaltet werden. Sie nehmen Bezug auf aktuelle Ereignisse sowohl in Pakistan als auch in der Diaspora und versuchen, die sozialökonomischen Bedingungen der pakistanischen MigrantInnen durch die Bereitstellung hilfreicher Informationen zu verbessern. Während das verbindende Potential von Bollywoodfilmkultur von pakistanischer wie autochthoner Bevölkerung ungenutzt bleibt, bemühen sich die pakistanischen MigrantInnenmedien aktiv um eine interkulturelle Vermittlung zwischen pakistanischer Diasporagemeinde und Aufnahmegesellschaft.

Wie sich der Umgang der pakistanischen Diasporagemeine Barcelonas mit Medien in den nächsten Jahren entwickeln wird, ist schwer vorauszusagen, wird aber von zwei wesentlichen Faktoren bestimmt werden: dem Andauern pakistanischer Migration nach Barcelona und den Bedürfnissen und Erwartungen der zweiten MigrantInnengeneration an pakistanische und autochthone Medien. Sollte die pakistanische Migration nach Barcelona ungebrochen anhalten, wovon – insofern Spanien seine für Europa verhältnismäßig liberalen Immigrationsgesetze nicht verschärft – auszugehen ist, wird die Zahl mehrsprachiger pakistanischer MigrantInnenmedien sicherlich weiterhin wachsen. Es ist gut möglich, dass *Radio Pakcelona* nicht der einzige pakistanische Radiosender im Raum Barcelona bleibt. Vielleicht wird sich die pakistanische Diasporagemeinde sogar mit der Zeit einen lokalen Fernsehsender leisten können. Auch pakistanischen Internetforen wird wahrscheinlich eine immer größere Bedeutung zukommen. Der Konsum von Bollywoodfilmkultur wird ebenfalls ein Kontinuum bleiben, eventuell nicht nur privat und in sporadisch dafür gemieteten Etablissements, sondern ähnlich wie in Großbritannien auch im regulären Kino „an der Ecke".

Der andere bestimmende Faktor hängt davon ab, wie sich die zweite Generation pakistanischer MigrantInnen, die derzeit noch am Heranwachsen ist, zur katalanischen und spanischen Sprache verhalten und wo sie ihre (kulturelle) Identität verorten wird. Aufgrund ihrer besseren Sprachkenntnisse und ihres tieferen Verständnisses der Aufnahmekultur durch ihre Sozialisation in Barcelona wird sie weniger auf die mehrsprachigen migrantischen Medien angewiesen sein als ihre Elterngeneration. Ähnlich den zweiten pakistanischen MigrantInnengenerationen in Großbritannien oder den USA werden sie ihren Umgang mit Medien an ihren spezifischen Möglichkeiten und Bedürfnissen orientieren, vielleicht auch verstärkt in Zusammenarbeit mit autochthonen Medienschaffenden gestalten. Möglicherweise wird Barcelona sogar in den nächsten Jahren durch herausragende Diasporafilme aufhorchen lassen ähnlich wie Großbritannien seit den 1980er Jahren

durch Produktionen wie *My Beautiful Laundrette* (Regie: Stephen Frears nach einem Drehbuch von Hanif Kureishi, 1985) oder *Bend it like Beckham* (Regie: Gurinder Chadha, 2002).

Literatur:

Akhtar, Salman (1999): Immigration and Identity. Turmoil, Treatment and Transformation. Northvale: Jason Aronson Inc.

Beltrán Antolín, Joaquín: Las comunidades asiáticas en España. Revista CIDOB d'Afers Internacionals, 68 Desembre 98/Gener 99, S. 33–52.

Braziel, Jana Evans/Mannur, Anita (Hrsg.) (2003): Theorizing Diaspora. Malden: Blackwell.

Brosius, Christiane (2006): Kräftige Gewürzmischung aus Action, Romanze und Drama. In: Forum Buch und Bibliothek, 58 (10) Oktober , S. 692–695.

Brosius, Christiane (2005): The Scattered Homelands of the Migrant. Bollyworld through the Diasporic Lens. In: Kaur, Raminder/Sinha, Ajay J. (Hrsg.): Bollyworld. Popular Indian Cinema through a Transnational Lens. New Delhi: Sage, S. 207–238.

Delgado Ruiz, Manuel (2000): Inmigración, Etnicidad y Derecho a la Indiferencia. In.: Checa, Francisco Checa, Juan Carlos/Arjona, Ángels (Hrsg.): Convivencia entre Culturas. El Fenómeno Migratorio en España. Sevilla: Signatura, S. 119–149.

Desai, Jigna/Dudrah, Rajinder (2008): The Bollywoodreader. Maidenhead: Open University Press.

Hall Stuart (1990): Cultural Identity and Diaspora. In: Rutherford, Jonathan (Hrsg.): Identity. Community, Culture and Difference. London: Lawrence&Wishart, S. 222–237.

Hendy, David (2000): Radio in the Global Age. Cambridge: Polity Press.

Kalra, Virinder/Kaur, Raminder/Hutnyk, John (2005): Diaspora&Hybridity. London: Sage.

Karim, Karim, H. (2007): Mapping Diasporic Mediaspaces. In: Karim, Karim, H. (Hrsg.): The Media of Diaspora. New York: Routledge, S.1–17.

Martinez Veiga, Ubaldo (1997): La Integración Social de los Inmigrantes Extranjeros en España. Madrid: Editorial Trotta.

Mitchell, Clyde (1969): Social Networks in Urban Situations. Manchester: University Press.

Moylan, Katie (2009): Towards Transnational Radio. Migrant Produced Programming in Dublin. In: Gordon, Janey (Hrsg.): Notions of Community. A Collection of Community Media Debates and Dilemmas. Bern: Peter Lang, S. 109–126.

Sartori, Giovanni (2001): La Sociedad Multiétnica. Pluralismo, Multiculturalismo y Extranjeros. Madrid: Taurus.

Shah, Nasra (2005): La emigración laboral pakistaní. Nuevos destinos en Europa. In: Revista CIDOB d'Afers Internacionals, 68 Desembre 98/Gener 99, S. 89–96.

Solé i Aubia, Montserrat/Rodriguez Roca, Josep (2005): Pakistaníes en España. Un estudio basado en el colectivo de la ciudad de Barcelona. In: Revista CIDOB d'Afers Internacionals, 68 Desembre 98/Gener 99, S.97–118.

Tieber, Claus (2007): Passages to Bollywood. Einführung in den Hindi-Film. Berlin, Wien: Lit. Verlag.

Van Vuuren, Kitty (2006): Community Broadcasting and the Enclosure of the Public Sphere. Media, Culture and Society, 28 (3) May, S. 379–392.

Virdi, Jyotika (2008): Deewar/Wall (1975). Fact, Fiction and the Making of a Superstar. In: Punathambekar, Aswin/Kavoori, Anandam (Hrsg.): Global Bollywood. New York: New York University Press, S. 223–239.

Woodward, Kathrin (1997): Concepts of Identity and Difference. In: Woodward, Kathrin (Hrsg.): Identity and Difference. London: Sage, S. 7–62.

Kulturressourcen für die Selbstrepräsentation jugendlicher Migranten im Kontext der Schule

Ben Bachmair

1. Selbstrepräsentation Jugendlicher und die Frage nach deren adäquaten Kulturressourcen

Selbstrepräsentation hat eine wesentliche Funktion bei der Entwicklung von Identität und Subjektivität, weil sich Kinder oder Jugendliche damit objektivierend in ihre kulturelle Umgebung einbringen. Schon George H. Mead (1973/ 1934) hat im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts die zentrale Bedeutung von Selbst-Objektivierung der Subjekte mit Hilfe von Gestik, Zeichen, Bildern usw. herausgestellt. Wenn dieser Beitrag den recht formal wirkenden Begriff der Selbstrepräsentation statt den einfachen der Selbstdarstellung verwendet, dann hebt das auf die Vielfalt der Repräsentationsformen ab, die im Lebenslauf wie in der Kulturgeschichte im Vordergrund stehen bzw. standen. Heute bietet für die Mehrzahl der Jugendlichen *Facebook* eine vorrangige Form der Selbstrepräsentation. Für die jungen Menschen im Zeitalter der Aufklärung war es Goethes Tagebuch-Selbstdarstellung des *Werther*, für den Renaissance-Künstler Dürer das gemalte Selbstbild (vgl. den Überblick in Bachmair 1996 und 2011). Den Begriff der Kulturressource im Zusammenhang mit Selbstrepräsentation zu verwenden, entspricht der Vielfalt der historisch wie biographisch möglichen Repräsentationsformen, die, wie gesagt, von der Gestik bis zum Tagebuch, dem Essay, dem gemalten oder fotografierten Bild in vielfältigen Kontexten wie dem von *Facebook* oder Peer-Gruppen reichen.

Die Repräsentationsvielfalt der objektivierenden Selbstdarstellung unterliegt im Moment einem Prozess der Detraditionalisierung. In Blickrichtung auf die Schule ist das die Globalisierung mit Schülerinnen und Schülern, die aus aller Welt als Emigranten der ersten, zweiten und dritten Generation in den Städten Deutschlands leben und dort in den Hauptschulen die Schülermehrheit bilden. In Bezug auf Repräsentation fallen die verschiedenen Sprachen sofort auf; von denen in deutschen Schulen jedoch nur die

deutsche Standardsprache akzeptiert ist. Neben der Mehrsprachigkeit gibt es einen zweiten Detraditionalisierungsschub; es ist die Umgestaltung der Massenkommunikation zu einem individualisierten, mobilen und konvergenten System. Individualisierte, mobile Medienkonvergenz ist zwar in der Kinder- und Jugendkultur voll *angekommen*, was die „Basisstudien" des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest klar belegen (2010, 2011). Davon sind in der Schule jedoch nur ausgewählte Teile des Internet *angekommen*. Die individualisierte, mobile, konvergente Massenkommunikation geht mit einem weiteren Detraditionalisierungstrend einher, den die Sozialsemiotik, u.a. Gunther Kress (2010), als „provisional", als vorläufig und im Ungefähren bleibend bezeichnet. Die Ressourcen der Selbstrepräsentation ändern sich nicht nur mit Mehrsprachigkeit und den vielfältigen Repräsentationsformen der individualisierten, mobilen konvergenten Massenkommunikation; die Ausdrucksformen bleiben zudem im Ungefähren; d.h. sie bewegen sich nur in vorläufigen Bezugsrahmen. Die vorläufigen Bezugsrahmen entstehen in den vielfältigen, kleinen und großen, institutionalisierten oder vagen Kulturräumen vernetzter Medienangebote und Konsumprodukte. Kress betont, dass die heutigen sozialen Umstände Handlungen verlangen, für die die Handelnden sich nicht verbürgen können, weil die Umstände sich im nächsten Moment ändern, vielleicht sogar ganz anders sind. Mit den Änderungen müssen die Handelnden sich auch anders äußern und ausdrücken oder auch nicht (vgl. auch Bachmair 2010a).

In diesem Kulturzusammenhang von Migration, Massenkommunikation, Jugendkultur und Schule öffnet sich ein breites Reservoir von Kulturressourcen für die Selbstrepräsentation, von denen sich nicht einfach erwarten lässt, sie seien zueinander kompatibel. Sie können mit den traditionellen Formen der Selbstrepräsentation wie dem schriftlichen Tagebuch oder dem Essay der Selbstwahrnehmung sich zusammenfügen, sich jedoch auch widersprechen oder einander gegenüber neutral bleiben.

Die Frage nach Kulturressourcen im Prozess der Globalisierung diskutiert das März-Heft 2011 des amerikanischen *Review of Research in Education* (AERA 2011), das sich in seiner Einleitung (Wortham 2011) insbesondere unter dem Globalisierungs- und Migrationsgesichtspunkt für eine Anerkennung der Jugendkultur als Ressource ausspricht (S. ix): ... „globalization has transformed youth cultures, bringing resources from around the world into practices that are nonetheless tied to local cultures, histories, and material constraints." Praktisch heißt das, dass auch Bildungseinrichtungen die Komplexität der Jugendkultur wertschätzen: "to appreciate the full complexity of youth practices – not just their heterogeneity and rapid emergence but also their reflexivity" (S. viii). Betsy Ry-

mes (2011) betont dabei die Chancen jugendkultureller Ressourcen, weil sie gemeinsame Erfahrungen beinhalten sowie die anerkennende Wertschätzung von Komplexität und ein gemeinsames Verstehen in sich bergen: ...“they encapsulate shared experience and deference to complex, collective social understanding“... . In dieser Argumentationslinie und auf der Basis der vorhandenen Forschungsliteratur sieht Rymes zwei für Didaktik relevante Strategien mit Ressourcen der Jugendkultur in der Schule umzugehen; das sind *deference* (Respekt, Ehrerbietung) und *denial* (Ablehnung, Verweigerung). Der *Denial*-Ansatz entspricht der deutschsprachigen kritischen Medienkompetenzförderung, bei der LehrerInnen die Schülerinnen und Schüler motivieren, sich kritisch mit den massenmedialen Angeboten auseinander zu setzen, um zum eigenen, dem dann originalen Ausdruck zu kommen. Der D*eference*-Ansatz ist didaktisch auf Assimilation der jugendlichen Kulturressourcen ausgerichtet. Er führt nicht nur zu einer Anerkennung der jugendkulturellen Ressourcen sowie der nicht-deutschen Familiensprachen oder Traditionen der Ursprungskultur, sondern auch zu deren Assimilation in den Unterricht.

Die *Text+Bilder-Werkstatt* folgt diesem D*eference*-Ansatz (Assimilations-Ansatz) und will die von den Schülerinnen und Schülern bevorzugten und genutzten Ressourcen der Jugend-, Medien- und Familienkultur assimilierend in die Schule hereinnehmen. So gesehen geht es bei der folgenden Diskussion zum einen um ein didaktisches Design, zum anderen um die Chancen für Selbstrepräsentation sowie um Entwicklung der Schülerinnen und Schüler, die mit der Selbstrepräsentation einher geht. Im Mittelpunkt des didaktischen Designs steht nicht die kritische Medienkompetenzförderung, sondern die Integration der für die Schülerinnen und Schüler relevanten Kulturressourcen. Deshalb gibt es für ein didaktisches Design auch nicht die Leitidee einer originären Form der Selbstrepräsentation, wie sie für die ältere Lehrergeneration noch der geschriebene, introspektive Text war. Ein auf Assimilation der Kulturressourcen ausgelegtes didaktisches Design schließt jedoch keinesfalls aus, nicht auch Formen der Hochkultur in den Aneignungshorizont der Schülerinnen und Schüler zu bringen. Deshalb brachte der Lehrer die Gedichte der Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller ein und die Exkursion ging zu einer Herta-Müller-Ausstellung in ein Literaturhaus. Die Jungen der zweiten Werkstatt, sie nutzten nur Bilder aus dem Internet als ihre Ressource, besuchten eine Rap-Werkstatt, um einen positiven Kontakt zur geschriebenen und gesungenen rhythmischen Sprache zu bekommen.

Diese assimilative didaktische Aufgabenstellung deckt sich nicht mit der Förderung von Literalität und Medienkompetenz. Das theoretische wie praktische Ziel ist nicht vor-

rangig die Kompetenzförderung. Das theoretische Ziel richtet sich vielmehr vorrangig auf die Kulturressourcen, deren sich Schülerinnen und Schüler im reflexiven Prozess der Selbstrepräsentation bedienen. Die Wendung von der Kompetenz-Ausrichtung zur Ausrichtung auf Kulturressourcen ist dabei die theoretische Aufgabe. Sie führt zu einem didaktischen Design, in dessen Mittelpunkt Situationen und Kontexte stehen. Auf Schlagwörter reduziert geht es um Lern-Situationen und um Entwicklungskontexte sowie die dafür relevanten Kulturressourcen.

2. Das Unterrichts-Design der *Text+Bilder-Werkstatt*[1]

Im Zentrum des Unterrichts-Designs stand das *situierte Lernen*, bei dem ein Lehrer nicht belehrt oder vermittelt, sondern Lernsituationen anbietet, in denen die Schülerinnen und Schüler ihr Wissen und ihre Kompetenzen möglichst eigenständig selber entwickeln. Das *situierte Lernen* (Lave/Wenger 1991) liefert dazu den Rahmen. Im Mittelpunkt des situierten Lernens stehen zwei Überlegungen. Zum einen soll Unterricht Situationen anbieten, in denen die Schüler Wissen selber erwerben und nicht nur, wie im Falle eines Instruktionsunterrichts, auswendig lernend übernehmen. Zum anderen ist Lernen eine Form, Bedeutungen in Situationen herzustellen. Die vorrangige Aufgabe von Lehrerinnen und Lehrern besteht darin, Lernsituationen und deren Verknüpfungen so herzustellen, dass die Schülerinnen und Schüler die angestrebten Lernziele erreichen. Auf der Basis einer Werkstatt sollen und können sich Schülerinnen und Schüler mit Hilfe von Medien und verschiedenen Arbeitsmitteln die Texte und Bilder suchen und herstellen, die ihnen als Ausdrucksmittel wichtig und sympathisch sind. Dabei sind auch Situationen möglich, in denen der Lehrer gezielt anleitet, bewertet, kommentiert oder belehrt. Voraussetzung ist, dass diese Beiträge des Lehrers das Ziel des situierten Lernens unterstützen, Lernen als Herstellen von Bedeutung durch die Schülerinnen und Schüler zu ermöglichen.

Da Selbstrepräsentation deutlich situationsgebunden ist, eine Lehrstellenbewerbung unterscheidet sich z.B. von der geschlechtstypischen Selbstrepräsentation in einer Peer-Gruppe, entspricht situiertes Lernen dem angestrebten Lernziel der Selbstrepräsentati-

1 Die *Text+Bilder-Werkstatt* ist ein Projekt der Bezirksheimatpflege des Regierungsbezirks Schwaben, Leitung Dr. Peter Fassl, und wurde mitfinanziert von den Rotariern Augsburg.

on. Situiertes Lernen basiert, wie gesagt, auf einem konstruktivistischen Lernmodell, bei dem Lernen eine Form der Bedeutungskonstitution ist. Bedeutungen lassen sich jedoch nicht per Symbole verschieben; Schülerinnen und Schüler konstruieren vielmehr Bedeutungen in der Abhängigkeit von Situationen. Das theoretische Schlüsselwerk zum Lernen als Bedeutungskonstitution in Situationen stammt von Jean Lave und Wenger (1991). In dieser Logik gliederte sich die *Text+Bilder-Werkstatt* z.B. in Situation der Erkundung von Themen und Ausdrucksmitteln oder Situationen der Gestaltung von PowerPoint-Folien, Standbild-Videos oder Plakaten als jugendkulturelle Textformen. Der Lehrer ermutigte die Schüler zudem mit dem Internet und dem Handy zu arbeiten, um den Schülerinnen und Schülern eine Nähe zu ihren auch im Alltag vertrauten Kulturressourcen zu bieten.

2.1. Überblick über Organisation, Teilnehmer und Zielsetzung der *Text+Bilder-Werkstatt*

Die *Text+Bilder-Werkstatt* setzte eine Schreibwerkstatt fort. Im Mittelpunkt der Schreibwerkstatt stand die schriftliche Essay-Form der Introspektion, also der subjektive Blick in die eigene Innenwelt. Wie oben ausgeführt, ging es in der *Text+Bilder-Werkstatt* um die Selbstrepräsentation als reflexive Beziehung zu sich selber, jedoch im Handlungszusammenhang mit der alltäglich kulturellen und sozialen Umgebung. Diese Verschiebung entspricht der heutigen Dynamik der Subjektkonstitution in der Konsumwelt des Alltagslebens (vgl. Bachmair 1996, S. 238ff.). Die *Text+Bilder-Werkstatt* lief in zwei Schuljahren, jeweils im Frühjahr 2010 und 2011 als Nachmittagsangebot in einer Ganztagsschule in einer süddeutschen Großstadt mit hohem Anteil an Migranten (etwa 40%). Die Teilnahme war freiwillig. Zwei Medienpädagogen, eine Frau, ein Mann, betreuten die Werkstatt (Sie werden im Text als Lehrer bezeichnet.). An der Werkstatt 2010 nahmen 12 Schülerinnen und Schüler der achten und neunten Klassen im Alter von 14 bis 17 Jahren teil, an der Werkstatt 2011 neun Jungen, die im Schnitt 13 Jahre alt waren. Die Schülerinnen und Schüler des Jahres 2011 waren zum Teil selber noch außerhalb Deutschlands geboren und persönlich eingewandert; manche hatten den Status geduldeter Asylbewerber. Die anderen waren aus Familien der dritten Migrantengeneration. 2011 waren alle Jungen schon in Deutschland geboren. Alle, auch die selber nach Deutschland Eingewanderten sprachen fließend Deutsch ohne irgendwelche Probleme.

Die Werkstatt fand jeweils an acht Nachmittagen statt. Ergänzend zu den Veranstal-

tungen in der Schule gab es einen kurzen Software-Kurs in der Volkshochschule, den ein jugendlicher Amateurlehrer leitete, der als Internet-Freak bekannt ist. Maßgeblich um ihn mit dem Software-Kurs zu betrauen, war seine Kompetenz als Alltagsexperte für Internet und Videoclips. In jeder Werkstatt gab es mit einem mehrwöchigen zeitlichen Abstand eine Exkursion. In der Werkstatt 2010 fuhren neun Werkstatt-Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach München in die Ausstellung des Literaturhauses München: *»Herta Müller. Der kalte Schmuck des Lebens«*. Die Jungen der Werkstatt 2011 besuchten eine Rap-Gruppe. Ziel der Exkursion war ebenso wie der Software-Kurs oder die Internet-Nutzung den Kontext der Schule mit neuen Kontexten zu erweitern (siehe Abschnitt: Reale und virtuelle Kontexte). Die reisetechnische Vorbereitung der Exkursion lag jeweils bei der Schülergruppe. Die Schülerinnen und Schüler dokumentierten ihre Exkursion in Form von Handy-Fotos. In der Werkstatt 2010 machten sie teilweise aus diesen Fotos Poster. Bei der Werkstatt 2011 brachten die Schüler Rap-Texte mit, die sie in ihre schon vorhandenen Poster bzw. Standbild-Videos einfügten.

2.2. Mit der Schule erörterte Ziele

Da situiertes Lernen nicht zu den Standardformen der Schule gehört, gab es mit den zuständigen Lehrerinnen und Lehrern eine Vorbesprechung, bei der es um folgende Ziele ging. Sie waren auf die Assimilation von Jugendkultur und Alltagskultur, insbesondere der Familiekultur von Migranten ausgerichtet (siehe oben der Assimilations-Ansatz / D*eference*-Ansatz).

(a) Die in der Schule etablierte Schreibwerkstatt wurde fortgeführt und auf Multimedia ausgerichtet. Dazu gehört, Schreiben über typografische Texte hinaus hin zu den neuen multimedialen Textformen des Internets und des Handys als mobiler Multimedia-Computer zu erweitern. Zudem sollte die Werkstatt die Anbindung an Jugendkulturen und deren typische Ausdrucksformen unterstützen. Deshalb war in der Schule auch der Zugang zum Internet offen.

(b) Weiterhin sollte die Werkstatt verschiedene Lernorte mit unterschiedlichen Lernformen bieten und diese miteinander verknüpfen. Lernorte waren zum einen die freiwillige Projekt-Werkstatt im Nachmittagsangebot der Schule, zum anderen die auf Software-Kompetenz ausgerichtete Werkstatt an der Volkshochschule. Dritter Lern-

ort war 2010 die Ausstellung über Herta Müller im *Literaturhaus München*, zu der die Mehrzahl der Werkstatt-Teilnehmer nach München fuhr. 2011 besuchte die Gruppe der Jungen einen Workshop eines Rapers.

(c) Die Werkstatt sollte informelles Lernen der Jugendkultur mit formellem, schulischem Lernen verbinden. Dazu gehört zum einen, Multimedia und Ausdrucksformen der Jugendkultur mit traditionellen Formen des Lesens und Schreibens zu verknüpfen. Hier boten die für eine erfolgreiche Präsentation der Werkstattergebnisse notwendigen Zwecktexte wie Moderation durch die Schüler oder Einladung zur Präsentation die Anlässe für formelles Lernen. Zum anderen sollten die Schülerinnen und Schüler einen Eindruck von den Gedichten der aktuellen Literatur-Nobel-Preisträgerin Herta Müller bekommen. Die Poesie von Herta Müller ist offen für die Ausdrucksformen der aktuellen Jugendkultur, was die Chance beinhaltet, die Schülerinnen und Schüler mit einer literarischen Form der Hochkultur bekannt zu machen.

(d) Die Jugendlichen sollten sich jugendkulturelle Ressourcen so aneignen, dass sie sie für ihre Gestaltungsabsichten einsetzen.

(e) Die Jugendlichen sollten erste Eindrücke von der Textgestaltung der Hochkultur gewinnen, am Beispiel der Gedichte von Herta Müller.

(f) Die Verbindung von assoziativer Textgestaltung mit ziel- und objektorientiertem Lernen war ein weiteres Ziel.

2.3. Ablauf der Werkstatt in *Episoden situierten Lernens*

Das didaktische Design folgt den „Eckpunkten einer Didaktik mobilen Lernen" (Bachmair 2010a, Bachmair, Friedrich, Risch, Mayer 2011, Bachmair, Pachler, Cook 2011) und führte bei der *Text+Bilder-Werkstatt* zu einer Abfolge von Episoden situierten Lernens (siehe Abb. 1). Situationen sind Einheiten von Handlungen, Darstellungsmitteln einschließlich Medien und Medienkompetenz, Zeit und Ort. Die Situationen entstanden einerseits geplant. Die Planung ging von den Pädagogen und den Schülern aus. Andererseits entwickelten sich die Situationen spontan, assoziativ, wobei Schüler und Lehrer die Initiative übernahmen. Dieser Ablauf der Werkstatt entsprach dem Modell eines Unterrichtsprojektes, das in den Sprachunterricht eingebunden ist. Ziel für die Textgestaltung war, Gestaltungsmaterial aus der Jugendkultur zu verwenden. Dazu war eine Recherche in der lokalen Lebenswelt und im Internet als virtueller Lebenswelt als wichtige Phase

der Werkstatt notwendig. Zudem sollten die Schülerinnen und Schüler einen, zumindest oberflächlichen Eindruck von der Sprachgestaltung der aktuellen Hochkultur am Beispiel der Gedichte von Herta Müller bekommen.

Im Sinne dieser Ziele hatte die Werkstatt folgenden Ablauf. (Einzelheiten finden sich weiter unten):

(1) Recherche in der lokalen Lebenswelt und im Internet als virtueller Lebenswelt,
(2) Gestaltung von Text-Bilder-Collagen mittels PowerPoint, Plakaten oder Standbild-Videos,
(3) Schulöffentliche oder klassenöffentliche Präsentation der Text-Bilder-Collagen.
(4) Exkursion zu einer Ausstellung in eine Literaturausstellung (2010) oder in eine Rap-Werkstatt (2011).
(5) Software-Kurs in der Volkshochschule.
(6) Persönliche Beratung, nur 2010.

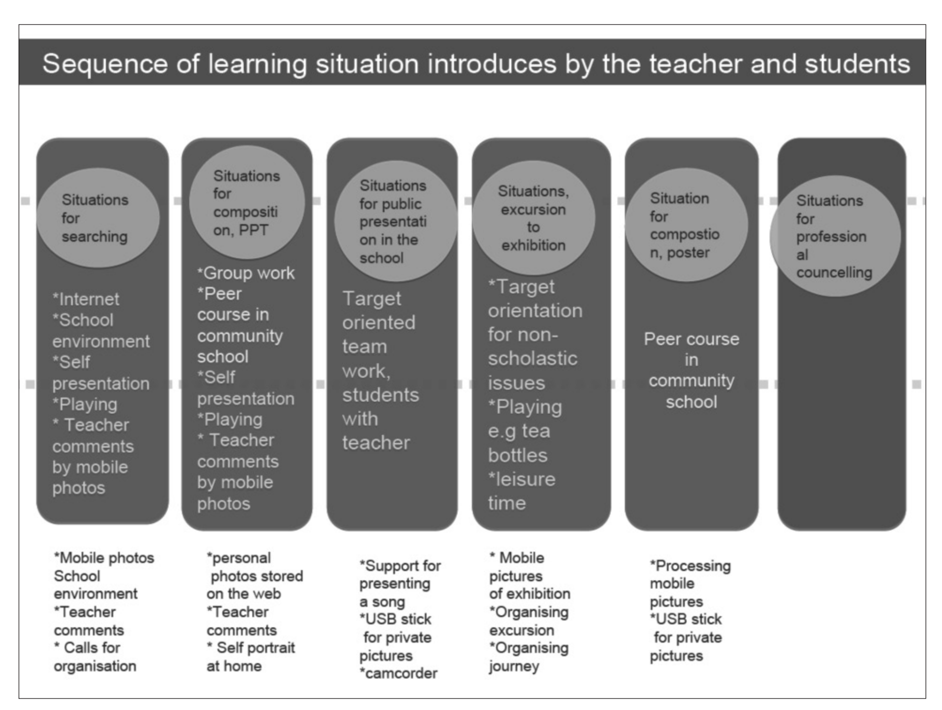


Abbildung 1: Episoden situierten Lernens der Text+Bilder-Werkstatt

(1) Situationen im Rahmen der Recherche

Es gab drei von den Pädagogen gezielt angebotene Situationen, und zwar Recherche im Internet mittels PC in der Mensa und Recherche mittels Handy in der Umgebung der Schule. Das Internet war für die Mehrzahl der Schülerinnen und Schüler für die Recherche wichtiger als das Handy. Das hat einmal etwas damit zu tun, dass Schülerinnen und Schüler sich auf das Handy-Verbot in der Schule eingelassen haben. Es hat deutlich mit dem Aneignungsmuster insbesondere dem der jüngeren Schüler der zweiten Werkstatt zu tun. Für sie steht Sammeln im Vordergrund, wozu sich die ihnen vertrauten Internetforen anbieten. Die dritte Situation bezog sich auf die Arbeitsweise als Werkstatt. So schlug der Lehrer vor, dass ein Mädchen die Aufgabe der Werkstattleiterin übernimmt. Dieser Vorschlag bzw. diese Rolle taugte in der Anfangssituation gut. Daneben entstanden spontan Situationen für Selbstdarstellung. Dazu gehört eine rüde und sexistische Selbstdarstellung eines Mädchens gegenüber Jungen und stark abwertende Sprüche aus TV-Casting-Shows. Bei der Exkursion gab es Situationen, bei denen es um verschiedene Konsum-Aktivitäten ging: Wer traut sich Alkohol mitzubringen und Zigaretten zu kaufen? In der 1. Situation der Recherche in der lokalen Lebenswelt dürften auch Handy-Fotos mit Kondom und Schnapsflasche so entstanden sein: Wer hat den Mut, das gebrauchte Kondom und die Schnapsflasche in der Schulumgebung, auch in der Schule zu zeigen? Mit der Bildersammlung in Schulumgebung und den Fotos von Kondom und Schnapsflasche kamen zudem pubertäts- und jugendnahe Themen in die Werkstatt, die sich jedoch nicht als Themen durchsetzen. Die Gruppe der drei Jungen, die die Handy-Fotos in der Recherche-Phase machen, suchten im Internet noch ein medizinisch, anatomisch ausgerichtetes Bild eines Penis, beendeten jedoch mit der Recherche ihre Teilhabe in der Werkstatt. Für die Jungen der zweiten Werkstatt 2011 bot sich das Internet als Reservoir für ihr pubertätstypisches Thema, und zwar das des normalen männlichen Körpers. Dazu sammelten sie unter anderem groteske Körperdarstellungen mit besonders dicken, verkrüppelten oder hässlichen Menschen.

Weiters gab es spontane Spiel-Situationen. Typisch dafür war ein assoziatives Wort-Spiel mit Kreide an der Schultafel. Die Kerngruppe der Werkstatt schrieb einzelne Wörter u.a. auch ihrer Familiensprache an die Tafel und freute sich, dass der Lehrer eine Übersetzung für die kyrillischen Wörter, u.a. ‚Arsch', bekam (siehe Abb. 5, die Teil der PPT-Folie der Schülerinnen war). Die Handy-Fotos, die der Lehrer von diesen Situationen machte, ein Mädchen als Werkstattleiterin und das Wort-Spiel an der Tafel gab es in der folgenden Werkstatt als PowerPoint-Folien zu sehen. Die

Schüler der ersten Werkstatt übernahmen diese Folien in ihre schulöffentlich präsentierten Text-Bilder-Collagen.

(2) Gestaltung von Text-Bilder-Collagen
Wichtig war für die Schülerinnen und Schüler, dass der Lehrer den Vorschlag machte, die Ergebnisse der Werkstatt mit Hilfe von PowerPoint und Beamer schulöffentlich in der Mensa vorzustellen. Die Kerngruppe der Werkstatt, je drei Schüler und drei Schülerinnen, griffen diese Idee auf und gingen assoziativ und zielorientiert daran, Folien zu planen und zu erstellen.

Die Mädchengruppe unterstützte ein Mädchen, einen Popsong aus dem Internet bei der Präsentation vorzutragen. Empathisch und strategisch gingen sie mit den Ängsten als Teil der Selbstdarstellung dieses Mädchens um. So überlegten sie, welche Technik zur Unterstützung sie einsetzen könnten, z.B. Playback mit dem Handy. Zuhause übten sie die Präsentation des Gesangs.

In diesen assoziativ sich entwickelnden Prozessen bot der Lehrer eher beiläufig per PowerPoint, Beamer und Ausdrucken die Gedichte von Herta Müller als Anregung an.

Im Volkshochschulkurs lernte eine Gruppe von Jungen Handy-Videos, eine andere Gruppe Poster und Standbild-Videos herzustellen.

(3) Schulöffentliche Präsentation der Ergebnisse (nur in der ersten Werkstatt)
Die schulöffentliche Präsentation führte dazu, dass die Kerngruppe der Werkstatt mit den Medienpädagogen ein Team bildete. Sie wollten explizit auch Anleitung, Anregungen und Unterstützung des Lehrers haben, die sie als kompetent akzeptierten bzw. denen sie auch folgten. Die Arbeitsstimmung und Arbeitsweise war zielorientiert, kooperativ. Dabei entstanden in mehreren Arbeitsgängen und auch arbeitsteilig Zwecktexte wie Einladungen, Moderationstext, Plakat. Die Kerngruppe der Werkstatt engagierte sich für den Erfolg der Präsentation, hörte den kurzen Vorträgen von Schulleiter und Vertretern des Regierungsbezirkes motiviert und höflich routiniert zu. Im Anschluss an die drei Schülerbeiträge stellte einer der Lehrer seine Lieblingsfotos aus der Werkstatt auf PowerPoint vor und bot damit seinen Eindruck von den Erfolgen der *Text+Bilder-Werkstatt*.

Die Poster und Standbild-Videos der zweiten Werkstatt waren in ihrer Mehrzahl sowohl grotesk als auch sehr persönlich, sodass sie sich schwer für die Schulöffentlichkeit eigneten. Die Gefahr, dass hämische Bemerkungen der Zuschauer die Jungen kränkten, schien den Lehrern zu hoch.

(4) Exkursion und Plakat zur Ausstellung
In beiden Werkstätten gab es jeweils eine Exkursion. Bei der Exkursion in die Literaturausstellung zu Herta Müller stand für die Schülerinnen und Schüler das Vergnügen eines Schulausfluges im Vordergrund. Mit Interesse erkundeten sie im vorgegebenen Zeitrahmen von einer halben Stunde die Ausstellungsexponate und konzentrierten sich auch auf die sie interessierenden Exponate, indem sie Handy-Fotos machten. Den Plakaten, die sie im Rahmen des Software-Kurses in der Volkshochschule erstellten und auf die sie ihre Handy-Fotos der Exponate übertrugen, gaben sie das plüschige Design eines alten Fotos mit Braunstich. Ein Migrant der ersten Generation mit unklarem Aufenthaltsstatus brachte in diesen Software-Kurs auf einem USB-Stick Fotos mit, die ihn in einer realistischen Gewalt-Pose zeigen. Auf Fotos stellt er sich selber als Suicide-Bomber dar, aber auch passiv auf einem Bett liegend. Er rahmte diese Fotos mit Bildern von Sportwagen-Autos. Diese Fotos waren der Anlass für eine persönliche psychologische Beratung.

Für die Jungen der zweiten Werkstatt sollte der Besuch in der Werkstatt von Rapern einen Anstoß geben, sich mit einem rhythmischen Text zu beschäftigen. Die Jungen hatten sich interessiert die aus herausgerissenen Textelementen von Herta Müller collagierten Gedichte angesehen, hatten sie auch laut vorgelesen; sie hatten sich die kurze Passage vom Beginn des Romans „Atemschaukel“ von Herta Müller angehört, in dem der Protagonist in einem Reisekoffer identitätsstiftende Kleidungsstücke aufgehäuft bekommt. Sie fanden diese Ausdruckselemente für sich jedoch unpassend und wollten sie explizit nicht verwenden.

2.4. Reale und virtuelle Kontexte

Zum Leitgedanken des situierten Lernens kam ein zweiter, und zwar die von Nutzern generierten Kontexte. Nutzergenerierte Kontexte in der Form von Internet-Sites oder Freundesgruppen sollen den Kontext der Schule erweitern. Ein Kontext ist ein Rahmen für die optionale Verbindung von Handeln, semiotischen Kulturressourcen einschließlich der Medienkompetenz sowie von virtuellen, geographischen oder sozialen Kontexten wie sozial-kulturelle Milieus. Der Gedanke der nutzergenerierten Kontexte bezieht sich auf P. Dourish (2004), der den Kontext von PCs theoretisch zu bestimmen versuchte. Für die Didaktik ist die Verbindung von Schule mit außerschulischen Kontexten

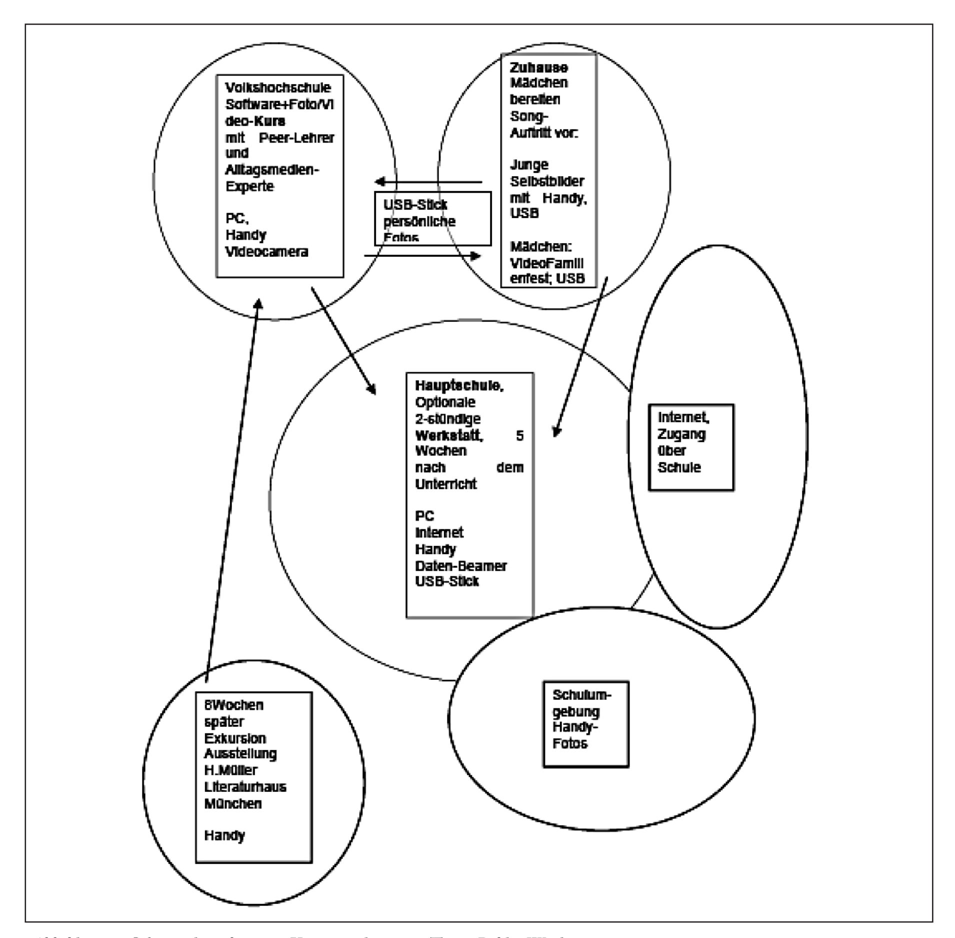


Abbildung 2: Schema der relevanten Kontexte der ersten Text+Bilder-Werkstatt

nicht neu und firmiert hier zumeist als Öffnung der Schule (u.a. Wallrabenstein 1991). Neu ist die Öffnung der Schule zum Internet als lebensweltlichem Kontext der Schülerinnen und Schüler.

Welche Kontexte gehörten zum didaktischen Design der Text+Bilder-Werkstatt?

(1) Werkstatt-Raum in der Schule: Die Werkstatt fand mittags nach dem Ende des von Lehrern geleiteten Unterrichts in der neuen Mensa der Schule statt. Das ist ein Raum,

in dem vier moderne PCs mit Arbeitsplatz und Internetzugang stehen, sich eine Schultafel und ein Medien-Wagen befindet, zudem ein verkabelter Beamer an der Decke vor einer Projektswand hängt. Im Zuge der Werkstatt bekamen die Schülerinnen und Schüler von den Lehrern Situationen angeboten oder die Schüler schufen sich Situationen, die außerhalb der Schulräume lagen.

(2) Kurs mit Peer-Anleitung in der Volkshochschule: Der Lehrer richtete einen Kurs an der Volkshochschule für Foto- und Video-Arbeit ein. In diesem Kurs gab es vier Treffen, die ein junger Mann leitete, der in der Jugend- und Internet-Szene regional sehr bekannt ist. Er hat jedoch keine didaktischen Vorkenntnisse. Er leitet den Kurs wegen seiner Expertise in der Jugendmedienkultur und auf der Basis eines naiven Verständnisses von Belehren und Lernen.

(3) Schulumgebung: Eine Gruppe von drei Jungen nahm Fotos im Umfeld der Schule auf.

(4) Zuhause: Eine Mädchengruppe bereitete ihre Präsentation zuhause vor, ebenso ein Junge.

(5) Exkursion in eine Ausstellung und Plakat zur Ausstellung. Die Schülerinnen und Schüler sollten etwa eine halbe Stunde durch die Ausstellung streifen und mindestens drei Handy-Fotos von Ausstellungsobjekten mitbringen.

(6) Internet einschließlich *Facebook* und *YouTube*. Diese Kontexte waren für die Jungen der zweiten Werkstatt von entscheidender Bedeutung. In ihnen sammelten sie mit hoher Motivation und Faszination ihre Bilder, die sich vor allem mit der Deformation des Körpers, aber auch Babys und kleinen Tieren beschäftigten. Sie suchten dort zudem nach einfachen Spielen und Comics.

3. Die Text-Bild-Collage, Handlungsformen und Text-Produkt

In der ersten Werkstatt bekamen die Schülerinnen und Schüler als Thema „die dunklen Bereiche unserer Stadt". Zudem gab es zwei Gestaltungsanstöße für die Realisierung eines Medienproduktes; einmal einen Rap-Videoclip auf *YouTube* von einer Gruppe türkischstämmiger Jugendlicher aus der eigenen Stadt: „Mc 2ra springt von der Osram Brücke voll verrückt". Zum anderen machte der Lehrer den Vorschlag, mit dem Handy die eigene Stadtumgebung zu erkunden. Diese Anregungen trafen auf kein Gestaltungsinteresse der Jugendlichen. Rückblickend bewertet zeigt sich, dass diese Vorschläge weit weg von den Themen und Kulturressourcen der Schülerinnen und Schüle lagen.

Internet-Recherche und Lebenswelt

Die Schülerinnen und Schüler der *Text+Bilder-Werkstatt* griffen nicht das vom Lehrer vorgeschlagene Thema der „dunklen Bereiche" ihrer Lebenswelt auf, ließen sich jedoch vom Gedanken der Erkundung leiten. Bei der Erkundung der Lebenswelt stellten sie das Internet in den Vordergrund. In ihrer Präsentation verbanden zwei Gruppen von Schülerinnen und Schülern das Internet mit Fotos von sich selber. Damit führten sie das Internet an ihre, sie direkt umgebende Lebenswelt heran. Das Internet mit z.B. ihren persönlichen Fotos ist somit Teil einer Lebenswelt, die sich nicht mehr nach den Kategorien virtuell und räumlich, konkret unterscheidet.

Die beiden folgenden Bilder aus der Schlusspräsentation mit PowerPoint zeigen zwei unterschiedliche Verbindung von Erkundung und Lebenswelt/ Internet. Das Bild der Jungengruppe (Abb. 3), es stammt aus den Folien der schulöffentlichen Präsentation, verknüpft den aus dem Internet kopierten Text mit Fotos der Jungen von sich selber. Die eigenen Fotos auf dieser Folie holten die Jungen aus ihrem Internetarchiv für Fotos. Das obere Foto zeigt einen der Jungen als aktiven Fotografen und Beobachter mit dem Handy. Das Foto darunter mit den beiden Jungen stellt einen anderen Ausschnitt ihrer Welt heraus. Die Jungen präsentieren sich auf einer Ausstellung.

Das Foto der Mädchengruppe (Abb. 4) zeigt ein Gruppenmitglied bei der Recherche nach geeigneten Bildern im Internet. Hier ist das Internet ihr Werkzeug um Bilder zu be-



Abb. 3: Jungen stellen sich auf der schulöffentlich gezeigten PPT-Folie bei einem Besuch einer Ausstellung und ergänzen ihre Fotos mit einem moralisch gehaltenen Text. Die Gesichter wurden für die Veröffentlichung gepixelt.



Abb. 4: Ein Mädchen präsentiert sich auf einer schulöffentlich gezeigten PPT-Folie bei einer Internetrecherche. Die Gesichter wurden für die Veröffentlichung gepixelt.

schaffen. Das Internet ist aber auch Teil ihrer Jugendkultur. So singt das Mädchen bei der Präsentation einen englischsprachigen Popsong, den sie aus dem Internet hat. Während der Präsentation läuft der Soundtrack auf dem PC zum Live-Gesang des Mädchens. Abb. 4 zeigt auch, dass sie sich an der Recherche beteiligt und sich nicht nur mit der Auswahl ‚ihres' Liedes begnügt. Die Aussage auf der Präsentationsfolie „Wayene Chillt" verweist auf die Befindlichkeit des Mädchens, der sich die Gruppe bewusst ist.

Die Jungen-Gruppe der zweiten Werkstatt 2011 stellten bis zur Exkursion in die Rap-Werkstatt nur Bilder-Collagen aus dem Internet zusammen. Das Internet ist ihre zentrale Ressource. Diese Bilder-Collagen der Jungen sind assoziativ vielfältig und reichen von monströsen kleinen Tieren, einem aggressiven Bären, einem kuscheligen Baby-Pinguin mit seiner Mutter bis zu einem breiten Frauen-Po und einer Frau mit Männerkopf. Ein Junge zeigt u.a. einen Affen oder Küken mit Pistolen.

Suchen und Sammeln (Recherche)

Sammeln und Suchen fand nur ausnahmsweise in der konkreten, begehbaren Lebenswelt statt. Eine Gruppe von Jungen ging mit dem Handy hinaus in die Schulumgebung. Sie kamen mit reizvoll fotografierten Ausschnitten z.B. des Geflechts eines Stuhls, einem Ausschnitt aus einem Bauchlauf oder Nahsicht auf einen Busch von der Erkundung ihrer Umgebung in die Schule zurück. Sie brachten ebenso Fotos mit alterstypischen Themen eines benutzten Kondoms oder einer leeren Wodkaflasche mit. Vor und nach ihrer Foto-Erkundung der Schulumgebung mit dem Handy recherchierte diese Gruppe auch im Internet, wobei das Foto mit dem Kondom aus der Schulumgebung ihre Internet-Recherche leitete. Diese Gruppe beendetet bald ihre Internet-Recherche und kam dann nicht mehr in die *Text+Bilder-Werkstatt,* als es darum ging, die Fotos weiter zu bearbeiten, um sie schulöffentlich zu präsentieren.

Die anderen Schülerinnen und Schüler begannen gleich mit Internet-Recherchen. Sie suchten sowohl nach Realbildern ihrer Stadt von Webcams aus, als auch nach Bildern, Videos und aktuellen Songs. Die Webcam-Recherche blieb nur eine momentane Aktivität. Eine Mädchengruppe richtete ihre Internet-Recherche auf aktuelle Popsongs aus. Einen Popsong stellten sie in den Mittelpunkt ihrer Arbeit in der Werkstatt. Eines der Mädchen präsentierte abschließend den von ihnen ausgewählten Song.

Eine Jungengruppe suchte dagegen nach Texten im Internet und nutzte die ausgewählten Texte als ihre wesentlichen Textbausteine für die Präsentation.

Die Werkstattarbeit kam für kurze Zeit ins Stocken, weil nicht klar war, wie die Schülerinnen die Produkte des Suchens und Sammelns zusammenbringen könnten. Um multimediale Texte und Bilder zusammenzufügen, empfiehlt sich unter anderem PowerPoint. Da es im Werkstattraum den entsprechenden Projektor gibt, ging es nur noch darum, den Schülerinnen und Schülern PowerPoint als ihre multimediale Text-*Folie* anzubieten, was mit der Projektion von Fotos von Sprachspielen an der Tafel und den Gedichten von Herta Müller gelang.

Für die Jungen der zweiten Werkstatt war das Suchen und Sammeln im Internet die wesentliche Aneignungsform. Sie brauchten viel motivierende Unterstützung, um nicht immer noch mehr Bilder zu sammeln, statt dessen die Bilder zu speichern, dann auszuwählen und auf einem Poster oder in einem Video zusammenzufügen.

Sprachspiele und Collage

Die Werkstatt bekam eine neue Dynamik, als die Schülerinnen und Schüler an der Tafel ein assoziatives Sprachspiel begannen. Die beiden folgenden Bilder waren Teil der abschließenden Präsentation. Das linke Foto (Abb. 5) entstand beim ersten und ungeplanten Sprachspiel. Einer der Pädagogen fotografierte es mit dem Handy und brachte es über PowerPoint in die Werkstatt ein. Die Schülergruppe war anfänglich verblüfft, dass ein Pädagoge solch eine Tafelanschrift mit provokativen Wörtern zur Kenntnis nahm. Es entwickelte sich ein Gespräch, in dem die Schülerinnen und Schüler mit Russisch als Familiensprache ihre Zweisprachigkeit mit Vergnügen darstellten und vorsichtig auf eher provokative Wortbedeutungen hinwiesen. Eine Schülerin betonte in diesem Gespräch unter anderem, dass sie russische Bücher liest.

Mit dem Sprachspiel an der Tafel, dem Foto, das der Pädagoge in die Werkstatt einführte (Abb. Bild 5, Folie aus der Präsentation der Mädchen), wurde Zweisprachigkeit auch zum Gestaltungsmittel für die Gruppe der Jungen (Abb. 6, Folie aus der Präsentation der Jungen), die im Internet albanische Texte suchte und sie in ihre Präsentation integrierte (Abb. 7, Folie aus der Präsentation der Jungen). Zudem war eine assoziative Texterstellung *werkstattfähig* geworden. Außerdem öffnete sich auch die Brücke zur Poesie der Nobelpreisträgerin Herta Müller. Mit PowerPoint projizierte einer der Pädagogen Gedichte von

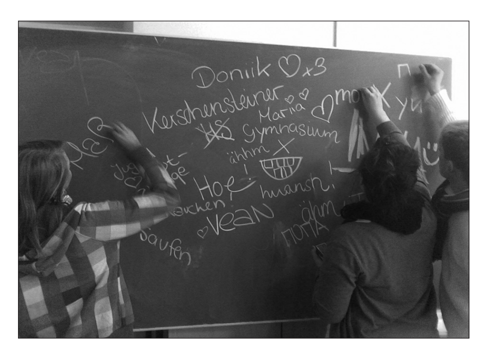


Abb. 5: Foto des provokativ angelegten Sprach- und Schreibspiels, das der Lehrer fotografiert, per PPT-Folie in die Klassen eingebracht hatte und das die Mädchen in ihre Präsentation einfügten.



Abb.6: Folie aus der Präsentation der Jungen der ersten Werkstatt, die das Sprach- und Schreibspiel weiterführt



Abb. 7: Text-Bild-Collage auf einer PPT-Folie der Jungengruppe der ersten Werkstatt 2010. Die Gesichter wurden für die Veröffentlichung gepixelt.

Herta Müller, deren Struktur auf einer assoziativen Collage-Technik beruht (siehe http://en.wikipedia.org/wiki/Herta_M%C3%Bcller; http://www.goethe.de/kue/lit/aug/en5360302.htm *Die blassen Herren mit den Mokkatassen*)

Die Gruppe der Jungen (Abb. 7) bezieht sich auf die Textstruktur der Müllerschen Gedichte, wobei bei den Texten der Jungen auf PowerPoint die Bilder eine den typografischen Texten gleichwertige Relevanz haben. Bei der Präsentation übersetzten die Jungen den albanischen Text ins Deutsche. Im Gegensatz zu Müller reduzierten die Jungen ihre Textelemente erst einmal nicht auf einzelne Wörter, sondern auf einen mehrzeiligen Text als Sinneinheit. Sie wenden zudem auch die Reduktion auf Einwort, Zwei- und Dreiwort-Elemente an, die jedoch als Aussage zusammengefasst sind. Der Charakter der verbindenden Aussage wird deutlich, als einer der Jungen den albanischen Text vorliest. Die Reduktion im Sinne der Müllerschen Wortelemente gibt es auch im Bild der Jungen. Dazu holen sie sich aus dem Internet das Foto mit den Steinen, auf denen die Wörter *Liebe*, *Glück* stehen. In der Gesamtstruktur des Text-Bilder-Arrangements verbinden die eigenen Kinderfotos die typografischen Texte mit der persönlichen Lebenswelt.

Die Jungen haben ihre Arbeit mit dem Wort „Collage" beschrieben, ein Wort, das sie selber gewählt haben. Ihre Collage besteht aus typografischen Texten und Bildern aus dem Internet sowie aus persönlichen Fotos. Entscheidend für diese Collage ist PowerPoint zur Integration von Multimedia mit Schrift.

Themen und Darstellungsform der Schülerinnen und Schüler in ihren präsentierten Ergebnissen der *Text+Bilder-Werkstatt*

Eine Gruppe Mädchen, eine Gruppe Jungen und ein Teilnehmer der VHS-Software-Werkstatt stellten ihre PowerPoint-Folien als ihr Ergebnis der Werkstatt schulöffentlich vor. Die Gruppe der Jungen bereitete zudem die gesamte Präsentation vor, entwarf und verteilte die Einladungen, schrieb den Moderationstext, alles unter Anleitung des Lehrers. Die Moderation der Präsentation übernahmen ein Mädchen und ein Junge, die sich gezielt auf die Moderation vorbereiteten, ebenfalls unter Anleitung des Lehrers. Die Mädchen hatten zwei Varianten für ihre Vorstellung geplant. In der einen und nach langen aufgeregt geführten Diskussionen dann auch realisierten Variante sang eines der Mädchen den im Internet ausgewählten Popsong. Dazu lief der Soundtrack auf dem PC als Live-Download vom Internet. Als zweite Variante hatten die Mädchen eine Entlastung für die Sängerin gewählt. Falls sie sich doch nicht die öffentliche Präsentation zutrauen sollte, dann käme der Popsong vom Handy, das die Sängerin in der Hand halten sollte. Diese Version hatte die Mädchengruppe auch eingeübt. Der Junge von der VHS-Werkstatt präsentierte per PowerPoint seine kurzfristig geänderte Sammlung von Standbildern aus dem Videoclip des Software-Kurses in der Volkshochschule. Er spielte auch einen selbst erstellten Videoclip vor. Die beiden Gruppen bzw. der Junge vom Software-Kurs in der Volkshochschule kommentierten ihre Folien. Nur ein Mädchen blieb passiv; ihren Part übernahm spontan ein anderes Mädchen.

Bei der Vorbereitung der Präsentation und bei der Präsentation selber war deutlich wahrnehmbar ein selbstverständliches Team-Gefühl entstanden, das den Lehrer einschloss. Alle arbeiteten arbeitsteilig, z.B. an der Technik der PowerPoint-Vorführung, und zielorientiert, zudem deutlich mit Vergnügen und positiv gespannter Nervosität. Es blieb trotzdem genug emotionaler Raum, um die Sängerin in ihrer Nervosität zu stützen.

Die Text-Collagen der Jungen

Nach der Folie mit dem Logo der *Text+Bilder-Werkstatt* (Folie 1) stellen sich die Jungen als Autoren mit Namen und Fotos als Freunde vor (Folie 2). Sie definieren dann Freundschaft mit einem Text aus dem Internet, beziehen diese Definition auf sich, indem sie ein eigenes Foto von sich aus der *Text+Bilder-Werkstatt* unter diese typografisch dargestellte Aussage setzen (Folie 3). Im Mittelpunkt dieses Fotos befinden sich die übereinander gelegten Hände der drei Jungen. Das ist ein eigenes Foto und kein Download aus dem Internet. Unter der Überschrift „Zusammenhalt" (Folie 4) zeigen sie sich auf einem Foto, wie sie ihre Folien systematisch erarbeiten. Danach folgen drei Folien (5, 6, 7) mit Texten aus dem Internet. Auf der ersten Folien geht es sehr allgemein gehalten um Haben und Sein. Das Bild dazu ist aus dem Internet. Es zeigt eine Hand mit einem blauen Edelstein, der die Welt enthält. Es folgt eine Text-Bild-Collage im Stil von Herta Müllers Gedichten (Folie 6). Die Jungen haben ein Gedicht in Albanisch ausgewählt. Es ist die Familiensprache von zwei Jungen. Der dritte spricht Russisch. Die Jungen tragen die Übersetzung ins Deutsche vor. Im Mittelpunkt stehen Gefühle, bei denen „Tränen" wesentlich sind. Mit den eigenen Kinderbildern stellen die Jungen den typografischen Text und dessen Thema in den Bezugsrahmen ihrer erlebten Geschichte und der eigenen Lebenswelt, zu der die albanische Sprache gehört. Mit Engagement übertragen sie bei der mündlichen Präsentation das Albanische in ein perfektes Deutsch. Sie lesen die deutsche Übersetzung nicht ab, sondern formulieren direkt, was sie auch geübt hatten. Es folgt ein deutscher Text aus dem Internet (Folie 7), bei dem es um Werte geht: *Achte auf deine Gefühle / Gedanken / Worte / Taten / Gewohnheiten* ... Daneben stehen aktuelle Fotos der Jungen in ihrer Lebenswelt.

Als Zuschauer erlebt man bei der Präsentation Zweisprachigkeit. In ihrer Schlussfolie (8) zeigen die Jungen diese Zweisprachigkeit mit Hilfe der „Collage unserer Sprachen", die das Sprachspiel vom Beginn der Werkstatt aufgreift und mit der das Thema der Familiensprache in die *Text+Bilder-Werkstatt* kam.

Deutlich ist, dass die Jungen mit ihren Text-Bild-Collagen sensibel und mit eher sentimentalen Mitteln das Thema Zusammenhalt als Freundschaft, Zusammenhalt als gemeinsames Arbeiten mit Sprache und als Entwicklung in einer wertbezogenen Gemeinschaft umkreisen.

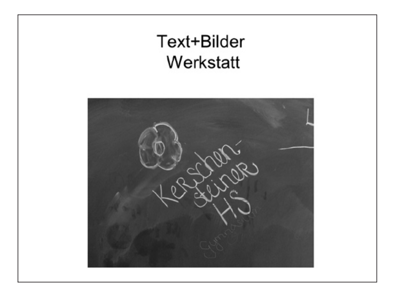
















Abb. 8: Die acht PPT-Folien der Präsentation der Jungen der ersten Werkstatt 2010. Die Gesichter wurden für die Veröffentlichung gepixelt.

Die Text-Collage der Mädchen

Auf ihren Folien stellen sich die Mädchen als Teilnehmerinnen der Werkstatt vor. Sie integrieren dabei auch Mädchen, die nur teilweise an der Werkstatt teilgenommen hatten. Sie stellen zudem die Jungen vor, die bis zur Präsentation in der Werkstatt sind. Mit ihren typografischen Texten auf diesen Folien benennen sie auch ihr Thema: Freundschaft, Liebe; ebenso ihren Arbeitsrahmen. Das ist ihre Schule, die sie zum Gymnasium aufwerten. Ein dargestelltes Thema ist ihre Arbeitsweise mit Sprachspiel an der Tafel und mit dem Computer. Als Kern ihrer Präsentation folgen die Text-Bilder-Collagen aus Elementen, die sie sich aus dem Internet besorgt hatten. Wie schon im einleitenden Teil der Präsentationsfolien rahmen abschließend Fotos mit Werkstattteilnehmern und mit ihrer Arbeitsweise den Kern ihrer Präsentation; das sind die Text-Bilder-Collagen. Bei diesem rahmenden dritten Teil zeigen die Fotos mit dem PC-Bildschirm detailliert, wie und was die Mädchen recherchiert haben. Zum Abschluss gehört ein Arrangement von Fotos der Klasse auf dem Schulhof und im Freizeitbereich. Damit bekommen die Folien die Funktion einer Art von Autorinnen-Abspann, vor allem jedoch die Anbindung der Autorinnen an ihre Freundesgruppe als Zentrum ihrer Lebenswelt.

Die Mädchen haben einen komplexeren Rahmen als die Jungengruppe für ihre Text-Bilder-Collagen geschaffen, in dessen Mittelpunkt das angestrebte Werkstatt-Produkt steht. Es ist ein Rahmen, der neben dem Thema der Texte auch auf die Werkstatt mit Arbeitsweise, Teilnehmern und Lebensweltbezug zeigt. Die im Zentrum der PowerPoint-Folien stehenden Texte und Bilder aus dem Internet sind auf Englisch, was dem Genre, das die Mädchen suchen, das sind Popsongs, entspricht. Die Mädchen eröffnen sich einen *Sprachraum* mit dem Englisch der globalen Jugendkultur, dem Deutsch der Schule und ihrer Freundschaftsumgebung sowie den Familiensprachen, die im Sprachspiel an der Tafel u.a. mit Kyrillisch in den Folien mehrfach erscheinen. Die zentralen Text-Bilder-Arrangements beinhalten als Thema die Befindlichkeit am Disco-Abend, die die Mädchen in der Spannung von globaler Unterhaltungskultur und den der lokalen Freundschaftsumgebung zeigt. Diese lokale Peer-Umgebung ist dann auch das Thema der Schlussfolie, die eine Vielzahl von Fotos enthält.

Die Mädchengruppe erweitert ihre Präsentationsmittel über die Text- und Bild-Orientierung der Werkstatt hinaus auf Musik und Gesang. Diese Ausweitung ist für die Mädchengruppe, ja die ganze Werkstatt, eine aufregende Angelegenheit, weil diese Ausweitung der Präsentationsmittel mit dem Selbstvertrauen der Sängerin und der Unterstützungsfähigkeit der Gruppe einhergeht.

4. Lernen und Persönlichkeitsentwicklung

Die beiden Werkstätten hatten zum einen die Aufgabe, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern Ausdruckmöglichkeiten für die eigenen Themen anzubieten. Dazu orientierte sich die *Text+Bilder-Werkstatt* am Schreib- und Ausdrucksmodell von Herta Müller. Dabei steht zum einen das Suchen nach multimedialen Text-Elementen in der Lebenswelt im Vordergrund. Die Text-Elemente werden aus dem ursprünglichen Kontext genommen, eigentlich herausgerissen, und für den Ausdruck der eigenen Themen neu arrangiert. Daneben ging es zum anderen darum, Situationen für neue Varianten des Lernens und für die Persönlichkeitsentwicklung anzubieten. Die begrenzte Zahl an Stunden in einer Werkstatt öffnet zwar erkennbare Lernoptionen. Eine Verbindung mit der Persönlichkeitsentwicklung ist jedoch schwer abschätzbar. Bei der intendierten Persönlichkeitsentwicklung kommt es vor allem darauf an, Seiten der Persönlichkeit in der Werkstatt möglich zu machen, die sonst in der Schule im Hintergrund stehen. Bei der ersten Werkstatt 2010 gab es bemerkenswerte Entwicklungsergebnisse. Das ist bei der Jungen-Gruppe u.a. die Orientierung ihrer PPT-Folien an Sensibilität, Kooperation, expliziten Werten und an Mehrsprachigkeit. Bei den Mädchen ist es die Komplexität ihres Folien-Arrangements, die Verbindung von Zielorientierung mit Ambivalenz (Unterstützung des Live-Gesangs und kompensatorisch eine technische Alternative zum Live-Gesang). Für die Entwicklung des Jungen, der in der VHS-Werkstatt war, ist zum einen sein Engagement für software-technische Perfektion wichtig, die zu einer Ästhetisierung seines objektivierten Ausdrucks führt. Wichtiger waren jedoch seine Fotos von sich selber, auf denen er sich im Kontext von Sportwagen als Suicide-Bomber und passiv auf einem Bett liegend darstellt. Diese Selbstrepräsentation macht er nicht öffentlich, sondern stellt sie eher beiläufig auf einen USB-Stick, den er ganz am Ende der Werkstatt dem Lehrer gibt.

Der folgende Überblick zeigt die Entwicklungstrends in der ersten Text+Bilder-Werkstatt 2010.

(a) Dominante assoziative Recherche und assoziatives Gestalten mit einfachen Formen des gezielten Arbeitens
Die Schülerinnen und Schüler verbinden assoziative Recherche und assoziatives Gestalten mit einfachen Formen des gezielten Arbeitens. Da die *Text+Bilder-Werkstatt* mittags in der Schule nach dem Unterricht stattfand, waren die Schülerinnen und Schüler nicht auf traditionellen, lehrergeleiteten Unterricht eingestellt. Deswegen

ließen sie sich gerne auf assoziative Recherchen und auch auf die Wortspiele an der Tafel ein. Sie organisierten jedoch auch ihre Arbeit. Sie ließen sich bei der systematischen Arbeit fotografieren und stellten einige dieser Fotos dann als Folien schulöffentlich vor (Folie 4 der Präsentation der Jungen, Folie 3 der Präsentation der Mädchen in der Werkstatt 2010). Folie 3 der Mädchen-Gruppe zeigt, wie eines der Mädchen für die gesamte Gruppe der Schülerinnen und Schüler aktiv ist. Dieses Mädchen nimmt jedoch nicht bis zur Präsentation der Ergebnisse an der Werkstatt teil. Folie 4 der Jungen-Gruppe zeigt drei von ihnen mit den Begriffkarten, mit denen sie gearbeitet hatten. Die PowerPoint-Folien sind ein Hinweis darauf, dass sich die Schülerinnen und Schüler bewusst sind, dass und wie sie arbeiten, lernen, kommunizieren.

(b) Zwecktexte
Nachdem klar ist, dass die Werkstattergebnisse mit PowerPoint in der Schulöffentlichkeit präsentiert werden, ist es für die Gruppe der Jungen selbstverständlich, Zwecktexte für Einladung und Moderation zu erstellen. Gezieltes gemeinsames Arbeiten mit dem Lehrer läuft motiviert. Die mehrfache Revision dieser Texte ist selbstverständlich.

(c) Beschäftigung mit Hochkultur-Lyrik
Der Lehrer stellt mehrfach, jedoch nur kurz mit Hilfe von PowerPoint die collagierten Gedichte von Herta Müller vor, betont dabei den aktuellen Nobelpreis. Er zeigt knapp, wie die Gedichte über Suchen, Sammeln, Herausreißen als Collage funktionieren. Die Gruppe der Jungen der Werkstatt 2010 sieht sich wohlwollend die projizierten Gedichte an und arbeitet mit einer ähnlichen syntaktischen Textstruktur (vgl. z.B. Abb. 7.) Auf diese Gemeinsamkeit angesprochen, reagieren die Jungen zurückhaltend positiv. Einer der Jungen der Werkstatt 2011 begründet bei der klasseninternen Präsentation knapp, jedoch überzeugend, warum er mit den Gedichten von Herta Müller nichts anfangen kann. Sie seien willkürlich zusammengestellt.

(d) Medien und Medienkompetenz
Alle Schülerinnen und Schüler sind multimedial kompetent. Sie bewegen sich selbstverständlich im Internet und nutzen die Archive des Internet. Die Recherche ist in dem Sinne themengeleitet, als die entwicklungs- und milieutypischen Themen bestimmend sind. Bis auf ein Mädchen sind alle Werkstattteilnehmerinnen und -teilnehmer sogenannte *Digital Natives*; man kann erweitern: selbstverständliche Teilnehmer und naive Experten der multimedialen und multimodalen Welt.

Die Schülerinnen und Schüler nutzen ihre Handys mit Telefon und SMS, 2010 vor allem zur Organisation der Werkstattgruppe. Lebenswelt-Recherche heißt für sie Internet-Recherche mit Hilfe des PC, denn keiner bzw. keine besitzt ein online-fähiges Handy bzw. hat dafür eine Flatrate.

Die Schülerinnen und Schüler geben bereitwillig und kompetent ihre Erfahrungen und Fähigkeiten in Sachen Software, Bildbearbeitung, Downloaden weiter, helfen sich gern und nachhaltig. So diskutiert die Mädchengruppe untereinander und auch mit den Jungen, wie sich der für die Präsentation gewählte Popsong vom Internet über PC auf ein Handy aufnehmen lässt. Dazu geht ein Teil der Schülerinnen und Schüler auch nach Hause, um die dort vorhandene Medienausstattung zu nutzen.

(e) Sprachkompetenz und kulturelles Übersetzen

Die Deutsch-Kompetenz der Schülerinnen und Schüler der zweiten Migrantengeneration ist fraglos auf muttersprachlichem Niveau. Erst mit Erstaunen, dann mit Vergnügen und Ernsthaftigkeit nahmen die Schülerinnen und Schüler 2010 wahr, dass ihre sehr unterschiedlichen Familiensprachen in der Werkstatt akzeptiert waren. Das für Jungen in der Pubertät erstaunlich sensible albanischsprachige Gedicht (Abb. 5 und 6) hat vermutlich mit der Familiensprache von zweien der Jungen zu tun. Der dritte Junge mit russischer Familiensprache lässt sich selbstverständlich auf den albanischen Text ein.

Das Beispiel der Jungen zeigt nicht nur, wie leicht es ihnen fällt, sich in mehreren Sprachen zu bewegen. Sie binden auch das, was sie im Internet gefunden haben, an ihre unmittelbare Lebenswelt mit verschiedenen Sprachen an. Im Mittelpunkt ihrer Lebenswelt stehen sie selber, was sie mit den Fotos von sich und ihrer direkten Bezugsgruppe zeigen.

(f) Beschäftigung mit Werten

Das spontane Sprachspiel 2010 an der Tafel in mehreren Sprachen (vgl. Bild 14) führt zu Wörtern aus der Fäkalsprache. Allein schon, dass der Pädagoge dieses Tafelbild fotografiert und damit ernst nimmt, macht den Provokationscharakter der Fäkal-Wörter obsolet, öffnet statt dessen die Kommunikation in den vielfältigen Familiensprachen. Die Schülerinnen und Schüler werden dabei gegenüber den Pädagogen zu Sprach- und Schriftexperten ihrer Familiensprachen. Das Sprachspiel führt dann zu einem albanischen Gedicht, mit dem die Jungen Sensibilität, Verstehen, Wertschätzung als Werte mit Relevanz für sich erkennbar machen.

Die bewusste Unterstützung des Mädchens, das den englischen Popsong schulöffentlich singen will, zeigt, wie selbstverständlich ihnen soziale Werte sind. Die Jungen und Mädchen realisieren soziale Werte sozusagen *medial technisch*, indem sie medientechnische Alternativen zum riskanten Live-Gesang entwickeln und bereitstellen.

In den ersten Stunden der *Text+Bilder-Werkstatt 2010* ist eine rüde Umgangssprache üblich. Von einigen Mädchen kommen sexistische Provokationen. Darauf reagiert der Lehrer mit der Regel, in der Werkstatt doch „Dieter-Bohlen-Sprüche" sein zu lassen. Am Ende der Werkstatt nach der öffentlichen Präsentation reflektiert einer der Jungen die Werkstatt und formuliert für sich: „und keine doofen Dieter-Bohlen-Sprüche". Diese Aussage hatte vermutlich die Funktion, die Erfahrung mit kooperativer, zielführender, auch assoziativer und spielerischer, wertschätzender Arbeit zu verdichten. Bei der entstandenen positiven, kooperativen Stimmung bei der Vorbereitung der schulöffentlichen Präsentation ergaben sich auch Diskussionsthemen wie Rauchen von Jugendlichen von ganz alleine.

Literatur

American Educational Research Association (2011): http://rre.aera.net. Review of Research in Education. March 2011, Vol. 35 (1). Sage http://rre.sagepub.com/content/35/1

Bachmair, Ben (1996): *Fernsehkultur. Subjektivität in einer Welt bewegter Bilder*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Bachmair, Ben (2010): *Einleitung: Medien und Bildung im dramatischen kulturellen Wandel*. In: Bachmair, B. (Hrsg.): *Medienbildung in neuen Kulturräumen. Die deutschsprachige und britische Diskussion*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9 - 30

Bachmair, Ben (2010a): *Eckpunkte einer Didaktik des mobilen Lernens*. (engl.) *Focal points of a didactic of mobile learning*. Download at: http://www.ben-bachmair.de/

Bachmair, Ben (2011): *Selbstrepräsentation – Bildung und semiotische Ressourcen in der Mediengesellschaft*. In: Klaus-Dieter Felsmann (Hrsg.): *Mein Avatar und ich. Die Interaktion von Realität und Virtualität in der Mediengesellschaft*. Buckower Mediengespräche 14. Kopaed. München. S. 99 – 113.

Bachmair, Ben/Pachler, Norbert/Cook, John (2011): *Analysing the mobile complex and planning school-based mobile learning: parameters and focal points*. Download at http://www.londonmobilelearning.net/downloads/Parameter_flyer.pdf

Bachmair Ben/Risch Maren/Friedrich Katja/Mayer Katja (2011): *Eckpunkte einer Didaktik des mobilen Lernens. Operationalisierung im Rahmen eines Schulversuchs*. In: MedienPädagogik 19 (11.3.2011): http://www.medienpaed.com/19/bachmair1103.pdf

Dourish, Paul (2004): '*What we talk about when we talk about context*.' In: Personal and Ubiquitous Computing 8(1), pp. 19-30 Also available at: Available at: http://www.ics.uci.edu/~jpd/publications/2004/PUC2004-context.pdf

Kress, Gunther (2010): *Learning and Environments of Learning in Conditions of Provisionality*. In: Bachmair, Ben. (Hrsg.): *Medienbildung in neuen Kulturräumen. Die deutschsprachige und britische Diskussion*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 171-182.

Lave, Jean/Wenger, Etienne (1991): *Situated learning: Legitimate peripheral participation*. Cambridge: Cambridge University Press.

Mead, George H. (1973): *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Original: 1934: *Mind, Self and Society, Chicago*: University of Chicago Press).

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.): Sabine Feierabend/Thomas Rathgeb/Ulrike Karg (Redaktion) (2010): *JIM-Studie 2010, Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland*. Stuttgart: c/o Landesanstalt für Kommunikation Baden-Württemberg (LFK).

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.) Sabine Feierabend/Thomas Rathgeb/Ulrike Karg (Redaktion) (2011): *KIM-Studie 2010, Kinder + Medien, Computer + Internet. Basisuntersuchung zum Medienumgang der 6- bis 13-Jähriger in Deutschland*. Stuttgart: c/o Landesanstalt für Kommunikation Baden-Württemberg (LFK).

Rymes, Betsy (2011): *Deference, Denial, and Beyond. A Repertoire Approach to Mass Media and Schooling*. In: Review of Research in Education. March 2011, Vol. 35 (1), S 208 – 238; http://rre.sagepub.com/content/35/1/208

Wallrabenstein, Wulff (1991): *Offene Schule – Offener Unterricht. Ratgeber für Eltern und Lehrer*. Hamburg: Rowohlt, 2. Auflage.

Wortham, Stanton (2011): *Youth Cultures and Education*. In: Review of Research in Education. March 2011, Vol. 35 (1), S vii – xi, http://rre.sagepub.com/content/35/1/vii

Die Macht versteckter Orte – Innovative Medienbildungsprojekte für junge MigrantInnen in Berlin

Gernot Wolfram

1. Mythos Stadt, Mythos Fremde

„Eine Stadt besteht aus unterschiedlichen Arten von Menschen, ähnliche Menschen bringen keine Stadt zuwege" (Sennett 1997, S. 17). Mit diesem Aristoteles-Zitat beginnt Richard Sennett sein viel diskutiertes Buch „Fleisch und Stein – Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation" (Sennett 1997). Das Zitat ist in gewisser Weise auf zeitgenössische Art und Weise lesbar, denn gerade aus heutiger Sicht werden komplexe Stadtentwicklungen häufig mit konfliktlastigen Schlagworten beschrieben. Begriffe wie „Parallelgesellschaften", „Integrationsverweigerung" und „Kulturdifferenz" sind medial allgegenwärtig, wenn es um die Frage geht, wie verschiedene Menschen und ihre komplexen Lebenswelten auf sinnvolle Art und Weise in einem urbanen Stadtkosmos miteinander auskommen können und müssen.

Für Berlin gilt das in ganz besonderem Maße, denn einerseits versteht sich die deutsche Hauptstadt als „weltoffene, multikulturelle Haupstadt"[1], wie es der amtierende Kulturstaatssekretär André Schmitz einmal ausdrückte, zum anderen weisen sozialwissenschaftliche Untersuchungen regelmäßig „auf ein hohes rechtsextremes Einstellungspotential in einigen Bevölkerungsteilen (…) Berlins hin. Beratungseinrichtungen stellen aufgrund ihrer Arbeit in verschiedenen Berliner Bezirken fest, dass es „Bereiche des öffentlichen und halböffentlichen Raumes gibt, in denen Rechtsextrem(-orientierte)e dominieren, und die aus der Perspektive potenzieller Opfer als ‚Angstzonen bzw. Angsträume' bezeichnet werden können."[2]

1 BZ Online, 24. Oktober 2009: http://www.bz-berlin.de/aktuell/berlin/schmitz-berlin-ist-multikulti-metropole-article622748.html (eingesehen am 12. April 2011)

2 Der Beauftragte für Integration und Migration in Berlin: http://www.berlin.de/lb/intmig/themen/rexpro/ (eingesehen am 12. April 2011)

Immer wieder funktioniert Berlin für den restlichen Teil Deutschlands als eine Art Brennspiegel, als Drehscheibe für grundsätzliche Debatten zum Thema Migration und Integration. Dabei stehen auch immer wieder junge Menschen im Zentrum der Auseinandersetzung, insbesondere im Kontext medialer Repräsentationen. Dass Berlin als eine wichtige Medien-Metropole somit auch besondere Verantwortung im Bereich der politischen und medialen Bildung übernimmt, ergibt sich fast folgerichtig aus der beschriebenen Situation.

Besonders beim Thema „Zusammenleben mit Minderheitenkulturen" erhalten die Diskussionen oft einen vorschnellen Konfliktcharakter, ohne dass in jedem Falle deutlich wird, worin der Konflikt eigentlich besteht. „Die räumlichen Beziehungen menschlicher Körper spielen offenbar eine enorme Rolle für die Reaktion von Menschen aufeinander, dafür, wie sie einander sehen und hören, ob sie einander berühren oder Distanz wahren" (Sennett 1997, S. 23). Warum wird aus dieser einfachen Tatsache mitunter allzuschnell die Annahme abgeleitet, dass Menschen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen per se Konflikte zu erwarten haben?

Diese Grundfrage nach dem Verhältnis von Menschen zueinander im städtischen Raum berührt auch die Frage, in welchen Räumen Nähe und Distanz entstehen und inwieweit dieses Verhältnis zu Missverständnissen und Fehlinterpretationen führt. Auffälligerweise wird in der medialen Berichterstattung über Minderheiten, insbesondere in Berlin, immer wieder ein spezifisches *Raumsetting* gewählt, etwa, wenn jugendliche Migranten interviewt werden und im Hintergrund bevorzugt Sportplätze, Straßenkreuzungen oder Kioske in als „Problembezirken" titulierten Stadtvierteln wie Kreuzberg, Neukölln oder Wedding auftauchen. Zum *Anderen* bzw. *Fremden* gehört offensichtlich auch immer ein spezifischer Raum, eine bestimmte ästhetische Umgebung, in die Auskünfte und Gespräche eingebettet werden. Dieser visuelle Kontext ist die Konstruktion eines medialen Raumes, der scheinbar nicht ohne Fiktionen auskommen kann.

„Fiktionen sind von der realen Welt getrennt und in diesem Sinne autonom, bzw. haben sie sich mit der Neuzeit gegenüber der realen Welt als eine eigene Welt konstituiert. Literatur, Malerei, Theater sind Beispiele hierfür. Man kann die fiktiven Welten mit Hilfe von Illusionstechniken so inszenieren, dass vorgestellte Objekte oder Ereignisse so erscheinen, als ob sie real seien" (Karpenstein-Eßbach 2004, S. 184). Freilich ist das nur die halbe Wahrheit, denn so lange wir Fiktionen als solche erkennen, können wir sie auch unterscheiden und differenzieren. Mit der spezifischen Fiktionalisierung zeitgenössischer Medienberichterstattung wird das schon schwieriger. Wie kann ein Zuschauer überprüfen, ob der

Sportplatz, der Kiosk oder die Straßenkreuzung ein wirklich aussagekräftiger Lebensort junger MigrantInnen ist, über die berichtet wird? Wie kann er wissen, ob hier nicht eine *Bühne* aufgerichtet wird, die für die gegebenen Auskünfte und Informationen lediglich eine ideale Illustration ist? Und erzeugen vielleicht erst die medialen Bilder jenes Gefühl von Distanz und Skepsis, aus dem ein Begriff wie „Parallelgesellschaft" seine Nahrung zieht?

Sofern der Medienrezipient keine persönliche Kenntnis vom Leben der Portraitierten hat, muss die Antwort wohl lauten: er ist auf seine Beobachtungsgabe angewiesen, auf seinen Zweifel wie auf sein Vertrauen in die mediale Berichterstattung. Genau an dieser Schnittstelle zwischen Zweifel, Skepis und Vertrauen in das Mediengeschehen setzen zeitgemäße mediale Bildungsprojekte an: Die Medien, mit denen Wirklichkeit wahrgenommen wird, werden innerhalb solcher Bildungsprojekte, wenn sie gelingen, intensiv reflektiert und bewusst eingesetzt. Der Vorgang des Wahrnehmens wird zum aktiven Erkenntnisprozess, in dem nicht *über*, sondern *von* Menschen erzählt wird.

Im Umgang mit jungen Migranten und Migrantinnen in Berlin gibt es hier eine ganze Menge von sehr guten und klugen Projektansätzen, die zum einen den Begriff „Medium" neu definieren und zum anderen die Selbstauskünfte der Beteiligten in den Mittelpunkt stellen. Bevor diese Ansätze näher beleuchtet werden, ist es sicherlich hilfreich, sich mit der konventionellen Praxis von Medienbildung näher auseinanderzusetzen.

2. Mediale Bildungsprojekte in Berlin

Einer der wichtigen Anbieter für politische und kulturelle mediale Bildungsarbeit in Berlin ist die Bundeszentrale für politische Bildung. 1952 als „Bundeszentrale für Heimatdienst" gegründet, hatte sich die Bundeszentrale nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst als ein Instrument mit der klaren Zielsetzung etabliert, das politische System der Bundesrepublik als das überlegenere gegenüber der kommunistischen Landeshälfte darzustellen, nicht ohne dabei auch kräftig auf Propaganda und Agitation innerhalb der Bildungsvermittlung zu setzen. Erst nach und nach entwickelte sich die Institution zu einer weitestgehend neutralen und innovativen Bildungseinrichtung, die heute vor allem einen klaren Fokus auf das Thema der europäischen Verständigung und Integration legt, deutlich auch ausgerichtet auf die (mediale) Integration von Minderheiten und MigrantInnen.

Ein wichtiges Instrument ist hierbei im Bereich der Medienbildung etwa die Website „eurotopics", eine tägliche europäische Presseschau, die Artikel in Spanisch, Englisch,

Deutsch und Polnisch den Lesern offeriert. Neben den zahlreichen Einzelprojekten im Bereich der Medienbildung sind es aber vor allem Vorträge und Referate, die in den Häusern in Berlin und Bonn zu zeitspezifischen Themen aus Kultur, Gesellschaft und Politik angeboten werden. Desgleichen werden Websites freigeschalten, die sich mit der Entwicklung des Internets, mit Medienpluralität, Computerspielen und dem Verhältnis von Gewalt und Medien auseinandersetzen sowie sich mit dem Konsumentenverhalten von Jugendlichen mit unterschiedlicher kultureller Herkunft beschäftigen.

Um an diesen Projekten partizipieren zu können, ist jedoch ein gewisser *Reflektionsgrad* bereits eine zentrale Voraussetzung auf seiten der Rezipienten, um die jeweiligen Projektangebote überhaupt in ihrer Intention verstehen zu können. Die Projekte vollziehen sich überwiegend in einem Kontext, in dem bereits spezifische Spielregeln aufgestellt sind, etwa die Bereitschaft, sich auf die vorstrukturierten Themen einzulassen, Workshops und Seminare aktiv als *Teilnehmer* zu besuchen, sich zu engagieren und die gewählte Projektstruktur zu verstehen.

Ähnlich verhält es sich mit der medienpolitischen Bildungsarbeit der „Deutschen Gesellschaft e.V.", einem Verein, der sich, mit einem prominenten Kuratorium versehen, im Januar 1990 konstituierte mit dem klaren Ziel, besonders junge Menschen über wichtige soziale, kulturelle, politische und mediale Entwicklungen in Europa zu informieren.

Durch die Zusammenarbeit mit Schulen und anderen Bildungsträgern konnten mit den Programmen der Deutschen Gesellschaft e.V. in den vergangenen zwanzig Jahren tausende junger Menschen erreicht werden. Auch hier bleibt festzuhalten, dass die Art und Weise der Information und der Bildungsarbeit sich größtenteils auf den Prozess des *Vermittelns* von Bildungsinhalten in Verbindung mit Medien bezog und nicht die Selbstauskünfte derer in den Mittelpunkt stellte, für die die jeweiligen Projekte konzipiert waren. Dies hat häufig auch mit den Satzungen und Zielsetzungen zu tun, die in Bildungsinstitutionen festgeschrieben sind. So heißt es etwa in der Satzung der *Deutschen Gesellschaft e.V.:* „Die Deutsche Gesellschaft e.V. will den langwierigen und schwierigen Prozess der Herstellung der europäischen Einheit auf sozialem, ökologischem, rechtlichem und wissenschaftlichem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet fördern und kritisch begleiten. Wirtschaftliche Förderung findet dabei allein durch allgemeine Bildungsveranstaltungen statt" (Satzung DG 2009, §2).

Es findet sich also keine dezidierte didaktische Ausrichtung innerhalb der Frage, wie die in der Satzung benannten Ziele erreicht werden sollen. „Allgemeine Bildungsveranstaltungen" lautet der gewählte Terminus, der freilich offen bleibt für eine Vielzahl von

Auslegungen. Die spezifischen Bedürfnisse, Sichtweisen, kulturellen Unterschiede sowie die Differenzen der Perspektiven junger Menschen innerhalb von städtischen Strukturen verbleiben hier notgedrungen im Hintergrund.

Der pädagogische und politische Wille zur medialen Bildung, so begrüßenswert er ist, gerät häufig in eine Argumentationsweise, die Bildung apodiktisch als ein Paket von spezifischen Maßnahmen versteht, in dem häufig nur am Rande die Frage nach dem Standpunkt dieser Forderungen reflektiert wird.

So argumentiert Norbert Neuss im Vorfeld des Berliner Kongresses mit dem programmatischen Titel „Keine Bildung ohne Medien" in einem Interview folgendermaßen: „Kinder und Jugendliche müssen darin angeregt werden, kritisch und kreativ mit Medien umzugehen. Hierbei spielen Erziehung und Pädagogik eine herausragende Rolle. Schule, Eltern und außerschulische Einrichtungen sind gefordert, medienpädagogisch aktiv zu werden. In der Schule müssen endlich die seit langem bereitliegenden und nur vereinzelt praktizierten Konzepte umgesetzt werden. Ziel ist nicht allein das sinnvolle Einsetzen medialer Techniken zur Förderung der Unterrichtsdidaktik. Ziel ist vor allem auch die Förderung der Kritikfähigkeit, der kommunikativen Kompetenz und kreativen wie demokratischen Nutzung der Medien" (Neuss/GMK:1).

All diese Forderungen entsprechen im Wesentlichen dem Kanon eines westlich-aufgeklärten Medienverständnisses, in dem Medien spezifische politische und gesellschaftliche Chancen und Gefahren zugeschrieben werden, die innerhalb eines pädagogischen Prozesses beleuchtet und reflektiert werden *müssen*.

In Bezug auf Medienbildungsprojekte mit jungen MigrantInnen und ihren oftmals spezifischen, von Mehrsprachigkeit geprägten Medienerfahrungen ist dieser westlich pädagogische Ansatz problematisch, weil er Begriffe wie *kritisch* und *kreativ* in einem bestimmten Setting verortet, nämlich dem der Schule oder eines anderen institutionell geprägten Bildungsraums. Daher trifft vielleicht Barbara Eschenauers Forderung in Bezug auf neue Notwendigkeiten in der Medienbildung einen entscheidenden Punkt: „Schaffung von Freiräumen für alle kreativen Ausdrucksmöglichkeiten" (Eschenauer 2011, S. 2).

Der Begriff *Freiraum* darf hier ganz wörtlich genommen werden: ein Bildungsraum, der möglichst wenig vorstrukturiert ist und daher Chancen offen lässt, eigenkulturelle Erfahrungen nicht nur in ein pädagogisches Konzept einzubringen, sondern auf Seite der Angesprochenen ein Konzept überhaupt erst selbstständig und organisch entstehen zu lassen.

Hier lohnt es sich, den wissenschaftlichen Ansatz der Cultural Studies für das Feld der Medienbildung stark zu machen, besonders hinsichtlich von Projekten, in welche junge

Menschen mit einer anderen kulturellen Herkunft involviert sind. „Im Unterschied zu den (…) Untersuchungen, die ‚top down' angelegt sind, verfahren die Cultural Studies ‚bottom up' and ‚from within'. Das Objekt der Forschung gewinnt durch diesen Perspektivenwechsel einen neuen Status, pathetisch ausgedrückt: eine eigene Würde. (…) Statt umstandslos von ideologischer Vereinnahmung durch Konsum auszugehen, wird versucht, Konsum als Handlungsakt zu verstehen und in den Konsumweisen selber nach ‚widerständigen' Formen subversiver Aneignung der Dinge zu suchen. (Lindner 2000, S. 61)

Für den hier diskutierten Bereich bedeutet dies, dass nicht per se ein kritischer Umgang mit Medien im Sinne eines *Müssens* pädagogisch stark gemacht wird, sondern dass die Medienkonsumenten selbstständige Auskünfte darüber geben, was ihnen Medien bedeuten, wie sie sie nutzen, wie sie mit ihren Alltagsräumen verknüpft sind, welche Flucht- und Aufenthaltsräume sie ihnen bieten – und vor allem, was sie überhaupt als Medien definieren.

3. Innovative Beispiele für *Medienprojekte* in Berlin

Unter den zahlreichen Medien- und Integrationsprojekten soll hier ein besonders überzeugendes vorgestellt werden, das gleich auf mehreren Ebenen den Anspruch erfüllt, nicht *für* eine bestimmte Rezipientengruppe konzipiert zu sein, sondern aus sich heraus kreative *Freiräume* schafft, die vor allem den jugendlichen MigrantInnen Definitionshoheit über das Projekt lässt.

Initiiert von dem Verein „Kultur bewegt e.V." wurde vor einigen Jahren das Projekt „Route 65 – Stadtteilführungen von Jugendlichen" im Stadtteil Berlin Wedding ins Leben gerufen.

Hier ein Auszug aus dem Text der zum Projekt gehörigen Website: „Lassen Sie sich von Jugendlichen aus dem Wedding ihren Kiez zeigen: den Ort, an dem sie aufgewachsen sind, an dem sie zur Schule gehen und wo sie die Nachbarschaft kennen. Sie sind Spezialisten des Alltags und können viel über das Zusammenleben der Anwohner berichten. Sie erzählen von spannenden Ereignissen, stellen Geschäfte und ihre Inhaber vor und können Auskunft darüber geben, wie und wo sie ihre Freizeit verbringen."[3]

---

3 http://www.route65-wedding.de/ (eingesehen am 12. April 2011)

Neun junge MigrantInnen aus Pakistan, der Türkei, Syrien, Tunesien, Marokko und anderen Staaten führen auf Anfrage Berlin-Besucher durch ihr Viertel, den ehemaligen Arbeiterbezirk Wedding. Die einzelnen Stationen der „Route 65“ wurden von den Jugendlichen selbstständig ausgewählt und auch die Informationen zu den einzelnen Stationen sind weder vorgegeben noch vorstrukturiert. So gibt es beispielsweise eine Tour, die den Namen „Rap und Religion“ trägt. Geplant und geführt wird sie von zwei pakistanischen Schülern, Habib und Etizaz, die auf das enge räumliche Verhältnis von religiösen Stätten, Musikclubs und Jugendtreffpunkten hinweisen wollen: „Der orientalische Wedding ist unser Thema. Religion ist uns wichtig, Rap aber auch. Wir, Habib und Etizaz, zeigen eine kleine pakistanische Moschee, Bilder mit Koransprüchen, goldene Möbel und tolle Shishas. Aber auch Schulen, Jugendeinrichtungen und das Amtsgericht gehören zu unserem orientalischen Wedding.“[4]

Eine andere Tour nennt sich „Mauer und Rosen“. Sie wird von zwei arabischen Mädchen, Danya und Rawan, geführt. Die Tour führt entlang von jugendspezifischen Orten, aber auch entlang der historischen Mauermarkierung, die zur Zeit des Kalten Krieges das Viertel abschloss. „Wir beide, Danya und Rawan, sind im Wedding großgeworden und können über viele Läden, in denen die Jugendlichen gerne shoppen, erzählen und auch über die versteckten romantischen Treffpunkte.“[5]

Ausdrücklich wird bei der Tourbeschreibung darauf hingewiesen, dass die Tour in deutscher wie auch in arabischer Sprache durchgeführt werden kann.

Innerhalb dieses Projektes, das im Übrigen keine staatliche Förderung erhält, werden die jungen MigrantInnen nicht zu *TeilnehmerInnen* gemacht, sondern sie gestalten selbstständig das Projekt, entscheiden über den Einsatz von Medien, treffen die Auswahl der Orte, die besichtigt werden, und vor allem – sie erzählen von sich.

Der öffentliche Raum selbst wird dabei zum Medium, bei dem eben keine genuin touristischen Erlebniswelten im Vordergrund stehen – die meisten der gewählten Stationen wären für einen unerfahrenen Besucher wahrscheinlich wenig spektakulär – sondern die Orte gewinnen ihre Kraft durch die Verbindung mit den Narrativen, den jeweiligen Erzählformen der jugendlichen Guides. Dazu kommt, dass diese Räume „eigene Räume“ sind. Das ist hier äußerst wichtig zu betonen, denn gerade die Nicht-Verfügbarkeit von Orten verdeutlicht ihre medialen Qualitäten. Der Besuch in einer pakistanischen

4 ebda.
5 ebda.

Hinterhof-Moschee wäre außerhalb einer solchen Tour lediglich eine touristische Zudringlichkeit. Durch die Vermittlung der jugendlichen Guides wird der Besuch Teil eines Konzeptes, über das die Jugendlichen relative Verfügungshoheit haben.

Dies unterscheidet das Projekt „Route 65" von vielen anderen Projekten, dass es vor allem das, was geschieht, stark macht, und nicht das, was geschehen soll, weil es in ein spezifisches Bildungskonzept passt. „Wer (…) die tolerante Begegnung zwischen Fremden ermöglichen und beleben will, der muss nicht Begegnungsräume bauen, in denen dies wieder ermöglicht wird, sondern der muss die sozioökonomischen Bedingungen schaffen, damit die Konfrontation mit dem Fremden nicht nur von Intellektuellen als Bereicherung und Gewinn erlebt werden kann. Dazu gehört aber gerade die Verfügungsgewalt über ein Stück ‚eigenen Raum', der nicht fraglos und jederzeit von anderen okkupiert werden kann" (Schroer 2006, S. 248).

In dieser Betrachtungsweise macht es auch Sinn, dass die Touren des Projektes „Route 65" Geld kosten. Freilich liegen die Preise in einem moderaten Rahmen und sind weit davon entfernt, in die Nähe professioneller touristischer Anbieter in Berlin zu geraten. Neben der Deckung der Kosten für das Projekt ist aber hauptsächlich die reale Anerkennung der Arbeit der Jugendlichen zu nennen. Hier wird nicht in einem geschützten Projekt- und Bildungsraum agiert, sondern innerhalb des Projektes kommt durch den Preis auch klar zum Ausdruck, dass sich die jugendlichen Guides als Anbieter einer Arbeit verstehen, die Respekt verdient – und zwar nach der Logik der Gesellschaft, in der die Arbeit angeboten wird.

Der klare Vertrag, der innerhalb der Touren geschlossen wird, umfasst den Faktor Zeit (ca. 2 Stunden) und markiert auch eine Grenze: das Programm kann nicht beliebig verändert oder von den Besuchern modifiziert werden. Es handelt sich eben um keinen Workshop oder gar um ein Seminar. Der Eintritt, im doppelten Sinne des Wortes, in die Alltagswelt der Jugendlichen erfordert Sensibilität zuerst auf Seiten des Besuchers. Das Medium, mit dem hier beide umgehen, Besucher wie Guides, beginnt sich erst zu öffnen und umfassend zu kommunizieren, wenn die Spielregeln der gegenseitigen Wahrnehmung respektvoll ausgehandelt sind.

Ein weiteres Beispiel für ein gelungenes, jedoch eher klassisches Medien-Projekt in Bezug auf den Umgang mit jungen MigrantInnen stellt die Stadtteilzeitung „Magazin Nordwest" des Stadtteils Marzahn dar. Dem Magazin gelingt es, ganz unterschiedliche Migrationsgruppen an ein Medium zu binden und vor allem das Medium Stadtteilzeitung als aktive Kommunikationsplattform zu etablieren.

Verknüpft ist die Zeitung mit der bundesweit agierenden Website „Nachbarn-Online“ (eine Seite spezifisch für Spätaussiedler), die auch immer wieder neue Informationsformate lanciert: „Herzlich willkommen auf www.nachbarn-online.net, der Seite für die Integration von Spätaussiedlern und russischsprachigen Migranten. Seit 2002 erscheint in Berlin-Marzahn Nordwest das zweisprachige Informationsblatt „Nachbarn“, das Themen der Integration dieser Migrantengruppe behandelt. Damit wird versucht, neue Brücken der Kommunikation zu schlagen und zum Abbau von Verständigungsbarrieren beizutragen. Im Blatt werden nicht nur wichtige Informationen weitergegeben, durch das Aufgreifen von Fragen der Integration und die Darstellung unterschiedlicher Integrationsprojekte wird auch ein Beitrag zur produktiven Vernetzung verschiedener Integrationsansätze geleistet. Um dem Bedarf an wichtigen Informationen zur Integration nachzukommen, wurde 2006 das Internetportal „Nachbarn Online“ gestartet, auf dem die Informationen sofort nach dem „Bekannt Werden“ eingearbeitet werden. Im „Archiv“ kann man die alten Ausgaben des Infoblatts „Nachbarn“ aus den Jahren 2002 bis 2005 nachlesen und für die weitere Verwendung herunterladen, unter „Geschichte“ wichtige Informationen zur Vergangenheit dieser Migrantengruppe und unter „Wegweiser“ wichtige Informationen zu den Integrationsprojekten aus Berlin-Marzahn Nordwest erhalten. Außerdem werden auch die aktuellen Ausgaben von „Nachbarn“ innerhalb der Zeitung „Nordwest“ mit ihren jeweiligen Inhalten auf dem Portal zu finden sein. Durch die neuen Möglichkeiten der Internet-Zeitung werden in den Rubriken „Aussiedler in Berlin“ und „Aussiedler bundesweit“ auch Berichte zur Problematik der Aussiedler aus anderen Bezirken Berlins und anderen Bundesländern ins Netz gestellt. Dazu kommen noch Untersuchungen, Statistiken, Stellungnahmen, Erklärungen u.s.w. über die Zielgruppe, die in anderen Medien erschienen sind, „Statistik“ sowie unter „Termine“ die aktuellen Termine in Marzahn Nordwest. „Gern möchten wir Ihre Meinung und Anregungen erfahren, schreiben Sie uns, Ihre Meinung ist uns wichtig!“[6]

Gerade bei Spätaussiedlern aus Russland lässt sich ein hohes Interesse an einem speziellen Community-Austausch beobachten. Informationen, die Treffen, Versammlungen, aber auch Musik-Clubs und besondere Treffpunkte für Jugendliche benennen, werden äußerst positiv aufgenommen. Im Falle des Stadtteilmagazins gelingt den Blattverantwortlichen ein besonderes Kunststück: die Zeitung *Nordwest* fungiert zum einen als eine solche Informationsdrehscheibe, zum anderen werden aber auch bewusst Angebote für andere

6 http://www.nachbarn-online.net/inhalt (eingesehen am 13. April 2011)

Minderheiten- und Migrantengruppen aufgenommen, etwa das Projekt „KulturdolmetscherInnen“: „Ab Juli startet das Projekt ‚Kulturdolmetscher im Stadtteil Marzahn Nord-West‘. Es zielt auf vietnamesische Aussiedlerfamilien und Romafamilien im Stadtteil und soll zur Bewältigung von Problemen zwischen Elternhaus, Schule und Kita beitragen. Außerdem soll es den Familien den Zugang zu den im Stadtteil und Bezirk vorhandenen Angeboten der Familienhilfe ermöglichen sowie die Arbeit an den Schulen und Kitas unterstützen. Frau Svetlana Hayduk von Vision e.V. wird die Aussiedlerfamilien betreuen, Frau Tran, Thi Dao von Reistrommel e.V. die vietnamesischen Familien und Frau Malgorzata Jansen vom Caritasverband Romafamilien. Die KulturdolmetscherInnen werden einmal wöchentlich in den jeweiligen Einrichtungen einen Sprechtag durchführen. An diesem Tag können sich Schüler, Lehrer, Eltern und ErzieherInnen mit Problemen an sie wenden. Sie werden dann innerhalb der Einrichtungen zwischen den einzelnen Beteiligten vermitteln. In Zusammenarbeit mit Eltern und Schulen bzw. Kitas wird für den jeweiligen Einzelfall ein Hilfeplan aufgestellt und entsprechend umgesetzt. Begleitungen zu Behörden, Ärzten usw. sowie Verständigungshilfen werden in den jeweiligen Hilfeplan einbezogen.“[7]

Das Medium der Stadtteilzeitung wird dazu genutzt, verschiedene Minderheiten- und Migrantengruppen wie etwa Sinti und Roma oder vietnamesische Stadtteilbewohner mit Hilfe der KulturdolmetscherInnen zu aktivieren.

Das Ziel des Mediums ist weniger, ausführlich über Ereignisse aus dem Viertel zu berichten, sondern vielmehr aktive Partizipation zu ermöglichen und Kommunikationsverbindungen zwischen den verschiedenen Migrantengruppen zu schaffen. Dass es hierbei ein Medium nutzt, das von einer besonders großen Migrantengruppe, den Russlanddeutschen, gelesen und in Anspruch genommen wird, ist ein kluges Verfahren, um innerhalb einer Minderheitengruppe die Verantwortung zur Kommunikation mit anderen Minderheitengruppen zu verankern.

Die Arbeit der KulturdolmetscherInnen wird in der Zeitung angekündigt und zugleich wird auf ihre Präsenz im öffentlichen Raum hingewiesen. Das Medium will vor allem für jüngere Migranten eine Kommunikationsplattform sein, die Begegnungen im öffentlichen Raum des Stadtviertels initiiert.

Besonders hervorzuheben ist hier Folgendes: wenn man diese Zeitung regelmäßig liest, kann man feststellen, dass der Blick der sehr unterschiedlichen Bewohner Marzahns

7 http://www.nachbarn-online.net/inhalt/aktuelle-ausgabe (eingesehen am 13. April 2011)

ein vollkommen anderer ist als jener, mit dem häufig in Mainstream-Medien über das Viertel berichtet wird. Die Zeitung fungiert als eine Selbstauskunft der Viertelbewohner. Das Marzahn, das in dieser Zeitung erscheint, hat wenig zu tun mit den aus den großen Tageszeitungen bekannten „Problemberichten".

So berichtet etwa die Berliner Tageszeitung *Tagesspiegel* regelmäßig über sozialwissenschaftliche Analysen zur Entwicklung von Berliner Stadtvierteln in folgender Weise: „Eingeordnet werden die Quartiere in vier Gruppen nach sechs Faktoren: Langzeitarbeitslosigkeit, Arbeitslosigkeit, Jugendarbeitslosigkeit, Aufstocker (Empfänger staatlicher Hilfe trotz Erwerbstätigkeit), Kinderarmut, Anteile von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In Berlin gibt es 34 Quartiere in der Gruppe 4 mit ‚sehr niedrigem Entwicklungsindex'. Darunter in Mitte Körnerstraße und Huttenkiez, in Friedrichshain-Kreuzberg Askanischer Platz und Mehringplatz, in Charlottenburg die Paul-Hertz-Siedlung, in Neukölln die Schillerpromenade und die Silbersteinstraße, in Marzahn-Hellersdorf Marzahn-West. Von Gruppe 4 ‚aufgestiegen' sind der Oranienplatz in Kreuzberg, Wissmannstraße und Hertzbergplatz in Neukölln."[8]

Im Subtext dieser Mitteilungen werden diese Kieze als Problembezirke definiert, von denen nur wenige einen „Aufstieg" aus ihrer jeweiligen Misere schaffen. Die Eigenperspektiven der Bewohner tauchen in solchen Studienergebnissen nicht auf.

Hierzu schreibt der Stadtsoziologe Markus Schroer treffend: „Es gehört zu den Eigentümlichkeiten soziologischer Texte über die Ghettos, Slums, Banlieus und Favelas, die ausweglose Lage der Bewohner zu beschreiben und dies mit einer Klage über politisches Versagen zu verbinden – und es dabei zu belassen. Wie die Bewohner tatsächlich ihren Raum wahrnehmen, aneignen und gestalten und welche Bezüge sie dabei – weit über ihren Aufenthaltsort hinaus – herstellen, die gerade quer zu den üblichen räumlichen Einteilungen liegen, darüber schweigt eine sich mit Zuschreibungen begnügende Soziologie, die auf die Deutungen der Akteure schlicht verzichtet." (Schroer 2006: S. 250-251)

Es ließe sich hinzufügen, dass vor allem die Frage, wie die Vorort-Akteure ihren Raum kommunizieren, ein wesentlicher Baustein ist, um auf der Ebene von Medien-Bildungsprojekten einen Perspektivenwechsel zu erreichen. Im Zentrum sollten dabei die Eigenperspektiven der jungen MigrantInnen stehen sowie ihr Verhältnis zu den Räumen, in denen sie leben und groß geworden sind bzw. erwachsen werden.

8 http://www.tagesspiegel.de/berlin/berlins-problemviertel-konzentrieren-sich-im-westen/3713896.html (eingesehen am 13. April 2011)

Als drittes Projekt sei hier die Arbeit des Berlin-Kreuzberger Bildungs- und Kreativzentrums „Die gelbe Villa“ im Bereich Medienpädagogik genannt. Das Zentrum stellt bewusst sein medienpädagogisches Konzept ins Internet, um die Grundprämissen der eigenen Arbeit präsent zu halten. Hier ein Auszug aus dem medienpädagogischen Konzept: „Die gelbe Villa vermittelt in verschiedenen Kursen Medienkompetenz. Wir verstehen unter Medienkompetenz die konkrete Anwendung und den bewussten Umgang mit den Medien PC und Internet, sowie Video/Fernsehen und Musik/Audio, die zum großen Teil den Alltag der Kinder bestimmen. Durch Kreativworkshops in den Bereichen Musik, Video, PC und Internet werden den Kindern unter fachlicher Anleitung Handwerkszeug und Regeln näher gebracht sowie ein ethisch-moralischer Diskurs über Medienkonsum und seine Auswirkungen in Gang gesetzt.“[9]

Obgleich auch hier ein vorstrukturierter pädagogischer Ansatz zu beobachten ist, zeigen die Projekte der „Gelben Villa“ in der Praxis ein hohes Maß an innovativen Zugängen zur Aktivierung von Kindern und Jugendlichen.

Sie können in den verschiedenen Projekten sinnlich und sinnhaft lernen, den Raum, in dem sie leben, als individuelle und von ihnen selbst interpretierbare Topographie zu verstehen. Dabei finden visuelle wie akustische Ansätze eine gleichberechtigte Unterstützung. Zudem liegt jedem Projekt ein pädagogischer Ansatz zugrunde, der sich bewusst von Schulmodellen absetzt und den Faktor Zeit im Sinne eines möglichst breiten Zeitrahmens für eigene Entdeckungen, Kreativprozesse und Ideen zentral denkt: „Projektarbeit in der gelben Villa heißt, Improvisationsfähigkeit, handwerkliches Geschick sowie kreative Ausdrucks- und Präsentationsfreudigkeit zu lernen. Das schulische Leistungs- und Benotungssystem spielt dabei keine Rolle. Hier geht es um das Erfolgserlebnis, gemeinsam etwas zu schaffen und es anderen – Eltern, Lehrern, Mitschülerinnen und Mitschülern, einer geladenen Öffentlichkeit – vorzustellen. Projektarbeit heißt auch, sich Zeit zu nehmen, den Dingen auf den Grund zu gehen und über einen längeren Zeitraum ein Thema mit seinen verschiedenen Aspekten und Bedeutungen zu untersuchen. Diese konzentrierte und interdisziplinäre Herangehensweise spielt eine wichtige Rolle im Lernprozess.“[10]

Auffällig bei den Projektbeschreibungen der „Gelben Villa“ ist, dass ganz bewusst darauf verzichtet wird, dezidiert von jungen „MigrantInnen“ zu sprechen, überhaupt ist

9 http://www.die-gelbe-villa.de (eingesehen am 13. April 2011)
10 Ebda.

in den Selbstbeschreibungen sehr wenig die Rede von Migration und Integration, dafür umso mehr von interkultureller Kompetenz und Empathie.

Obgleich ein großer Teil der Jugendlichen und Kinder, die an den Kursen des Bildungszentrums teilnehmen, eine andere kulturelle Herkunft haben, wird dieser Umstand nicht betont, sondern vielmehr darauf geachtet, dass die kreativen Potentiale der Jugendlichen im Vordergrund stehen. So werden etwa auf den Internetseiten der „Gelben Villa" akustische Portraits von verschiedenen Räumen und Orten veröffentlicht, in denen die Projekte stattfinden, etwa eine „Milchbar", eine „Schreibwerkstatt" oder ein „Werkstattraum". Die Alltagswelt der Jugendlichen wird von ihnen selbst dargestellt mit Hilfe unterschiedlicher Formate. Aufgrund der Distribution dieser Formate durch das Internet sind diese Selbstauskünfte auch einer breiteren Öffentlichkeit kostenfrei zugänglich.

Abschließend stellt sich die Frage, wie sich diese virtuellen Räume, die auf reale Orte referieren, wissenschaftlich und praktisch beschreiben lassen.

4. Versteckte Orte und Heterotopien

Wie versucht wurde zu zeigen, ist der Umgang mit den Räumen der Alltagswelt eine Möglichkeit, um jungen MigrantInnen neue Zugänge zu nicht vorstrukturierten Selbstauskünften zu eröffnen – jenseits von schulpädagogischen Modellen.

Besonders in Berlin lassen sich hier große Potentiale ausschöpfen, denn die Stadt besteht aus so unterschiedlichen und auch in historischer Hinsicht stark disparaten Arealen, dass etwa in einem Stadtviertel wie Neukölln innerhalb weniger Straßenzüge nicht nur vielfältige, von Migrationskulturen geprägte Lebenswelten zu beobachten sind, sondern rund um das sogenannte „Böhmische Viertel" sogar eine nahezu komplett erhaltene Dorfstruktur zu finden ist, die aus den Zeiten der böhmischen Glaubensflüchtlinge stammt.

Als es nach der berüchtigen Schlacht am Weißen Berg 1620 zu einer Rekatholisierung Böhmens kam, flüchteten viele Protestanten in Richtung Westen. Ab 1737 siedelten, auf Einladung von Friedrich Wilhlem I, Glaubensflüchtlinge auch in Berlin Rixdorf. Noch heute erzählen viele Straßenzüge, kleine Friedhöfe und Häuser etwas von dieser Vergangenheit, eine Stadttopographie, die sich mühelos mit in das bunte und vielfältige Leben der Migrantenszenen in Neukölln intergriert.

Hier treffen, auf einer symbolischen Ebene, alte und neue Erfahrungen von Fremdheit, dem Gewinn von Heimat, neuem Zuhause und neuer Identität aufeinander. Diese besonderen Referenzen werden häufig erst in medialen Vermittlungen deutlich, am stärksten sicherlich in Kontexten, in denen junge Bewohner des Viertels ihre eigene Alltagswelt auf Spuren und Referenzen hin überprüfen können.

Was in Medienbildungsprojekten entdeckt werden kann – und dies ist von hoher Relevanz – sind nicht reale Räume, sondern Darstellungen von Räumen, sogenannte *Heterotopien*, ein Begriff, den Michel Foucault geprägt hat. Eine Heterotopie ist „gewissermaßen ein Ort (…) außerhalb aller Orte, wiewohl er tatsächlich geortet werden kann." (Foucault 1993/1967, S 39) Solche Orte können zum Beispiel in der Fiktion von Filmen deutlich hervortreten. „Die Welt im Kino wird gewöhnlich als eine ‚andere Welt' erinnert. (…) Im Gedächtnis erscheint dieser andere Ort einerseits radikal vom Alltäglichen unterschieden und andererseits als ‚lokalisierbar' – eingebettet in den Alltag. In der erinnerten Welt im Kino besitzt auch die Zeit etwas von diesem Mix aus ‚verortbar' und ‚außerhalb', der die Foucaultsche Heterotopie charakterisiert." (Kuhn 2010, S. 31)

Was Annette Kuhn hier für das Kino formuliert, lässt sich ohne weiteres auch auf die Medienmaterialien übertragen, die in Medienbildungsprojekten hergestellt werden. Die Beobachtung der eigenen Alltagswelt wird zu einer spezifischen Fiktion, in der die Akteure ihre Sicht, ihre Wünsche, Vorstellungen, Meinungen und Selbstverteidigungen eintragen.

Selbst in den mündlichen Narrativen der jugendlichen MigrantInnen, die im Berliner Stadtbezirk Wedding ihre Führungen im Projekt „Route 65" anbieten, findet sich noch etwas von diesem Charakter einer Heterotopie. Durch die Erzählung der Guides über Orte ihres Alltags verändern sich die besuchten Orte, werden zu einer spezifischen Topographie, in der sich Selbstauskünfte und Wahrnehmungen zu einem eigenen Raum verdichten.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Potential von zeitgemäßen Medienbildungsprojekten für junge MigrantInnen vor allem in dem Bewusstsein für die medialen Qualitäten des Raumes liegt, in dem Alltag erlebt und erfahren wird. Jenseits schulpädagogischer und seminaristischer Ansätze konventioneller Medienbildung wird hier die Selbstgestaltungskraft der angesprochenen Zielgruppe in den Mittelpunkt gerückt. Erst durch diesen Prozess können unzulässige Zuschreibungen, Simplifizierungen und Termini wie „Parallelgesellschaften" und „Integrationsverweigerung" in der Tiefe überwunden werden. Die viel beschworene Vielfalt kultureller Erfahrung kann nicht behauptet

werden, sondern muss sich in Auskünfte verwandeln, um dialogisch wirken zu können. Erst in diesem Prozess gewinnt der Aristotelische Gedanke von der Stadt, die erst durch unähnliche Menschen zuwege gebracht wird, an Kraft und Substanz.

Literatur

Eschenauer, Barbara (2011): Planung statt Projektitis. Zur Notwendigkeit der Medienkompetenzförderung. epd medien Nr 14. Berlin: Evangelischer Pressedienst.

Dittmer, Jason (2010): Popular Culture, Geopolitics & Identity. New York: Rowman &Littlefield Ltd.

Karpenstein-Eßbach, Christa (2004): Einführung in die Kulturwissenschaft der Medien. München: UTB.

Kuhn, Annette (2010): Heterotopie, Heterochronie. Ort und Zeit der Kinoerinnerung. In: Schenk, Irmbert/Tröhler, Margrit/Zimmermann, Yvonne (Hrsg.): Film – Kino – Zuschauer: Filmrezeption. Marburg: Schüren.

Lindner, Rolf (2000): Die Stunde der Cultural Studies. Wien: WUV – Universitätsverlag Wien.

Neuss, Norbert (2011): Medienpädagogik als Selbstverständlichkeit. Interview. GMK – Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur. Newsletter 29.03.2011. Bielefeld: GMK.

Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Sennett, Richard (1997):r

Auf der Suche nach den „wahren Merkmalen". Beispiele für Ethnisierungen von RomNija in der österreichischen und slowakischen Presse

Barbara Tiefenbacher und Stefan Benedik

1. Über RomNija sprechen: Kontexte antiziganistischer /rassistischer Wissensproduktion in europäischen Medien[1]

„Die wahren Merkmale der Roma-Gemeinschaft sind: Hohe Geburtenrate, geringe Lebenserwartung, keine oder miserable Schulbildung, Arbeitslosigkeit, hohe Kriminalitätsrate, Wohnen in Elendsquartieren. Aber auch: Hohe Musikalität" (Magenschab 2011, S. 2). Dieser Satz fand sich am 16. Februar 2011 im Leitbeitrag der Kleinen Zeitung, in dem der Wiener Staatswissenschafter und Pressesprecher des verstorbenen österreichischen Bundespräsidenten Thomas Klestil, Hans Magenschab, nicht nur die „wahren" Eigenschaften einer „Volksgruppe" erörtert, sondern auch daraus erwachsende Gefahrenpotentiale für „westeuropäische" Staaten skizziert: *„Und man darf unterstellen: Die ehemaligen Ostblockstaaten, die derzeit mit der Bewältigung der Wirtschaftskrise mehr als überbeschäftigt sind, haben ein heftiges Interesse daran, nichtintegrierte Roma ‚anzubringen' – genau: in den Westen abzuschieben"* (Magenschab 2011, S. 2). Der vorliegende Artikel wird sich mit der Ausprägung solcher und ähnlich pauschalisierender/ethnisierender Bilder in Medien[2] vor dem Hintergrund soziokultureller bzw. politischer Szenarien von Bedrohung für die „eigene" Gesellschaft auseinandersetzen, die in den meisten europäischen Ländern seit der Jahrtausendwende erheblichen Anteil an der Entwicklung eines spezifisch auf RomNija[3] zugeschnittenen Repertoires an

1 Dieser Artikel ist im Kontext des DOC-Teams „shifting romipen. Verhandlungen von Ethnizitäten in zentraleuropäischen Migrationen von Roma und Romnija" der Österreichischen Akademie der Wissenschaften entstanden und basiert teilweise auf Forschungsergebnissen aus dem von Heidrun Zettelbauer geleiteten Projekt „'Bettlerflut?' Bilder und Kontexte transnationaler Romani Migrationen in die Steiermark", gefördert vom Zukunftsfonds des Landes Steiermark.

2 Übereinstimmend mit den anderen Beiträgen dieses Bandes bezeichnen wir damit Medien im alltagssprachlichen Sinne des Wortes, allen voran Print- und Onlinemedien.

3 Mit dieser Form soll einerseits ein Vorschlag zur geschlechtergerechten Benennung von Angehörigen von Romani Gruppen geleistet werden – Romni ist das weibliche Pendant zum Singular Rom, Romnija die entsprechende Pluralform. Andererseits ist es uns ein Anliegen, auf die Notwendigkeit einer ethisch vertretbaren und sensiblen Sprachverwendung

rassistischen Argumentationen und Praktiken hatten. Dabei ist auffallend, dass in den sogenannten „westeuropäischen" Regionen in der medialen und politischen Darstellung so gut wie immer bestehende migrationskritische oder xenophobe Diskurse verwoben werden mit Argumentationen, die sich speziell auf RomNija beziehen. In diesen Fällen wird die Repräsentation von RomNija ganz allgemein zur Repräsentation von migrierenden RomNija, die die in den jeweiligen Staaten ansässigen „autochthonen" Gruppen entweder ausblendet oder ebenfalls als MigrantInnen zeigt (vgl. Demeillers 2011). Viele der Images, die die mediale Darstellung von RomNija prägen, sind also von Darstellungsmustern wie einer „Flut" von Fremden, des „unzivilisierten Ostens" oder der den durch Fleiß erwirtschafteten Reichtum der Aufnahmegesellschaften ausbeutenden MigrantInnen bestimmt. Bei den damit einhergehenden Prozessen der Ethnisierung werden Informationen, die mit Romipen[4] in Beziehung stehen und die im kulturellen Gedächtnis eines lokalen, regionalen, nationalen und transnationalen Bezugsrahmens gespeichert sind, abgerufen. Für solche Wissensbestände beginnt sich in den wissenschaftlichen Debatten seit Mitte der 90er-Jahre der Begriff Antiziganismus herauszukristallisieren (vgl. End/Herold/Robel 2009). Wir werden im Folgenden erläutern, welche einzelnen oder kombinierten Codes auf Basis dessen herangezogen werden, um Personen oder Personengruppen als RomNija zu „identifizieren". Durch diese Fokussierung auf eine Außenperspektive wird auch sichtbar, dass im Sprechen über RomNija trotz einer Romani BürgerInnenrechtsbewegung die hegemoniale Position der Mehrheitsbevölkerung nach wie vor unangefochten ist, was sich auch in der Medienlandschaft abbildet. Die dort erkennbare ungleiche Verteilung (sowohl was Deutungs- als auch Gestaltungsmacht angeht), macht vielfach rassistische Medienberichterstattung möglich, die ohne sanktionierende Konsequenzen bleibt. Für diesen Umstand zeichnen mehrere Faktoren verantwortlich: RomNija sind zwar Angehörige der einzelnen europäischen Nationalstaaten, werden jedoch in der Praxis als „geduldete" Fremde behandelt bzw. können de facto nur auf einen Status als BürgerInnen zweiter Klasse zurückgreifen. Schritte in Richtung einer Gleichstellung mit den Angehörigen der Mehrheitsbevölkerung sind in Europa derzeit

hinzuweisen, für die in der bestehenden deutschsprachigen Literatur bislang keine unserer Meinung nach adäquate Lösung entwickelt wurde. Weiters verweisen wir hier der Vollständigkeit halber darauf, dass angesichts der enormen Heterogenität von Romani Communitys RomNija hier als Umbrella-Begriff für alle Personen, die einer Romani Community zugeordnet werden (oder in diesem Artikel in selteneren Fällen sich einer solchen Community selbst zugehörig fühlen), dient.

4 Mit diesem aus dem Romanes stammenden Begriff, der die Zugehörigkeit zur Romani Community ausdrückt, bezeichnen wir die Summe von Fremd- und Selbstzuschreibungen, mit der Zugehörigkeit zu Romani Communitys (abhängig vom jeweiligen Kontext und Standpunkt) hergestellt wird.

kaum erkennbar.[5] Während bei Communitys, die als klassische „nationale Minderheiten“ verstanden werden, eine (Staats-)macht die Handlungsräume absteckt bzw. erweitert, die Interessen und Rechte ihrer BürgerInnen vertritt und Rechtsverletzungen auf übergeordneter Ebene thematisieren kann (beispielsweise im Fall der ungarischen Community in der Slowakei, etc.), fehlt diese Art von „Lobbyismus“ für RomNija völlig. NGOs und AktivistInnen versuchen zwar, diese Rolle zu übernehmen, agieren dabei jedoch unvermeidbar auf einer hierarchisch deutlich niedrigeren Ebene als Nationalstaaten.[6] Dazu kommt noch ein zusätzlicher, weitreichender Grund, der gesellschaftliche Akzeptanz rassistischer Haltungen und Handlungen gegenüber RomNija erklären kann. Häufig werden solche Grenzüberschreitungen hin zu diskriminierendem Sprechen abhängig vom Standpunkt der SprecherInnen und RezipientInnen nicht als solche erkannt. Beispielsweise wurde der eingangs bereits erwähnte Beitrag in der Kleinen Zeitung auch auf beanstandende Leserbriefe hin vom Chefredakteur keineswegs als problematisch beurteilt (mit Verweis auf die vorausgesetzte „gute Absicht“ des Autors).[7]

2. Pluralitäten und Kontextgebundenheiten: Theoretische Modelle zur Analyse von Ethnisierungen

Der entscheidende Schritt zur völligen Veränderung des Stellenwerts von Ethnizität als Konzept wissenschaftlicher Analyse wurde vor rund 20 Jahren vom als Gründerfigur der angloamerikanischen Cultural Studies gehandelten Stuart Hall unter dem Titel *New Ethnicities* gesetzt. Hall öffnete das bis dahin weitgehend essentialistisch aber auch exklusiv verstandene Konzept für destabilisierende Lesarten, um besonders Pluralitäten und Performanz zu betonen. In den Blickpunkt geriet in Folge dieses Paradigmenwechsels die Aneignung von ethnischen Identitäten und wie diese codiert sind bzw. sein können, wobei Parallelitäten mit den bzw. Bezugnahmen auf die zeitgleich ablaufenden Entwicklungen des *performative turn* augenfällig sind (vgl. Bachmann-Medick 2006, S. 104-143 bzw. Bal 2002, S. 175-195). Darauf verweist auch der provokante Plural im

5 Vgl. dazu die Neo-Nazi-Aufmärsche im Frühjahr 2011 im ungarischen Ort Gyöngyöspata und den Umgang der ungarischen Behörden mit den offenen Bedrohungen für die lokale Romani Bevölkerung. Eine Dokumentation der Ereignisse ist hier abrufbar http://gyongyospatasolidarity.wordpress.com/

6 Siehe Fußnote 5.

7 Auskunft von einer der LeserbriefschreiberInnen über die Rückmeldung der Redaktion.

Titel, wodurch das von Hall nicht raumgreifend entwickelte Konzept erstens für Perspektiven auf die Veränderbarkeit scheinbarer Konstanten, zweitens auch im Sinne der Differenzdebatten feministischer TheoretikerInnen in Berücksichtigung ambivalenter Codierungen und drittens damit einhergehend für Debatten rund um (De-)stabilisierungen des Subjekts nutzbar gemacht werden konnte. Als größtes Verdienst dieses kleinen *ethnic turn* wurde in den Debatten um die Abkehr von bestehenden Prämissen, die teilweise biologistische oder rassistische Vorannahmen prolongierten, besonders die Sichtbarmachung der unabdingbaren Verknüpftheit von Essentialismen mit solchen problematischen Forschungsparadigmen verstanden, die eine Abkehr beispielsweise von der Konzentration auf einzelne ethnische „Marker" (etwa Hautfarbe) zuließ.

Darüber hinaus geriet besonders der Aspekt der Performanz bzw. Performativität von Ethnizität zu einem zentralen Aspekt für folgende theoretische Debatten und empirische Forschungen in den Kulturwissenschaften, die zu Anknüpfungen und Weiterentwicklungen der *New Ethnicities* führten, worunter die Situativen Ethnizitäten von Till van Rahden (vgl. Rahden 1996 und 2000) im deutschsprachigen Raum mehr Aufmerksamkeit erregten als das englischsprachige Pendant.[8] Rahden arbeitete in seiner Studie mit dem bemerkenswerten Titel „Juden und andere Breslauer" die Situationsgebundenheit von Judentum als Ethnizität heraus und erschloss damit nicht nur alternative Interpretationsperspektiven von pluralistischen historischen Gesellschaften, sondern trug auch wesentlich zur Berücksichtigung von Handlungsräumen und Deutungsmacht bei. Von ebenso großer Bedeutung für die Zugangsweisen dieses Artikels ist das mit direktem Bezug auf Hall argumentierende Konzept der Ethnizität ohne Gruppen (Brubaker 2010). Rogers Brubaker plädiert dabei in kritischer Reflexion bestehender Konzepte von Nationalität und Ethnizität für die Perspektivierung wissenschaftlicher Analysen auf die Herstellung von Ethnizitäten. Der damit etablierte Terminus Ethnisierung ist auch als konsequente Umsetzung der von Stuart Hall formulierten Forderungen zu verstehen, zumal sie nicht mehr nach dem Charakter und den Konsequenzen von Ethnizität, sondern nach deren Einbindung in einen Rahmen prozesshafter, ständiger Aushandlung fragt – ein Ansatz, der sich aus der Abkehr von Ethnizität als gegebener, vorauszusetzender Kategorie ergibt. Für die vorliegenden Ansätze ist diese Frage nach den Aushandlungen und Produktionsprozessen von ethnischen Zugehörigkeiten leitend.[9] Dabei sind die hier

8 Van Rahden verweist in seiner ersten Vorstellung situativer Ethnizitäten 1996 auf Jonathan Okamura: Situational Ethnicity. In: Ethnic and Racial Studies 4 (1981), S. 452-465.

9 Zum Terminus der Zugehörigkeiten in Abgrenzung zu Identitäten vgl. Strasser 2008.

oberflächlich skizzierten theoretischen Zugänge auch deshalb von entscheidender Wichtigkeit für eine Auseinandersetzung mit RomNija, weil diese Zusammenhänge bislang auch in kritischer Kommunikation nicht thematisiert wurden: *„Ist in den postkolonialen und antirassistischen Diskursen seit den 1990er Jahren auch viel von hybriden Identitäten die Rede, das heißt von Dazwischen-Identitäten von Migrant_innen, von Angehörigen ethnischer Minderheiten, die sich zwischen Minderheits- und Mehrheitskultur bewegen, so findet sich Derartiges im Diskurs um Roma kaum."* (Scholz 2009, S. 36). Im Folgenden werden daher auch in Antwort auf diese Desiderate einige ausgewählte Beispiele für die ambivalenten Herstellungen von Romipen in Medien diskutiert werden.

3. Orte, die RomNija machen: Ethnisierungen auf Basis singulärer Codes

Prozesse der Ethnisierungen von RomNija finden auf unterschiedlichen Ebenen und unter Anwendung verschiedener Codes im Zuge von Selbst- und Fremdwahrnehmung statt. Während als gruppeninterner Marker die Sprache Romanes eine wesentliche Rolle spielt (Scheinostová 2006), erfolgt die Zuordnung durch die nicht-Romani-Bevölkerung anhand weiterer Codes. In diesen Prozessen erlangen die skizzierten theoretischen Konzepte besondere Bedeutung für den hier behandelten Fall, zumal in der Struktur von Ethnisierungen bei RomNija eindeutige Zuordnungen nicht vorauszusetzen sind. Hautfarbe ist besonders in von zunehmender Diversität erkennbaren Gesellschaften nur als ambivalent ethnisierender Code kommunizierbar, wodurch eine starke Divergenz zwischen dem rassistischen Anspruch (Erkennbarkeit) und der sozialen Praxis (Abhängigkeit vom Kontext) in der Struktur von Einschreibungen von Romipen entsteht. Angesichts dessen kommt sprachlichen Ethnisierungen eine tragende Rolle zu, wie etwa am Beispiel von Familiennamen, die als für die Burgenland-RomNija „typisch“ erachtet werden, sichtbar wird. So funktionieren z. B. die Namen Papai, Baranyai oder Sarközi innerhalb des lokalen Umfeldes als relativ stabile Ethnisierung, sodass besonders in den Jahrzehnten nach der NS-Herrschaft einzelne Personen die Möglichkeit nutzten, durch einen Namenswechsel ihr nach außen sichtbares Romipen ablegen zu können (vgl. Müller 2010).[10] Die Anzahl vergleichbarer Codes ist sehr hoch und bewegt sich in einer Band-

10 Dies unterstreicht ein Vorfall im südlichen Burgenland, als eine junge Romni zu einem Vorstellungsgespräch ging und ihr

breite von Verweisen auf Ausbildung bzw. Tätigkeit (insbesondere in der Slowakei erfüllt der Besuch einer Sonderschule *špeciálna škola* diese Funktion ebenso wie die Teilnahme am „Aktivierungs"-Programm für Langzeitarbeitslose *aktivačný program*), über aus antisemitischen Beispielen wohl bekannten durch Betonung vermeintlicher Inklusion exkludierenden Bezeichnungen („unsere Mitbürger")[11] bis hin zu auf traditionelle Stereotypen rekurrierenden Termini wie „RotationseuropäerInnen" (vgl. Iskandar 2009a, Iskandar 2009b). Diese Codes der Zuschreibung können sich auf regionaler Ebene wiederfinden (etwa im Fall von lokalen Postadressen in burgenländischen Romani Siedlungen, die in anderen Regionen Österreichs ohne Bedeutung sind) als auch auf nationaler Ebene bzw. darüber hinausgehend wirken.

Herausgreifen möchten wir aus diesem Bereich nun das Beispiel von Ortszuweisungen bzw. Ortsnamen als ethnisierenden Codes, wie sie auf allgemeiner Ebene etwa in England durch die *sites* (Greenfields 2010) oder auf spezifischer Ebene durch die Nennung konkreter Gemeinden, beispielsweise die beiden Stadtteile Шутка (Šutka) in Mazedonien oder Lunik IX in der Slowakei (Langenau 2004) geschieht. Als Beispiel für die beiden letztgenannten Ebenen lässt sich auch der Ort Svinia in der Slowakei anführen. Seit der Publikation „Die Hundeesser von Svinia" von Karl-Markus Gauß wird dieser Ortsname „im Westen" in unmittelbaren Zusammenhang mit RomNija gesetzt. Diese Beispiele zeigen bereits, dass im Sprechen der Mehrheitsbevölkerung über Romani Communitys eine konkrete Ortsangabe eine wesentliche – jedoch bislang kaum beachtete – Rolle spielt. Dabei können wie bereits angedeutet nicht nur konkrete geographische Angaben Voraussetzung einer Ethnisierung sein. Auf allgemeiner Ebene zeigt sich, dass in Tschechien, besonders aber in der Slowakei, das Vokabel „Siedlung" (*osada*) allgemein als Verweis völlig ausreicht, um die BewohnerInnen eindeutig als RomNija zu markieren. Der Begriff *osada* (Siedlung) wird dann als Synonym für *rómska osada* (Romani Siedlung) verwendet, weshalb die BewohnerInnen einer *osada* zwingend der Romani Community zugeordnet werden. Exemplarisch vorführen lässt sich dies etwa anhand eines online-Zeitungsartikels, der völlig ohne explizite Verweise auf die ethnische Zugehörigkeit eines thematisierten Kindes auskommt. Dennoch finden sich in den Postings in der Artikeldiskussionsseite rassistisch-

dort gesagt wurde, dass man keine Zigeuner einstelle. Sie nahm daraufhin den Mädchennamen ihrer Mutter an, der keine „verräterischen ethnischen Merkmale" beinhaltet, und ging abermals zu diesem Vorstellungsgespräch und bekam den Job. Gespräch mit einem Vertreter der Burgenland-RomNija vom 11.05.2011.

11 Als nur ein Beispiel für einen sehr weit verbreitete Code verweisen wir auf den folgenden Satz aus einer Internetdiskussion: „Tak to vypada, ze si tam ti nasi spoluobcani prodluzuji dovolenou a navstevy rodin. Nebo ze by skutecne cestovali s umyslem zadat o azyl? :-) Zdravim vsechny pseudohumanisty v cele s panem Uhlem :-)" (NN 2001)

antiziganistische Äußerungen wieder. In einem einzigen, vor dem lokalen Hintergrund als Schlüsselwort zu betrachtenden, Terminus versteckt der Artikel die Zugehörigkeit des Buben: ***„Vedenie obce sa rozhodlo zriadiť tu školu, aby miestne deti z* osady *nemuseli za vzdelaním dochádzať niekoľko kilometrov do Spišského Hrhova"*** (D*ie Gemeinde entschied sich dafür hier eine Schule einzurichten, damit die Kinder* **aus der Siedlung** *nicht einige Kilometer zum Unterricht nach Spišský Hrhov fahren müssen. Herv. d. d. A.)*(Karasová 2009). An diesem Beispiel lässt sich erkennen, dass die Bezeichnung „osada" als klar ethnisierender Code funktioniert, da sie unbeteiligten Personen erlaubt, eine Zugehörigkeit der betroffenen Person zu erkennen. Seit den Migrationen rumänischer und bulgarischer RomNija nach Westeuropa, v.a. nach Italien und Frankreich, und den infolge vorgenommenen Abschiebungen dieser Menschen, entstehen auch in Westeuropa neue Codes, die sich auf den Wohnort beziehen, wie „campi nomadi" („Nomadencamps") für jene Orte, an denen Romani MigrantInnen in Italien leben; und auch in Frankreich steht das „camp illegaux" („illegales Lager") als Code für den Wohnort von RomNija nicht französischer Provenienz. Im italienischen Fall ist das auch deshalb erstaunlich, weil den BewohnerInnen dieser Lager unterstellt wird, dass sie permanent Migrierende seien: Im öffentlichen Diskurs „ist zu einem überwiegenden Teil von ‚nomadi' (‚Nomaden') die Rede, wenn Roma und Sinti gemeint sind. Die Siedlungen von Roma, die es in fast jeder größeren Stadt gibt und in denen viele oft dauerhaft zu leben gezwungen sind, werden auch im offiziellen Sprachgebrauch als ‚campi nomadi' bezeichnet." (Lange 2009, S. 234). Für die Beispiele von „osada", „campo nomadi" und „camp illegaux" sei als Verweis auf deren enorme Wirksamkeit darauf hingewiesen, dass bei deren Eingabe in Internetbildersuchmaschinen Fotos von Orten erscheinen, die den allgegenwärtigen Vorstellungen und Bildern von Romani Siedlungen und Camps, welche v.a. von den Medien strapaziert werden, entsprechen.

Auch Hans Magenschabs Artikel in der Kleinen Zeitung, auf den eingangs hingewiesen wurde, nimmt unmittelbar auf dieses Bild Bezug, wenn als raumeinnehmende Illustration des Artikels ein Foto einer „Roma-Siedlung in der Slowakei" präsentiert wird, die durch die Kombination von Bildmotiven wie schlecht gedeckten Häusern, unzureichend gekleideten Kindern und anderen eine nahezu perfekte Repräsentation von Elend wiedergibt. Diese Wahrnehmung von „Roma-Siedlungen" als Bedrohung beschränkt sich nicht nur auf Ängste vor Massenmigrationen aus diesen „Ghettos im Osten", sondern vermag durchaus auch argumentativ gelungene Umdeutungen von Situationen im eigenen „westlichen" Land herzustellen, wie das Beispiel des Sprechens über „Lager" im französischen Kontext zeigt.

4. Komplexe Anknüpfungen: Schnittstellen von Ethnisierung und Sozialdiskriminierung

Während im vorangegangenen Kapitel Beispiele für singuläre Codes der Ethnisierung angeführt wurden, dürfen jedoch auch komplexere Prozesse, in denen durch das Zusammenspiel mehrerer Faktoren auch Ethnisierungen auf Umwegen möglich sind, nicht übersehen werden. Wie stark die Zuweisung sozialer Kriterien für solche Prozesse der Verortung ausschlaggebend sind, führen die Vorfälle mit StraßenzeitungsverkäuferInnen in Wien vor Augen – der letzte einschlägige Fall ereignete sich Mitte April 2011, als ein Straßenzeitungsverkäufer aus Wien das Lokal Stiegl-Ambulanz am Uni-Campus aufsuchte, um dort seine Zeitungen anzubieten und trotz Intervention eines Kunden, der den Verkäufer auf ein Bier einladen wollte, aus dem Lokal gewiesen wurde. Auf die Anfrage einer österreichischen Tageszeitung hin rechtfertigte die Geschäftsführerin der Betreiberkette diese Vorgehensweise mit den Worten „Das sind ja alles Zigeuner!" (Sterkl 2011). Auch 2008 kam es in Wien zu einem Übergriff der Polizei auf einen Straßenzeitungsverkäufer, der der ungarischen Community in der Slowakei angehört. Der Mann wurde aufs Wachzimmer mitgenommen, wo er gedemütigt und als „dreckiger, stinkender Zigeuner" beschimpft wurde (Miljkovic/Möseneder 2008). An diesen Vorfällen lässt sich erkennen, dass die Verschränkung von Prozessen der sozialen und ethnischen Zuordnung nicht unwesentlich ist. Obwohl in beiden erwähnten Fällen nicht bekannt ist, ob sich die Betroffenen selbst auch einer Romani Community zugehörig fühlen, wurden sie aufgrund ihrer Tätigkeit als Straßenzeitungsverkäufer, die in diesen konkreten Situationen als Kriterium für die gesellschaftliche Position gelesen wurde, als „Zigeuner" benannt und rassistisch beschimpft. Diese Kombination von rassistischen und sozialdiskriminierenden Kriterien kann als typisch für traditionell antiziganistische Haltungen angesehen werden (Scholz 2009, S. 26, S. 36). Interessant ist, dass im Anschluss an die Berichterstattung über den Vorfall in der Stiegl-Ambulanz in online-Medien nicht die Ethnisierung durch die Geschäftsführerin aufgegriffen wurde, sondern der soziale Status des Mannes als Straßenzeitungsverkäufer Anlass für Solidaritätsbekundungen vieler PosterInnen wurde. Ein möglicherweise dazu beitragender Umstand war, dass der Zeitungsverkäufer mit dem Satz „Regen Sie sich deswegen nicht auf, junger Mann – so ist das halt bei uns, im roten Wien" (Sterkl 2011) im Beitrag zitiert wird, wodurch vermittelt wird, dass es sich bei dem Mann um eine Person mit österreichisch-deutscher Muttersprache handelt, ergo um einen Österreicher. Dazu ist zu ergänzen, dass die Berichterstattung über RomNija

in den letzten Jahren immer durch Negativschlagzeilen im Zusammenhang mit RomNija nicht-österreichischer Provenienz erfolgte, wodurch ein zwar diffuses, aber bekanntes Bild von Romani MigrantInnen in Österreich vermittelt wurde.[12] Im Falle des Polizei-übergriffs entwickelte sich die Forendiskussion anders, wurde in den Postings dort doch auf die Ethnisierung als „Zigeuner“ eingegangen.

Wie heterogen mediale Berichterstattung sein kann, verdeutlichen auch die Beiträge rund um einen rassistischen Übergriff von Jugendlichen auf die Wohnwägen französischer RomNija in der Osttiroler Ortschaft Ainet. Der Vorfall wurde anfänglich von der Kleinen Zeitung aufgegriffen, die den Vorfall publik machte und in einer grundsätzlich als engagiert und kritisch zu wertenden Art und Weise diskutierte. Beachtenswerterweise werden diese Zugänge auf sprachlicher Ebene durch die Illustration der Artikel allerdings gebrochen. In der Online-Ausgabe der Kleinen Zeitung werden zwei der Beiträge zum Thema der Übergriffe in Ainet mit sogenannten Symbolfotos illustriert, die in keiner Weise zu einem besseren Verständnis der Vorfälle beitragen. Auf einem der Bilder ist eine alte, vom Leben gezeichnete Frau mit Kopftuch zu sehen, die vor einer ärmlichen Holzhütte sitzt und eine Pfeife im linken Mundwinkel hält. Links neben ihr steht ein kleines Mädchen in Shorts und T-Shirt (vgl. das Bild in: Hatz 2009a). Auf dem zweiten Bild ist eine übergewichtige, unfrisierte Frau mittleren Alters abgebildet, die gerade aus einer Plastikwanne Wasser ausleert und dabei eine Zigarette im Mund hat. Im Hintergrund sind Wohnwägen sowie ein Mercedes zu erkennen (vgl. das Bild in: Hatz 2009b). Bei beiden Aufnahmen ist der Hintergrund nicht unwesentlich, da er traditionelle gegen RomNija gerichtete Stereotypen in die Berichterstattung einbezieht: ständige Mobilität und Elend. Darüber hinaus ist in beiden Bildern der Topos der rauchenden Frau zentral. Rafaela Eulberg erörtert, dass das Bild rauchender Romnija zu Ideen unklarer Geschlechterverhältnisse unter RomNija beiträgt. *„Vor allem das Pfeife- oder Zigarre-Rauchen der Frauen wird als verwerflich angesehen, da es als ganz besonders unweiblich gilt“* (Eulberg 2009, S. 46). Diese für die Konstruktion von Bedrohungsszenarien herausragend wichtige Umkehr der bürgerlichen Geschlechterordnung ist nicht nur im Antiziganismus, sondern auch in antisemitischen Diskursen bestimmend (Eulberg 2009, Gehmacher 1992).

12 Vgl. dazu auch Kap.3 „Ethnisierung auf Basis multidimensionaler Codes: Printmediendiskurse über BettlerInnen in Graz“ in diesem Beitrag.

5. Sequentielle Ethnisierungen auf Basis multidimensionaler Codes: Printmediendiskurse über BettlerInnen in Graz

Ein gemeinsames formales Merkmal aller bislang behandelten Beispiele ist im quantitativen Bereich zu finden: Auf einzelne Kategorien zugreifende Codierungen sind vor allem für über kürzere Zeiträume verlaufende und wenig ausdifferenzierte Mediendiskurse charakteristisch. Im Kontrast dazu möchten wir im Folgenden daher einen Fall vorstellen, in dem nun bereits über 15 Jahre lang lokale politische Auseinandersetzungen, aber auch gesellschaftliche Diskurse durch ein Thema geprägt werden, dessen „ethnische" Komponente sehr stark betont wird.

Seit beinahe 20 Jahren migrieren RomNija temporär beschränkt nach Graz, um hier Möglichkeiten des Geldverdiensts zu ergreifen (vorwiegend durch Bettelei bzw. auch durch bis zum 1. Mai 2011 außerhalb der gesetzlichen Beschäftigungsbestimmungen angesiedelte Tätigkeiten, abseits des sogenannten „Arbeitsstrichs"). Obwohl BettlerInnen spätestens ab dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts bis 1989 in Graz vollkommen unbekannt waren, bestimmten sie ab Mitte der 90er-Jahre die lokalen Diskurse, wobei sie Gegenstand von Verhandlungen von Hilfsmaßnahmen ebenso waren wie Angriffsflächen aggressiver und/oder rassistischer Ressentiments. Im Zusammenhang mit der Erörterung eines sogenannten „Bettler-Problems" wurde die Anwesenheit von RomNija in Graz, deren Hintergründe, Tätigkeiten und die Gefahren, die angeblich davon ausgingen, immer wieder in lokalen Medien thematisiert. Infolge der Bildung einer örtlichen Lobby für eine bestimmte Gruppe von BettlerInnen vor allem in Gestalt einer katholischen NGO wurde es üblich, RomNija in Graz als lediglich aus einem einzigen Dorf, dem südslowakischen Medovce/Metete[13], stammend zu beschreiben. Im Folgenden sollen durch eine Darstellung der Entwicklung der dahinterstehenden Diskurse vor allem die sequentiell aufgebauten, aber ambivalent kombinierten Codierungen, auf denen die daraus entstandene Ethnisierung aufbaut, transparent gemacht werden. Auffallend ist, dass durch im Wesentlichen in Zeitungen und Zeitschriften stattfindende Verhandlungen sehr stabile Formen der Repräsentation entwickelt wurden, die den Alltag von RomNija bzw. BettlerInnen, also die „soziale Praxis" auf der Straße durch eine homogenisierte Wahrnehmung stark prägen. So ist die Verbindung zwischen den Codes „BettlerIn", „RomNi"

13 Zum Schutz unserer InterviewpartnerInnen verwenden wir ein Pseudonym für dieses Dorf. Medovce entspricht dem slowakischen Dorfnamen und Metete dem ungarischen.

und „Medovce“ in der Steiermark heute dermaßen stark entwickelt, dass in der medialen Darstellung beinahe von einer Synonymisierung gesprochen werden kann. Damit haben wir auch schon angedeutet, dass es sich bei den genannten Worten um jeweils symbolische Orte handelt, beispielsweise ist „Medovce“ als bildlicher Herkunftsort aller Grazer BettlerInnen nicht deckungsgleich mit dem konkreten südslowakischen Dorf Medovce-Metete, aus dem zwar mehrere, aber keineswegs die Mehrheit der TransmigrantInnen stammt.

Die Kontexte, vor denen sich diese Diskurse entwickelten, sind jedoch mit einem Verweis auf die fehlende Tradition von Bettelei bzw. einer Auseinandersetzung damit in Graz nicht abgetan. Noch wichtiger sind die konkreten Rahmenbedingungen der Migrationen von RomNija nach Österreich, die nicht im Sinne „klassischer“, permanente Ortsveränderungen voraussetzender, Migrationskonzepte zu verstehen sind, sondern mit Netzwerken des (kulturellen) Austausches einhergehen. Diese Formen des Austauschs ermöglichen und strukturieren Bewegungen in unterschiedliche Richtungen und haben teilweise drastische Auswirkungen auf beide involvierte topographische Orte (Graz und Medovce-Metete), auch wenn dieses Verhältnis von einem drastischen Gefälle in Bezug auf sozio-ökonomische Kriterien gekennzeichnet ist. So zeigt sich, dass die komplexen Handlungen und Bewegungen in diesem symbolischen wie konkreten Netzwerk wie auch die Infrastruktur, die sich durch sie ergibt, nicht in einem teleologischen push/pull-Modell erfasst werden können. Bewegt werden etwa Personen, Güter, Geld – aber auch Wissen, soziale/kulturelle Kommunikation durchaus nicht nur in eine Richtung und auch nicht immer in der erwarteten Weise, wie etwa das Beispiel von in Medovce-Metete produzierten Nudeln zeigt, die in Graz verkauft werden. Auch von veränderter oder neu entstandener Infrastruktur sind beide im Netzwerk involvierten Orte betroffen, etwa durch die Installierung von Betreuungseinrichtungen oder Beschäftigungsmaßnahmen bzw. durch die Entwicklung von Instrumenten zur (semi-)offiziellen Strukturierung und Administration der Migrationsströme durch NGOs, die wohl im Sinne einer Gouvernementalität (nach Foucault 2000) verstanden werden kann. Durch diese Prozesse und Aktivitäten ergibt sich seit 1997 eine nicht nur durch die Migration von Einzelpersonen abgesicherte Struktur eines von extrem ungleichen Machtverhältnissen bestimmten Gewebes, das Graz als „reichen Westen“ mit „Medovce“ als „armes Roma-Ghetto im Osten“ verbindet.

Dieses Ungleichgewicht darf jedoch nicht zur Annahme verleiten, dass RomNija keinen Anteil an den Entstehungen und der dynamischen Weiterentwicklung dieses

Netzwerkes hätten. Auch wenn in diesem Setting Romipen ausschließlich als vorgestellte „Fremdheit", als Verweis auf eine „andere Kultur" definiert wird[14], werden RomNija seit Beginn relativ stark in die mediale Berichterstattung eingebunden, wobei die Stimmen von (Romani) NGOs nur untergeordnete Relevanz besitzen im Vergleich zu Statements von Betroffenen, die in Reportagen aus Graz und aus „Medovce" sehr stark eingesetzt werden. Damit erhöht sich zwar der Einfluss der besprochenen Communities selbst auf diese Diskurse, ihre Entwicklungen und die Richtungen der vorgebrachten Argumente kaum, gleichzeitig ist die symbolische Repräsentation von Stimmen aus den Kreisen der BettlerInnen oder von Romani Communitys allgemeiner – auch unter dem Paradigma „authentischer" Berichterstattung – vergleichsweise sehr hoch. Wie die meisten bestimmenden Merkmale der Grazer Betteldiskurse lässt sich auch das auf den Einfluss einer katholischen NGO zurückführen, deren Medienarbeit relativ früh die Involvierung von betroffenen BettlerInnen vorsah.

Bezeichnenderweise ist ein erstes Aufflackern der Auseinandersetzung mit BettlerInnen in Graz genau im April 1989 zu vermerken. Die Beschäftigung mit diesem Thema verebbte allerdings relativ bald wieder, um 1995 und besonders 1996 in quantitativer Hinsicht, aber auch in Bezug auf die Relevanz für politische Argumentationen, gewaltig zu explodieren. In und seit diesen Jahren dominieren diese Diskurse nicht nur lokale Verhandlungen um den Charakter des öffentlichen Raums, Wohltätigkeit und soziale Gerechtigkeit und die Präsenz des Fremden in der Stadt ganz allgemein, sondern sind auch fixer Bestandteil regionalpolitischer Debatten geworden. Der Ort der Aushandlung dessen, wer Grazer BettlerInnen sind, wodurch sie gekennzeichnet sind, welche Gefahren von ihnen ausgehen bzw. was ihre Probleme sind etc., ist vor allem in klassischen Formen von Medien zu suchen. Dabei ist die Bedeutung von Zeitungs- und Magazinsartikeln, LeserInnenbriefen, Reportagen in unterschiedlichen Formen von audiovisuellen Medien etc. einerseits für die Entwicklung des Diskurses nicht hoch genug einzuschätzen, wie im Folgenden gezeigt werden wird. Gleichermaßen haben sich aber alternative Diskurse parallel zu diesen die Romani Migrationen relativ wohlwollend wahrnehmenden Medien immer weiterentwickelt und bestehende Stereotypen und Vorurteile durch eine weitere Ausdifferenzierung immer weiter verfügbar gehalten. Charakteristische Kanäle für eine Kommunikation dieser alternativen, oft rassistischen Wissensbestände sind etwa Massen-

14 Dieser erstgenannte Aspekt entspricht durchaus vergleichbaren Fällen der Berichterstattung, wie etwa die Beispiele von Richardson 2010 zeigen.

aussendungen politischer Parteien, aber auch Posters, Graffiti und Briefe an NGOs. Die darin verbreiteten Inhalte sind ebenso divers wie die Diskurse in den Mainstream-Medien, wenngleich dabei allerdings auch extrem radikalisierte Slogans Verbreitung fanden, wie etwa „Roma ins Gas“ oder „Roma Schweine wir werden Euch töten [sic]“.[15]

Besonders erhellend erscheint die Frage nach den Denominationen und Definitionen dieser bestimmten Gruppe von TransmigrantInnen. Vorausschickend sei dazu bemerkt, dass bis in die jüngste Gegenwart Pauschalisierungen und Homogenisierungen bestimmend waren, wodurch das Bild einer klar abgrenzbaren, deutlich bestimmbaren Einzelgruppe gezeichnet wurde. Bemerkenswert erscheint, dass die Diskurse über BettlerInnen in Graz sich nicht auf die übliche und in anderen Fallbeispielen untersuchte Verhandlung von Bedrohungsszenarien (zB. Sigona 2008) beschränken, sondern sich zumindest zu einem beträchtlichen Teil in einer stufenweise vorgenommenen Präzisierung der Definitionen der betroffenen Gruppe und ihrer Angehörigen erschöpften, die nicht nur die Produktion von präziserem Wissen über die Grazer BettlerInnen bewirkte, sondern auch eine immer zielgerichtetere Formulierung von Bedrohungsimages und Vorurteilen ermöglichte. Im Zuge dieser Definitionsvorgänge veränderte sich die Wahrnehmung von bettelnden Personen in Graz teilweise sehr deutlich, begleitend dazu entstand auch eine Fülle neuer bzw. reaktualisierter Stereotypen. Am Anfang der schlagartig einsetzenden Diskurse war für eine relativ lange Zeit vollkommen ungeklärt, wie die besprochenen Personen überhaupt identifiziert werden sollten – obwohl zu ihren Handlungen, zu den von ihnen ausgehenden Gefahren und ihren Strategien bereits eine Fülle von Argumentationen entwickelt wurde und politische Standpunkte bereits an diesem Beispiel geklärt bzw. öffentlich inszeniert wurden, wurden grundlegende Fragen der Personen- bzw. Gruppendefinition über mehrere Monate hinweg nur nachrangig behandelt. In dieser Periode war es weder üblich, BettlerInnen als „Roma“ anzusprechen, noch wurde eine andere Kategorie in die Diskussion eingebracht, die als Synonym zur Bezeichnung „Bettler“ oder „Bettlerin“ verwendet werden hätte können. Erst nach dieser Entwicklungsstufe wurden Fragen der Definition zum andauernd zur Debatte stehenden Thema, das in einem mehrstufigen Prozess unterschiedlich und in immer weiter gehender Ausdifferenzierung behandelt wurde. Im Zuge dieser Entwicklung wurde das allgemein verständliche bzw. öffentliche Sprechen über RomNija/BettlerInnen maßgeblich verändert, wobei wir

15 Beide angeführten Zitate wurden hier von Fotografien zitiert, die sich im Privatarchiv Wolfgang Pucher finden. Für eine biographische Annäherung siehe Krebs 2009.

hier nur ein progressives Modell skizzieren können, das die vielen erfolgten Brüche, Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche in der Entwicklung nicht darstellt.

Im ersten Schritt, der als Differenzierung bezeichnet werden könnte, wurden die UrheberInnen der „problematischen Situationen“ in den Straßen von Graz in den Fokus genommen und Gegenstand immer weiter präzisierender Beschreibungen, bis eine Unterscheidung zwischen verschiedenen differenten Gruppen erreicht war und der bis dahin übliche Sammelbegriff „Bettler, Sandler und Punks“ oder „Zigeuner und Sandler“ (W.M. 1996) aufgelöst wurde. Dadurch wurden vage und undifferenzierte Stereotypen von konkreteren Aspekten der Beschreibung abgelöst, die auch die Ergänzung mit weiteren Informationen in der unmittelbaren Bezeichnung zuließen. Üblich wurde es so, von „Bettlern aus dem Ausland“ zu sprechen. Mit diesen Verbindungen wurde die Herkunftsregion bereits sehr deutlich präzisiert, sodass häufig von Menschen aus Rumänien, Tschechien, Slowenien oder Ungarn die Rede war. In Rückbindung an theoretische Auseinandersetzungen mit dem Themenkomplex Migration ist das insofern besonders interessant, als in diesem Vorgang die Bedeutung einer symbolischen Markierung von Personen als Landesfremde, und damit implizit als MigrantInnen, überdeutlich zum Vorschein kommt.

Der zweite Schritt, ein als explizite Ethnisierung zu beschreibender Prozess war auch der erste Moment, in dem eine seit diesem Zeitpunkt diskursbestimmende katholische NGO mit breiter öffentlicher Wirkung im Kontext der Betteldiskurse auftrat. Sie veränderte die Bezeichnung von BettlerInnen im November 1996 relativ radikal, als sie in Leserbriefen durch eine Polizeiaktion vertriebene BettlerInnen als „die bekannten, bettelnden Roma“ bezeichnete (Pucher 1996a, Pucher 1996b). Vor dem Hintergrund der davor infolge des Oberwarter Mordanschlags zu beobachtenden massiv erhöhten Aufmerksamkeit und Sensibilität für RomNija in Österreich (vgl. Rieger 2003) und in Hinblick auf die Klammer, die die NGO direkt im Anschluss an diese Benennung durch eine implizite Charakterisierung von RomNija als Verfolgte des NS-Regimes schloss (vgl. Mindler 2009) kann das als Versuch der Betonung von Verfolgung gesehen werden, der die rassistisch begründete Leidensgeschichte in den Vordergrund rückt. Die so als Schutz vor feindlichen Aktionen von Politik und Polizei gedachte Ethnisierung machte jedoch auch die Produktion und Verbreitung spezifischer, konkret rassistischer Negativimages möglich. So unternahmen eine reichweitenstarke Tageszeitung oder Gratisblätter als Reaktion darauf den Versuch der Integration von traditionellen Stereotypen gegen „Zigeuner“ in die Betteldebatte (zB. Gnam 1996). Bemerkenswert ist in diesem Fall die relativ

schnelle Übernahme der politisch korrekten Terminologie „Roma und Sinti“ (wenn auch mit von einiger Polemik begleitetem Widerstand), die jedoch durch einen schrittweisen Übergang besonders in der „Neuen Steirerkrone“ Bedeutungstransfers erlauben sollte. Deutlich wird das an kombinierten Terminologien wie „Zigeuner-Roma“ oder „Roma-Zigeuner“, die dem Gebrauch von „Roma“ vorausgingen (vgl. zur Frage der Terminologieentwicklung Freund 2010).

Als dritter Schritt kann eine Ausdifferenzierung in Hinblick auf das Geschlecht der BettlerInnen festgestellt werden. Überraschenderweise rückte diese Frage gleichzeitig mit der Erörterung von Herkunftsorten als wichtigste zu klärende Frage in den Mittelpunkt der Diskurse. In einer starken Verknüpfung mit der Verhandlung von Gefahren und Bedrohungen, die von den Romani BettlerInnen ausgingen, wurde die Aufmerksamkeit auf bestimmte Handlungen und Praktiken gelenkt, für die eine geschlechtsspezifische Ausprägung behauptet wurde. Dadurch war es möglich, eine Unterscheidung zwischen Formen der zulässigen Bettelei und solchen, die vollkommen inakzeptabel seien, vorzunehmen, die entlang jener *gendered frontier* verlief, die Iveković 2005 als Grenze beschrieb, die Personen in einer valorisierenden Hierarchisierung anordnet: Im Beispielfall wurden junge Männer (aus der Slowakei) als „arme“ Bettler, deren Präsenz zulässig sei, Frauen und Kinder (aus einer undefinierten Region in Ex-Jugoslawien) hingegen als „aggressiv“ und „aufdringlich“ charakterisiert. In diesem Entwicklungsschritt lässt sich sehr deutlich die Unmöglichkeit skizzieren, zwischen symbolischem Sprechen und konkreten Handlungen zu unterscheiden.[16] Begleitet wurde dieser Strang der Diskurse nämlich von einer juristischen bzw. politischen Erörterung und damit verbundenen konkreten Maßnahmen administrativer Art. Noch klarer als in den Handlungen von Einzelpersonen (in der Bandbreite von Spenden bis zu tätlichen Angriffen), die ebenso diskursbestimmend wirkten, zeigt sich hier die Verknüpftheit von Sprechen und Handeln in Form konkreter Auswirkungen auf die BettlerInnen. Im Beispiel des Dezembers 1996 resultierten die Auseinandersetzungen in einer „Bettel-Verordnung“ der Stadt Graz, die Formen „aufdringlichen“ Bettelns oder Bettelns mit Kindern unter Strafe stellte. Das (erreichte) Ziel derselben war das Verbot der Aktivitäten einer sehr genau definierten Gruppe, nämlich Bettlerinnen aus Bosnien, wodurch eine Festlegung Grazer BettlerInnen auf überwiegend Männer erzielt und Migrantinnen benachteiligt wurden.

16 Zur theoretischer Konzeption von Wissenskonzeption an der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis vgl. Singer, 2005, S. 17, sowie auf allgemeinerer Ebene Bal 2002, 138-141.

Als vierter, gleichzeitig damit gesetzter Schritt wurden Herkunftsländer diskutiert, wobei dies als Erweiterung zur Ethnisierung und als mit dieser untrennbar verbunden zu betrachten ist. So konnten Zuschreibungen der BettlerInnen zur ungarischen Minderheit in der Slowakei nur durch eine Unterordnung unter die zentrale Romani Ethnisierung überdauern. Der wirklich entscheidende Inhalt dieses vierten Schritts war jedoch die erfolgte Lokalisierung der Grazer Romani MigrantInnen in Bezug auf ein einziges Dorf, das im weiteren Verlauf eine enorme symbolische Bedeutung erlangen sollte. Für alle NGO-Aktivitäten und Lobbying war die Gleichsetzung von Bettelei mit dem slowakisch-ungarischen Ort Medovce-Metete eine deutliche Erleichterung, wurde es dadurch doch möglich, die „Echtheit" der Armut zu belegen. Das konnte erreicht werden, indem JournalistInnen eingeladen wurden, für Reportagen in Medovce zu recherchieren, woraus bis in die Gegenwart eine Reihe teilweise umfangreicher Beiträge für Print- und Fernsehmedien und eine relativ hohe Präsenz des Codes „Medovce" in den Grazer Öffentlichkeiten entstand. Dennoch erlaubte auch diese Spezifikation weiterhin Attacken bzw. pejorative Interpretationen, die einerseits in indifferenten Lesarten kulminierten (Die „Tschechei" sollte auf „ihre Leute" selbst schauen, vgl. Jauernig 1999, Skarek 1999) andererseits Raum für wiederkehrendes öffentliches Anzweifeln ließ. Die Konkretisierung auf einen Ort im so vagen Gebilde „Osten" wurde oft als nicht zuverlässig erachtet (Ein Attaché der slowakischen Botschaft vermutete etwa, dass der Herkunftsort der BettlerInnen eher in Rumänien vermutet werden müsste. Vgl. Schneider 1998). Ungeachtet der kontextualisierten Lokalisierung wurde nie versucht, die besprochenen Personen als UngarInnen zu verstehen (obwohl dies ihre Erstsprache ist und Romanes so gut wie nie beherrscht wird)

Wie alle anderen Stufen der Differenzierung bedeutete das jedoch nicht, dass rassistische oder wenigstens pejorativ wirkende Interpretationen dieser Verknüpfung schwerer wurden. Als Beispiel für einen mit einem spezifisch gegen RomNija gerichteten Rassismus kombinierten Bezug auf diese Lokalisierung der Grazer BettlerInnen kann etwa ein Leserbrief dienen, in dem darauf verwiesen wurde, dass man nun nicht nur wisse, woher die BettlerInnen kämen, sondern auch, warum sie kämen, seien RomNija in ihrem Herkunftsland Slowakei doch „sehr gut als arbeitsscheu" bekannt (N.N., 2000). An die immer weiter ausdifferenzierte, bettlerInnenfreundliche Berichterstattung wurden also ebenso immer konkretere und komplexer argumentierte Vorurteile angedockt.

Der fünfte und wichtigste Schritt könnte schließlich als eine Konzentration aufgefasst werden: In einem Überblick wird überdeutlich, dass die Denomination „Roma" bzw. „Roma aus Medovce" so bedeutsam wurde, dass sie als Basis einer für die Diskurse fest

fixierten Klammer diente: Roma = Bettler, was auch bedeutet, dass BettlerInnen (selbst wenn sie österreichische nicht-Romani Staatsbürger sind) in jedem Fall als „Roma“ bezeichnet werden. Wie stark das mit Phänomen der transnationalen Migrationen zusammenhängt, zeigt, dass „Medovce“ bereits allgemein als ohne nähere Erklärungen für das „BettlerInnenproblem“ stehend verstanden wurde (vgl. Hecke 1999).

Erst mehr als ein Jahrzehnt nach diesem letzten Schritt konnte eine weitere Ausdifferenzierung des Diskurses im Jahr 2011 festgestellt werden, als – ähnlich der Situation zu Beginn der Debatten – die terminologischen Klammern zwischen „Roma“, „Bettler“ und „Medovce“ durch immer genauer werdende Beschreibungen teilweise in Frage gestellt bzw. in ihrer Stabilität herausgefordert wurden. Mit dem Auflösen dieser herkömmlichen Gleichsetzungen war jedoch auch eine Wertung verbunden, die wiederum wesentlich von der bereits genannten katholischen NGO betrieben wurde. In diesem Rahmen wurde dafür plädiert, zwischen den Bettlern aus der Slowakei und den Bettlerinnen aus Bulgarien zu unterscheiden, und zwar auf Basis einer in moralischer Hinsicht wertenden Unterscheidung zwischen „legitimem“ Betteln und problematischeren Formen: „‚Die Bulgaren und Rumänen betteln auch in den Straßenbahnen und in Gastgärten, das tun wir nicht‘ sagt ein Mann aus Medovce [Pseud. d. A.]“ (Richter 2011). Diese Entwicklung ist für einen wissenschaftlichen Blick auf diese Diskurse deshalb besonders wichtig, weil sie erstens zeigt, dass es sich dabei um keine fortschrittsgeleiteten Entwicklungen handelt, durch die immer genauere Bilder in der Ablöse bestehender Images produziert werden. Vielmehr bleiben die unterschiedlichen Schritte eher als parallele Lesarten präsent, die an Bedeutung ab- bzw. in bestimmten Fällen wieder zunehmen können. Damit einher geht zweitens eine Pluralität von Interpretationen, die sich in diesem sechsten und bislang letzten Schritt der Differenzierung etwa darin äußert, dass sie bis heute nur von wenigen Beiträgen in den Medien aufgenommen wurde und die Klammer „Medovce“ = Betteln = Roma in ihrer herausragenden Position bislang nur auf Nebenschauplätzen ablösen konnte.

6. Conclusio

Die in diesem Artikel behandelten Beispiele illustrieren deutlich den Zusammenhang zwischen Machtverhältnissen und Darstellungsformen in der Repräsentation von Romani Communitys in Medien allgemein. Für Prozesse der Ethnisierung, also in Verhandlungen, in denen Einzelpersonen oder Gruppen Romipen zugesprochen wird, spielen

Formen von Berichterstattung und Diskussion besonders in Onlinemedien eine immer wesentlicher werdende Rolle. Dabei wird auf unterschiedliche Codes rekurriert, die in kollektiven Wissensbeständen von Gesellschaften auf lokaler, nationaler oder transnationaler Ebene vorhanden sind und angestrebte Ethnisierungen untermauern oder überhaupt erst herstellen. Der Einbezug von Selbstwahrnehmung jener Personen, über die berichtet wird – und ein solcher ist prinzipiell nur in Ausnahmefällen zu beobachten –, verändert diese Zusammenhänge der Herstellung nur sehr selten. Hegemonial wirksam sind lediglich Codes, die die Majoritätsbevölkerung der Romani Community homogenisierend von „außen" zuschreibt, ungeachtet auch des Umstandes, ob sich die Personen selbst der Romani Community zugehörig fühlen. Die für diesen Überblick ausgewählten Fälle von teilweise offen rassistischer, meist aber differenzierter angelegter Berichterstattung soll einen Einblick in die Dynamik geben, die zwischen der an sich bestimmenden Heterogenität und dem dennoch recht beschränkten Repertoire der Argumentation in Medienberichterstattung über RomNija entsteht. Wie etwa am Beispiel eines kritischen Beitrags zu gewalttätigen Übergriffen gezeigt wurde, können sich diese Inkongruenzen nicht zuletzt auch an Brüchen zwischen Text- und Bildbereichen zeigen, durch die von Sensibilität gekennzeichnete Texte durch problematische oder kontraproduktive Illustrationen in die Paradoxie gewendet werden.

Zuletzt galt es durch das Grazer Beispiel den Zusammenhang zwischen Medien und lokalen AkteurInnen zu zeigen, durch die in langfristiger Aushandlung immer präzisere Terminologien aber auch Stereotypen geprägt werden. Im vorliegenden Fall ist die Synonymisierung der Bezeichnungen RomNija und BettlerInnen ein besonders auffallendes Beispiel für die enorme Macht der Medien auf politische Handlungen, gesellschaftliche Wahrnehmungen aber eben auch auf alltagskulturellen Sprachgebrauch.

In Anknüpfung daran gilt es abschließend festzuhalten, dass besonders mangelnde oder unzureichende Reflexion und Kritik als wesentlichste Ursache dafür benannt werden können, dass Medienberichterstattung immer wieder für die Prolongierung von Vorurteilen und Stereotypen und auch für die Verbreitung rassistischer Bilder verantwortlich ist.

Literatur

Bachmann-Medick, Doris (2006): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Hamburg: Rowohlt.

Bal, Mieke (2002): Travelling Concepts in the Humanities. A Rough Guide. Toronto: Toronto University Press.

Breger, Claudia (1998): Ortlosigkeit des Fremden. "Zigeunerinnen" und "Zigeuner" in der deutschsprachigen Literatur um 1800. Köln u.a.: Böhlau.

Brubaker, Rogers (2010): Ethnicity without groups. In: Montserrat Guibernau/John Rex (Hrsg.): The Ethnicity Reader, Nationalism, Multiculturalism and Migration. Cambridge u.a.: Polity, S. 33-45.

Cahn, Claude/Vermeersch, Peter (2000): The Group Expulsion of Slovak Roma by the Belgian Government. A Case Study of the Treatment of Romani Refugees in Western Countries. In: Cambridge Review of International Affairs 13, S. 71-82.

Crowe, David M. (2003): The International and Historical Dimensions of Romani Migration. In: Nationalities Papers, 31, 81-94.

Demeillers, Timothée (2011): Wie man Sündenböcke schafft. Zur Abschiebung rumänischer und bulgarischer Roma/Romnia aus Frankreich (Sar kêren pe žîrtveni jarcur. Sar la Francuskakê raj den drom la Bugarjakê thaj la Rumunjakê Řomen). In: Romano Centro 69/2011, S. 14-17.

Eulberg, Rafaela (2009): Doing Gender and Doing Gypsy. Zum Verhältnis der Konstruktion von Geschlecht und Ethnie. In: Markus End/Kathrin Herold/Yvonne Robel (Hrsg.): Antiziganistische Zustände. Zur Kritik eines allgegenwärtigen Ressentiments. Münster: Unrast, S. 41-66.

Foucault, Michel (2000): Die Gouvernementalität. In: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/ Thomas Lemke (Hrsg.): Gouvernementalität der Gegenwart, Frankfurt/Main: Suhrkamp. S. 41-67.

Freund, Florian (2010): Oberösterreich und die „Zigeuner“. Politik gegen eine Minderheit im 19. und 20. Jahrhundert. Linz: OÖLA.

Gauß, Karl-Markus (2004): Die Hundeesser von Svinia. Wien: Paul Zsolnay Verlag.

Gehmacher, Johanna (1992): Antisemitismus und die Krise des Geschlechterverhältnisses. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 3, S. 425-447.

Greenfields, Margaret (2010): Settlement & anti-Gypsyism: ‚if you know someone hates you before you start, you puts up the barrier‘. In: Sigona, Nando (Hrsg.): Romani mobilities in Europe. Multidisciplinary perspectives. Verfügbar unter: http://romanimobilities.files.wordpress.com/2010/01/conference-proceedings1.pdf (2011-05-15), S. 62-70.

Guy, Will (Hrsg.) (2004): Roma migration in Europe. Case studies. Hamburg: Lit.

Halwachs, Dieter (2004): Roma and Romani in Austria. Verfügbar unter: http://romani.uni-graz.at/romani/download/files/ling_rom_at_e.pdf (Stand 2010-01-12).

Homoláč, Jíři (2006): Diskurz o migraci Romů na příkladu internetových diskusí (Der Diskurs über die Migration der Roma am Beispiel von Internetdiskussionen). In: Sociologický časopis/Czech Sociological Review 42, S. 329-349.

Iveković, Rada (2005): The Fiction of Gender Constructing the Fiction of Nation. On How Fictions Are Normative, and Norm Produce Exceptions. In: Anthropological Yearbook of European Cultures 14, S. 19-38.

Kotvánová Alena & Szép, Attila (2002): Migration and the Roma. Historical, Social and Political Aspects. Bratislava: Slovak Institute for International Studies. Krebs Cornelia/Pucher Wolfgang (2009): Rebell der Nächstenliebe. Vienna u.a.: Styria.

Lange, Katrin (2009): Die Stille durchbrechen. Antiziganistische Stimmungsmache in Italien und der Widerstand dagegen. In: Markus End/Kathrin Herold/Yvonne Robel (Hrsg.): Antiziganistische Zustände. Zur Kritik eines allgegenwärtigen Ressentiments. Münster: Unrast, S. 233-250.

Markus End/Herold, Kathrin/Robel, Yvonne (2009) (Hrsg.): Antiziganistische Zustände. Zur Kritik eines allgegenwärtigen Ressentiments. Münster: Unrast, S. 41-66.

Matras, Yaron (2000): Romani Migrations in the Post-Communist-Era. In: Cambridge Review of International Affairs 13, S. 32-50.

Matter, Max (2003): EU-Osterweiterung und "ethnische Migration". Zur Situation der Roma-Bevölkerung der Länder Zentral- und Osteuropas und deren Migrationsbereitschaft. In: AWR-Bulletin 41, S. 149-157.

Mindler, Ursula (2009): „Oma, erzähl, wie's die Zigeina abgholt habn…". Beispiele von burgenländischen Frauen geschauter und erlebter Gewalt und ihre Verarbeitung. In: Burgenländische Heimatblätter, 71, S. 210-224.

Okumura, Jonathan (1981): Situational Ethnicity. In: Ethnic and Racial Studies 4/1981, S. 452-465.

Picker, Giovanni (2010): Welcome 'in'. Romani Migrants and Left-wing Tuscany (1988–2007). In: Sigona, Nando (Hrsg.): Romani mobilities in Europe. Multidisciplinary perspectives. Verfügbar unter: http://romanimobilities.files.wordpress.com/2010/01/conference-proceedings1.pdf (2011-05-15), S. 152-165.

Richardson, Jo (2011): Dicourse dissonance: an examination of media, political and public discourse and ist impact on policy implementation for Roma, Gypsies and Trabellers at a local level. In: Sigona, Nando (Hrsg.): Romani mobilities in Europe. Multidisciplinary perspectives. Verfügbar unter: http://romanimobilities.files.wordpress.com/2010/01/conference-proceedings1.pdf (2011-05-15), S. 166-196.

Rieger, Barbara (2003): Roma und Sinti in Österreich nach 1945. Die Ausgrenzung einer Minderheit als Prozeß. Frankfurt: Lang.

Scheinostová, Alena (2006): Romipen. Literaturou k moderní identitě. Prag: Athinganoi.

Scholz, Roswitha (2009): Antiziganismus und Ausnahmezustand. Der „Zigeuner" in der Arbeitergesellschaft. In: Markus End/Kathrin Herold/Yvonne Robel (Hrsg.): Antiziganistische Zustände. Zur Kritik eines allgegenwärtigen Ressentiments. Münster: Unrast, S. 24-40.

Sigona, Nando (2005): Locating “The Gypsy Problem”. The Roma in Italy, Stereotyping, Labelling and “Nomad Camps”. In: Journal of Ethnic and Migration Studies, 31, S. 741-756.

Singer, Mona (2005): Geteilte Wahrheit. Feministische Epistemologie, Wissenssoziologie und Cultural Studies. Wien: Löcker.

Singer, Monika (2005): Geteilte Wahrheit. Feministische Epistemologie, Wissenssoziologie und Cultural Studies. Wien, Löcker.

Sobotka, Eva (2003): Romani Migration in the 1990s. Perspectives on Dynamic, Interpretation and Policy. In: Romani Studies, 13, S. 79-121.

Strasser, Sabine (2009): Bewegte Zugehörigkeiten. Nationale Spannungen, Transnationale Praktiken und transversale Politik. Wien: Turia + Kant.

Streck, Bernhard (Hrsg.) (2009): Shutka Shukar. Zu Gast bei Roma, Ashkali und Ägyptern. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.

Szczepaniková, Alice; Čaněk, Marek & Grill, Jan (Hrsg.) (2006): Migration Processes in Central and Eastern Europe. Unpacking the Diversity. Prag: Multicultural Centre.

Szép, Attila (2003): Some aspects of the Roma migration from Slovakia. In: Social networks in movement. Šamorín: Forum Minority Research Institute, S. 185-190.

Van Rahden, Till (1996): Weder Milieu noch Konfession. Die situative Ethnizität der deutschen Juden im Kaiserreich in vergleichender Perspektive. In: Olaf Blaschke/Frank-Michael Kuhlemann (Hrsg.): Religion im Kaiserreich. Milieus, Mentalitäten, Krisen. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, S. 409-434.

Van Rahden, Till (2000): Juden und andere Breslauer. Die Beziehungen zwischen Juden, Protestanten und Katholiken in einer deutschen Großstadt von 1860 bis 1925. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Vermeersch, Peter (2005): Marginality, Advocacy, and the Ambiguities of Multiculturalism: Notes on Romani Activism in Central Europe. In: Identities. Global Studies in Culture and Power, 12, S. 451-478.

Weinerová, Renata (2003): From East to West. The Roma Migration from Slovakia. In: Social Networks in Movement. Šamorín: Forum Minority Research Institute, S. 191-210.

Wodak, Ruth & van Leeuwen, Theo (1999): Politische, rechtliche und bürokratische Legitimation von Einwanderungskontrolle. Eine diskurs-historische Analyse. In: Kossek, Brigitte (Hrsg.): Gegen-Rassismen. Konstruktionen, Interaktionen, Interventionen. Hamburg, Berlin 1999, S. 100-129.

Verzeichnis der verwendeten Quellen

Gnam, Peter (1996): "Die SPÖ unter Druck: Schwärme von Bettlern suchten Graz heim". In: Steirerkrone, 1996-12-05.

Griess, Helmut (1996): "Fatales Signal". In: Neue Zeit, 1996-12-7.

Hatz, Günther (2009a): „Roma alamierten Polizei". Verfügbar unter: (http://www.kleinezeitung.at/tirol/lienz/lienz/2103762/roma-attacke-folgen.story) (17.5.2011).

Hatz, Günther (2009b): „Brisante Fragen zu Angriff auf Roma". Verfügbar unter: http://www.kleinezeitung.at/tirol/lienz/lienz/2131756/brisante-fragen-zu-angriff.story). (17.5.2011).

Hecke, Bernd (1999): "Menschen in Hostice im 'wunschlosen Unglück". In: Kleine Zeitung, 1999-07-17.

Iskandar, Katharina (2009a): „Aggressive Bettelei. Ordnungsamt vor schwierigen Aufgaben". Verfügbar unter: http://www.faz.net/s/RubFAE83B7DDEFD4F2882ED5B3C15AC43E2/Doc~E24B0EE86F7E74112898926F49960BBF5~ATpl~Ecommon~Scontent.html (17.5.2011).

Iskandar, Katharina (2009b): „Rotationseuropäer" Immer mehr Wohnungseinbrüche durch Kinderbanden". Verfügbar unter: http://www.faz.net/s/RubFAE83B7DDEFD4F2882ED5B3C15AC43E2/Doc~E66AE5559E6494E6F91A3CD25D300CA80~ATpl~Ecommon~Scontent.html (17.5.2011).

Karasová, Erika (2009): "Školák odrúbal rovesníkovi prsty". Verfügbar unter: http://korzar.sme.sk/c/5052088/skolak-odrubal-rovesnikovi-prsty.html (16.5.2011).

Krebs, Cornelia/Pucher, Wolfgang (2009): Rebell der Nächstenliebe. Wien u.a.: Styria.

Jauernig, Frau (1999): "Bettler wollen kein Essen". In: Grazer Woche, 1999-04-07.

Langenauer, Lars (2004): "Roma in der Slowakei. Europas vergessenes Volk". Verfügbar unter: http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,292446,00.html (17.5.2911).

Magenschab, Hans (2011): Dritte Welt, mitten in Europa". In: Kleine Zeitung, 2011-02-16.

Matzl, Christoph (2000): "Bettler in Scharen nach Österreich!". In: Steirerkrone, 2000-04-10.

Miljkovic, Marijana; Möseneder, Michael (2008): „Pfui, du stinkst, du dreckiger Zigeuner". Verfügbar unter: (http://derstandard.at/1226397095107) (16.5.2011).

Müller, Anton (2010): „Es kann nicht schlechter kommen, als es einmal war". In: Mri Historija. Kleinbachselten: Roma-Service.

Müller, Walter (1996a): "Aufdringlichkeit kostet 3000 Schilling", In: Der Standard, 1996-12-07.

Müller, Walter (1996b): „'Man will die Roma nicht"". In: Der Standard, 1996-12-10.

Müller, Walter (1997): "Keine Anzeichen organisierter Bettelei". In: Der Standard, 1997-03-22/23.

N.N. (1996a): "Der Krone Detektiv". In: Steirerkrone, 1996-12-13.

N.N. (1996b): "Diese Bettler-Verordnung muß noch heuer kommen". In: Kleine Zeitung, 1996-11-9.

N.N. (2000): “Bettler in der Innenstadt”. In: Steirerkrone, 2000-02-12.

N.N. (2001): “Diskuse k článku. Britové se rozhodli obnovit kontroly”. Verfügbar unter: http://zpravy.idnes.cz/diskuse.asp?iddiskuse=A010821_141426_domaci_zem&razeni=&strana=5 (17.5.2011).

N.N. (2004): “Von der Kulturhauptstadt Europas zur Bettlerhaupstadt Österreichs,” In: Der Uhrturm [Zeitung der FPÖ Ortsgruppe Graz], März 2004

Pech, Michael (2004): “Verstimmte Töne gegen Kindermusiker”. In: Kleine Zeitung, 2004-05-04.

Pucher, Wolfgang (1996a): “Wir verkraften Bettlerkinder”. In: Neue Zeit, 1996-11-26.

Pucher, Wolfgang (1996b): “Offener Brief an den Bürgermeister”. In: Salzburger Nachrichten, 1996-11-28.

Pucher, Wolfgang (1996c): „Karic Zineta und ihre Kinder“. In: Kleine Zeitung, 1996-12-7.

Richter, Gerald (2011): „Roma-Bettler: ‚Nehmen auf Grazer Rücksicht!‘“. In: Steirerkrone, 2011-02-05.

Schneider, Viktor A. (1998): “Die perfekt organisierte Bettelei”. In: Die Presse, 1998-05-23/24.

Skarek, Magdalena (1999): “Teurer Spaziergang”. In: Grazer Woche, 1999-04-07.

Sterkl, Maria (2011): “Arme müssen draußen bleiben. “Das sind ja alles Zigeuner””. Verfügbar unter: (http://derstandard.at/1303950412386/Arme-muessen-draussen-bleiben-Das-sind-alles-Zigeuner) (16.5.2011).

Thanei, Christoph (1999): “Die Roma gelten in der Slowakei als arbeitsscheu”. In: Die Presse, 1999-07-10.

W.M. (1996): “Sichere Stadt mit ‘Hilfe’ für die Sandler, Bettler, Zigeuner”. In: Steirerkrone, 1996-06-18.

Zankel, Erwin (1996): „Maßvoll“. In: Kleine Zeitung, 1996-12-7.

Popkultur im Web 2.0

Martin Fritz

1. Minderheiten

Die folgenden Überlegungen sind aus der Perspektive der Kulturwissenschaft angestellt. Das hat zur Folge, dass mit dem Begriff „Minderheit" hier nicht in erster Linie eine wie auch immer bestimmte Gruppe von Menschen bezeichnet wird, sondern der Begriff zuerst einmal ästhetisch verstanden wird, das heißt eine Gruppe von kulturellen Artefakten, Waren und/oder Praxen bezeichnet, die sich dadurch auszeichnet, weniger verbreitet zu sein als die mehr oder am meisten verbreiteten. Die Präferenz für diese minoritären Kulturgüter bringt dann natürlich auch eine minoritäre Gruppe von Menschen hervor, die eben dadurch definiert ist, genau jene minoritäre Geschmacksposition zu teilen (freilich hat die Entscheidung zur Zugehörigkeit zu einer solchen Minderheit einen weit größeren Freiheitsgrad als zum Beispiel die zu einer durch als „ethnische" bezeichnete Merkmale bestimmten Minderheit).

Gerade im hier untersuchten Bereich der Popkultur ist die Identifikation von AnhängerInnen von Popkultur oder genauer gesagt eines Popkultur-Subgenres ebendamit jedoch besonders stark – HörerInnen von HipHop sind zum Beispiel eben nicht nur HörerInnen von HipHop, sondern in einem sehr umfassenden Sinn HipHopperInnen, das heißt die Verbindung zwischen dem konstituierenden Ausgangsartefakt HipHop-Musik und der darauf aufbauenden HipHop-Subkultur (zu diesem und ähnlichen Begriffen gleich mehr) ist sehr stark und identitätsstiftend für die HipHopperInnen. Nach dem hier zu Grunde gelegten Begriff von Popkultur, der sich an das Konzept des im deutschsprachigen Raum wohl einflussreichsten Popkulturtheoretikers Diedrich Diederichsen anlehnt (vgl. dazu grundlegend Diederichsen (1996) und (1985)), lässt sich also mit Fug und Recht behaupten, dass Popkultur in dessen Sinne erst durch die mit großer Emphase durchgeführte Rezeption zustande kommt und für die Subjektentwürfe ihrer AnhängerInnen eine zentrale Rolle einnimmt: „Pop-Musik ist offen, die Rezipienten leisten ganze Arbeit. Und nur zu oft ist ihr Anteil bedeutender als der der Musiker, Produzenten, Graphiker, Videoregisseure und wer sonst noch an einem Werk der Pop-Musik

beteiligt ist. [...] Man muss ganz persönlich ein Werk vollenden und am eigenen Leib vorführen, inwieweit eine Platte gute Typen hervorbringt oder nicht und was man selber für einer ist, um dann das so entstandene Aggregat wieder in eine Diskussion einzuführen." (Diederichsen 2005, S. 13f.), oder wie es Diederichsen an anderer Stelle formuliert: „Um käufliche Kulturgegenstände herum wird eine Semantik errichtet, die eine Gruppe für verbindlich erklärt." (Diederichsen 1999, S. 282). Die ästhetische Abweichung verschiedener Popkultur-Gegenstände von den jeweils am meisten Verbreiteten bringt somit also durchaus eine vom Normalen abweichende soziale Gruppe hervor, die durchaus als eine Minderheit bezeichnen werden kann (im Übrigen ist es für diese Verbindung zwischen Geschmackspräferenz von kulturellen Artefakten und sozialen Zusammenhängen an dieser Stelle gar nicht notwendig, geschweige denn in diesem Rahmen möglich, den Umweg über die augenblicklich in der Popkulturforschung sehr beliebten Theoreme Pierre Bourdieus zum kulturellem Kapitel zu gehen (vgl. dazu etwa den sehr lesenswerten Aufsatz von Oliver Berli 2010).

Im Folgenden soll es also zuerst um die Frage gehen, inwiefern Popkultur nun eher zur Ausbildung vieler minoritären, abweichenden Positionen (und somit Identitätsangeboten, sozialen Gruppen etc.) neigt, oder eher einen alles gleichmachenden Mainstream bevorzugt (eine Frage, die durchaus kontrovers diskutiert wurde). Darauf soll ein Ausblick erfolgen, der untersucht, wie sich diese Mechanismen der Popkultur mit den so genannten Neuen Medien, das heißt vor allem mit dem soeben emergierenden so genannten Web 2.0 verändern.

2. Pop

Bei der Beschreibung der Minderheiten fördernden oder beeinträchtigenden Kraft von Popkultur soll der eher scholastische Streit weniger interessieren, wie man das Phänomen bzw. die daraus hervorgehenden Gruppen genau bezeichnet: „Ob man die Gruppe von ihrem geschichtlichen Anspruch her Avantgarde, von ihrer der Soziologie zugewandten Seite Subkultur, von ihrem ethisch-politischen Anspruch her Gegenkultur oder Alternativ-Kultur nennt (oder von ihrer kulturgeschichtlichen Rolle aus Bohéme)" (Diederichsen 1999, 36), ist für die vorliegende Fragestellung verhältnismäßig irrelevant – ebenso wenig wie der von Diederichsen hier noch ausgesparte Begriff Jugendkultur auf die Goldwaage gelegt werden soll. Natürlich haben all diese Begriffe ihre je eigenen und im

einzelnen nicht unwichtigen Konnotationen, an dieser Stelle genügt es jedoch das Kind (zugegebenermaßen leicht vereinfachend) als Popkultur zu bezeichnen.

Auffallend bei allen oben genannten Begriffen ist jedoch, dass ihnen allen eine Bedeutungs-Komponente gemein ist, die Popkultur als in irgendeiner Weise widerständig gegen eine andere, als hegemonial empfundene Kultur deutet. Diametral entgegen steht dem jedoch eine Auffassung von Popkultur, die diese abgeleitet vom englischen „popular" (also weit verbreitet und/oder beliebt) als eben diese quantitativ oder qualitativ führende, hegemoniale Kultur beschreibt. Dieser vermeintliche Widerspruch kann leicht aufgelöst werden: Es stehen einfach verschiedene Auffassungen von Popkultur dahinter, die Diederichsen einmal als Pop I beziehungsweise Pop II bezeichnet hat (vgl. Diederichsen 1999, S. 272-286).

Im ersten Fall, dem Pop I Modell, wird ganz klassisch davon ausgegangen, dass mit Popkultur ein (kleiner) Teil vom Oberbegriff Kultur (auch dieser Terminus wäre natürlich zu problematisieren, was hier jedoch ausbleiben muss) unterschieden und bezeichnet werden kann, der dem restlichen, größeren, hegemonialen Teil der Kultur gegenläufig ist. Dabei ist es natürlich nicht unwichtig, wie dieser restliche Teil bezeichnet wird (Hoch-Kultur, Volkskultur etc.), da je nachdem auch ein anderes Pop-Verständnis vorherrschen wird. Jedenfalls hat ein solches Pop-Verständnis seine Wurzeln in den 1960er Jahren, als Pop- beziehungsweise Rockmusik im Verein mit langen Haaren noch ausreichte, um Opposition zu einer als solches noch stabilen Normalität anzuzeigen. Im Gegensatz dazu wird inzwischen häufiger davon ausgegangen, dass Pop (das entspräche dann Diederichsens Pop II) inzwischen längst zur allgemeinen „Leitkultur" (Karnik 2003, S. 103) geworden ist, mit anderen Worten, dass alles in irgendeiner Weise Pop ist und der Begriff damit nur mehr „als ein – von unterschiedlichen Seiten unterschiedlich besetzter – zeitdiagnostischer ‚Dummy-Term' im Einsatz" ist (Diederichsen 1999, S. 274), der im Grunde nichts mehr trennscharf benennt. Doch auch in diesem Modell, in dem Popkultur selbst zum Oberbegriff geworden ist, macht es noch Sinn, an dem Begriff Popkultur festzuhalten, um damit einen (wiederum eher marginalen, oppositionellen) Bereich ganz besonders emphatisch, als solche bezeichnete Popkultur zu bezeichnen, die sich vom ganz normalen Allerwelts-Pop weiterhin deutlich abgrenzen lässt (vgl. dazu auch Fritz 2008a, S. 54-60). Es ist also im Grund für die Bewertung der Minorität oder Majorität von Popkultur relativ egal, welchen Begriff man (mit welcher Bewertung) benützt, man muss nur wissen, wovon man spricht, wenn man von Popkultur spricht: Von Pop I oder von Pop II (ich werde im Folgenden jeweils darauf hinweisen).

Bei der akademischen Bewertung von Popkultur stehen sich jedenfalls vor allem im deutschsprachigen Raum im Wesentlichen zwei Schulen gegenüber (die Formulierung wie die folgenden Ausführungen vereinfachen selbstverständlich, was zur Kenntlichmachung der Positionen im gegebenen Rahmen notwendig ist; für einen Überblick über Popkulturtheorien vgl. Strinati (1995) und Hecken (2009): Die im Anschluss an Max Horkheimers und Theodor W. Adornos berühmtes Kulturindustrie-Kapitel (Adorno & Horkheimer 1997) sehr kritische Position gegenüber Popkultur einerseits sowie die Popkultur gegenüber positiver eingestellte, entgegengesetzte Position der Cultural Studies andererseits.

Es ist natürlich nicht möglich, Adornos und Horkheimers ausgesprochen komplexen Text auf wenige Schlagworte zusammenzufassen, darum sollen im Folgenden auch nur wenige für die Rezeption wichtige Gedanken herausgegriffen werden: Nach Adorno und Horkheimer ist durch die Kulturindustrie (womit sie Phänomene wie Kinofilme, Schlager etc. bezeichnen, die heute als Popkultur bezeichnet werden) Kultur zur Ware geworden. Aus der Warenform von Kultur folgt für Adorno und Horkheimer die Gleichförmigkeit aller Kultur, die Unterschiede zwischen verschiedenen kulturindustriellen Waren sind nur scheinbare. Denn die kapitalistische Produktionsform von Kultur führt (wie in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen) unweigerlich zu einer Konzentration (das heißt Kino, Radio, Fernsehen, Zeitschriften und Schallplatten-Labels sind allesamt in der Hand nur weniger großer Konzerne). Daraus folgt, dass diese Quasi-Kultur-Monopolisten nicht daran interessiert sind, eine große Bandbreite an Kulturgütern anzubieten – stattdessen produzieren sie standardisierte, immergleiche Massenkulturware (die der Beachtung durch Intellektuelle nicht würdig ist, wodurch die im deutschsprachigen Raum erst spät einsetzende akademische Beschäftigung mit Popkultur erklärbar ist). Der die Thesen Adornos und Horkheimers in den 1990er Jahren empirisch überprüfende Christoph Gurk beschreibt dies als „Totalisierungthese“ (Gurk 1996, S. 25) (das heißt Kulturproduktion ist in der Hand weniger Konzerne, die alle Lebensbereiche mit ihren kulturindustriellen Waren durchdringen), aus der die „Konformitätsthese“ (ebd.) folgt (das heißt, die produzierten kulturellen Waren sind im Grunde alle mehr oder minder gleich). Gurk kommt bei der Gegenüberstellung dieser These mit dem Schallplattenmarkt der 1990er zu einem verblüffenden Befund: Obwohl oder gerade, weil die von Adorno und Horkheimer beschriebene sehr hohe Marktkonzentration vorliegt – zwei Drittel des Weltmarktes ist in der Hand von fünf Konzernen (vgl. Gurk 1996, S. 30) – ist das Spektrum der angebotenen Stile, Genres, Bands etc. sehr breit. Da die Durchdringung des Marktes so hoch ist,

müssen große Risiken eingegangen und alle möglichen Innovationen ausprobiert werden, um überhaupt die Chance auf einen Hit zu haben – so spielen 80% der Tonträger nicht einmal ihre Produktionskosten ein, sind aber aus Sicht der Plattenfirmen notwendig, um künstlerische Innovation und damit neue Absatzgebiete zu erschließen (vgl. Gurk 1996, S. 29). Gurk folgert, dass aus der Totalisierung der Popkultur also nicht zwangsläufig eine kulturelle Homogenisierung und damit die Unterdrückung beziehungsweise Nicht-Repräsentation von Minderheiten folgen muss – ganz im Gegenteil führt die hohe Durchdringung des Musikmarkts zum Aufstöbern immer neuer Nischen durch die Musikindustrie, die als neue Absatzgebiete dringend gesucht werden. Es kommt also zum viel zitierten „Mainstream der Minderheiten" (so auch der Titel des Bandes, im dem Gurks Aufsatz erschienen ist, vgl. Holert/Terkessidis 1996), das heißt, es gibt in der Popkultur nicht einen für alle gleichen Mainstream und einen schön davon abgegrenzten Underground (wie es im Pop I Modell gedacht wäre), sondern der eigentliche Mainstream, das heißt quantitativ vorherrschend sind viele verschiedene Nischen (die Situation von Pop II). Diesen inzwischen schon etwas älteren Befund Gurks bestätigt Andreas Gebesmair (2007) für die Situation zu Beginn des neuen Jahrtausends im Wesentlichen mit seiner programmatisch betitelten Studie „Die Fabrikation globaler Vielfalt" – wodurch Adornos und Horkheimers Position im Übrigen noch nicht komplett widerlegt ist, da diese Vielfalt unter deren allgemeiner Perspektive wiederum eine nur scheinbare (wenngleich aus der empirischen Perspektive zum Beispiel Gurks und Gebesmairs positiv eben doch beschreibbare) ist. Die Frage, welcher Blickwinkel weiter führend ist, wird sich letztendlich schwer entscheiden lassen, beide Positionen haben wohl ihre Berechtigung.

Eher zum Betonen der Vielfalt denn der standardisierenden Wirkung von Popkultur tendiert jedenfalls die zweite Theorieströmung, die vom Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham ausgehenden Cultural Studies, die vor allem die Rolle der RezipientInnen von Popkultur betonen. Auch wenn Popkultur in Form von relativ gleichförmiger Massenware von einigen wenigen Konzernen hergestellt wird, so muss diese immer noch erstens gekauft werden (wodurch RezipientInnen durch ihre Kaufentscheidung ein Stück weit über die Gestaltung der Popkulturwaren mitentscheiden) und wird zweitens bei der Rezeption jeweils individuell angeeignet – und dies oftmals in einer der Intention der Mächtigen oder Mehrheit völlig gegenläufigen Form. So beschreibt einer der bedeutendsten Vertreter der frühen Cultural Studies, John Fiske, Popkultur als einen Kampf, eine Ausverhandlung von Bedeutung zwischen the people (die sich als heterogene Minderheiten vorzustellen sind, die sich Popkulturwaren je individuell

aneignen) und einem power bloc (also einem tendenziell homogenen Machtblock, der die Popkulturwaren herstellt). Fiske ist dabei von einer sehr großen Bedeutung der RezipientInnen überzeugt und für ihn stellt Popkultur damit den Bereich dar, in dem gesellschaftliche Spannungen und Konflikte ausverhandelt werden und in dem Minderheiten durch geschickte Bedeutungs-Umwertungen zentrale Bedeutung erreichen können (vgl. Fiske 1989a und 1989b). In diesem Zusammenhang ist auch die Rede von Subkultur (vgl. Hebdige 1979) populär geworden, die eben eine Vorstellung von Popkultur als einen tendenziell gegen die Interessen der Mainstream-Kultur gerichteten Teil der Kultur impliziert. Eine solche Konzeption von Popkultur ist für die akademische Auseinandersetzung damit natürlich ungleich attraktiver als Adornos und Horkheimers apodiktisches Verdammen der Kulturindustrie. So verwundert es nicht, dass inzwischen ein wahrer Boom an akademischen Arbeiten Widerstand, Subversivität, Umdeutungen von hegemonialen Bedeutungen und Repräsentation von Minderheiten immer wieder in fast allem und jedem feststellt, was mit Popkultur auch nur irgendwie in Zusammenhang gebracht werden kann. Wie sehr dies im Einzelnen zutrifft, sei einmal dahingestellt. Wichtig ist vielmehr, dass die zusätzliche Perspektive der Cultural Studies, die die Rolle der alles andere als homogenen RezipientInnen in den Vordergrund stellt, damit einen wichtigen zusätzlichen Aspekt in die Popkulturforschung eingebracht hat, der in Adornos und Horkheimers Kulturindustriethese völlig unbeachtet bleibt.

Die minoritäre Positionen fördernde beziehungsweise zur Vereinheitlichung führende Kraft von Popkultur wurde also durchaus kontrovers und ohne einen letztgültigen Schluss diskutiert. Wie stellt sich diese Situation aber nun im Zuge der gesellschaftlichen Umwälzungen durch das Web 2.0 dar?

3. Web 2.0

Dass sich das von Tim O'Reilly (2005) geprägte Schlagwort vom Web 2.0 so durchsetzen konnte, weist wohl darauf hin, dass er damit einige Aspekte, die für die Entwicklung des Internets wichtig wurden und es bis heute sind, gut zusammenzufassen wusste – wie etwa die Rolle eines Kollektivs vieler UserInnen bei der Orientierung im Web (oder in anderen großen Datensätzen, oder weniger technizistisch formuliert: beim Zurechtfinden in einer sehr großen, unordentlichen Ansammlung von kulturellen Einzelphänomenen).

Eine Anwendung, die genau darauf aufbaut und sich damit unbestreitbar als klassische Web 2.0-Anwendung klassifiziert, ist das soziale Internetradio Last.fm (online zu finden unter: <http://www.last.fm> [Stand 30.4.2011]), das hier als Beispiel für die Transformation von Popkultur durch die grundlegenden Mechanismen des Web 2.0 dienen soll. Ein sehr wichtiger Aspekt wird dabei freilich außer Acht gelassen: die rechtlichen und (in Hinsicht auf die Musikindustrie) wirtschaftlichen Auswirkungen des profanen Umstands, dass im Netz Musik verlustfrei und beinahe ohne Kosten unbegrenzt vervielfältigt werden kann, also tendenziell jedes jemals veröffentlichte Musikstück im Netz sofort, immer und überall zugänglich ist. Die Entwicklungen in diesem Bereich sind jedoch so komplex und unabsehbar, dass Äußerungen dazu in diesem Beitrag bei Drucklegung eventuell schon wieder überholt sind, weshalb der hier vorherrschende Blick auf die grundsätzlichen und längerfristigen kulturellen Auswirkungen gerechtfertigt ist. Wie dem auch sei: Die folgenden Ausführungen zu Last.fm sind wiederum aufs Wesentlichste konzentriert (für eine ausführlichere Beschreibung vgl. Fritz 2008b, S. 6f.). Legt sich jedenfalls eine UserIn bei Last.fm einen Account an und installiert eine entsprechende kleine Software auf ihren digitalen Musikabspielgeräten, wird bei jedem gehörten Musikstück der Titel und der Bandname per Internetverbindung an die Datenbank Last.fms übertragen, wo sie gespeichert werden. „Last.fm speichert so also die Hörgewohnheiten seiner zahlreichen UserInnen und errechnet daraus Regelmäßigkeiten, d.h. geht (verkürzt gesagt) erstens davon aus, dass UserInnen, die Überstimmungen in einem Teil ihrer [gehörten] Songs bzw. Artists haben, auch das restliche gehörte Repertoire der jeweils anderen UserIn schätzen werden [...] und zweitens, dass verschiedene Songs bzw. Artists [...], die von der selben UserIn (bzw. von vielen UserInnen übereinstimmend) gehört werden, Ähnlichkeiten besitzen, also in der Folge auch von anderen UserInnen ähnlichen Geschmacks goutiert werden." (Fritz 2008b, S. 7). Speist eine NutzerIn also bei Last.fm eine gewisse Menge an gehörten Songs in das System ein, so ist dieses in der Lage, die NutzerIn auf Songs aufmerksam zu machen, die ihr noch nicht bekannt sind und die ihr mit hoher Wahrscheinlichkeit sehr gut gefallen werden. Ein solches Verfahren, bei dem aus Verhalten eines Kollektivs Ähnlichkeiten zwischen Mitgliedern dieses Kollektivs und zwischen den Gegenständen, zu denen sie sich verhalten, geschlossen werden, wird Collaborative Recommendation genannt – im Unterschied zur (weit weniger treffsicheren) Content Based Recommendation, bei der externe ExpertInnen nach wie auch immer gearteten Kriterien Ähnlichkeiten zwischen Artefakten postulieren und daraus Vorschläge für einzelne UserInnen ableiten (vgl. Schenk 2007, S. 41-44).

Es liegt auf der Hand, dass bei der großen Zahl an UserInnen von Last.fm jede noch so ausgefallene, minoritäre Geschmackdisposition Gleichgesinnte finden wird: Wenn ich mich zum Beispiel für queer-feministische, nordamerikanische Punkrockbands der 1990er Jahre und Kölner Minimal House der frühen 2000er begeistern kann, wird Last.fm die weltweit drei anderen Popmusikfans mit dieser Präferenz finden und mich (und die anderen drei) mit noch entlegeneren Seltenheiten dieser Genres (beziehungsweise deren Schnittmengen) erfreuen können. In diesem Sinn wird so der oben bereits angesprochene Mainstream der Minderheiten der Popkultur im Web 2.0 erst so richtig zur Tatsache: Es gibt keine Nische und damit diese bevorzugende kleine Minderheit mehr, die zu klein wäre, um dort nicht doch Repräsentation zu finden. Auf der anderen Seite errechnet Last.fm natürlich auch aus den Hörgewohnheiten aller UserInnen Gesamt-Charts, also die von allen HörerInnen gemeinsam in einem Zeitraum gehörten Songs, die dann auf der Startseite Last.fms ziemlich prominent präsentiert werden. Die Gefahr ist also ebenso nicht von der Hand zu weisen, dass Last.fm nur ohnehin schon populäre Songs noch populärer macht – denn je öfter ein Song gespielt wird, desto höher wird er in den Charts gereiht, desto größere Aufmerksamkeit erreicht er und desto eher wird er wiederum gehört und desto höher steigt er in den Charts etc. Diese Spirale der Aufmerksamkeitsverstärkung ist ebenso typisch für Web 2.0-Anwendungen wie die Möglichkeit zum Auffinden der Nischen und Minderheitenpositionen, die ohne die digitale Welt völlig unsichtbar blieben.

Das Beispiel Last.fm zeigt, dass die Bewertung der Transformation der Popkultur in Hinsicht auf ihre Homo- beziehungsweise Heterogenität durch das Web 2.0 ambivalent ausfällt: Ebenso sehr wie die Chance auf eine Verbreiterung des Spektrums gegeben ist, ist das Risiko der Nivellierung und Vereinheitlichung gegeben. Im Grunde kommt es nur darauf an, was eine UserIn daraus macht: Die Algorithmen des Empfehlungssystems geben ja, wie es ein im Web 2.0 häufig zu lesendes Schlagwort sagt, stets „more of the same" aus – was dieses mehr vom Selben ist, von dem eine UserIn von den Empfehlungssystemen noch mehr vorgeschlagen bekommt, hängt von der ursprünglichen Eingabe ins System ab: Ist dies eben im Fall von Last.fm ein schon sehr seltenes, entlegenes Musikstück, wird die UserIn immer noch nischenhaftere Popsongs finden können – hört sie zu Beginn jedoch nur die Musik, die die meisten hören, wird sie auch immer nur Musik vorgeschlagen bekommen, die die meisten hören und den ganzen riesigen Bereich der Nischen gar nie kennen lernen – ebenso wie die Nischen-HörerIn, wenn sie Musik nur einer Nische hört, nur in dieser Nische immer speziellere Tipps bekommen wird, aber

von einer anderen Nische völlig uninformiert bleibt. Dies ist ja die Krux, die maximal durch kalkuliert eingeführten Zufall abgefedert werden kann: Dass die UserIn immer nur findet, wonach sie sucht, jedoch auch keine Hilfe bekommt, wenn sie noch gar nicht weiß, was sie überhaupt interessieren könnte. Andererseits trifft dies auf die nicht-digitale Welt genauso zu: Wer zum Beispiel in eine Buchhandlung geht ohne zu wissen, welche Art von Büchern sie/ihn interessieren, wird auch am ehesten mit einem Buch vom Stapel mit den Bestsellern nach Hause gehen.

Nun findet sich jedoch, um wieder ins Web 2.0 zurückzukehren, das hier anhand von Last.fm vorgestellte Prinzip der Collaborative Recommendation nicht nur dort, sondern ist, wie bereits angedeutet, vielmehr eines der wichtigsten Prinzipien des Web 2.0 überhaupt: Wer kennt nicht die Funktion eines großen Internetversandkaufhauses, die Waren vorschlägt, die die KundInnen ebenfalls gekauft haben, die den gerade betrachteten Artikel bereits erworben haben? Wer bekommt nicht in einem populären sozialen Netzwerk beständig irgendwelche potentielle FreundInnen vorgeschlagen aufgrund dessen, dass sie die FreundInnen von FreundInnen sind? Auch die derzeit erfolgreichste Suchmaschine bezieht solche aus dem Verhalten ihres NutzerInnen-Kollektivs gewonnenen Ähnlichkeitsbeziehungen in ihre Suchergebnisse sehr stark ein und eine der genuinsten Web 2.0-Anwendungsformen im Sinne O'Reillys, das Social Bookmarking, macht sich dieses Prinzip zu Nutze (vgl. dazu Fritz 2011). Zudem gibt es auch bei Last.fm keine Vorschrift, dass damit nur Popmusik gehört werden – als Empfehlungssystem für Klassik-Aufnahmen oder Hörbücher wird es ebenso seinen Dienst tun, wenn sich ausreichend UserInnen dafür interessieren. Es ist also fraglich, was dann an den oben beschriebenen Auswirkungen des Web 2.0 nun besonders popkulturspezifisch sein soll, mit anderen Worten, ob nicht die gesamte Ordnung der Kultur von diesem Prinzip betroffen ist. Dies ist wohl der Fall, und geht man von dem oben skizzierten Modell aus, in dem Popkultur soundso zur allgemeinen und alles umfassenden Leitkultur geworden ist, besteht darin kein Widerspruch: Wo alles Pop ist, wird auch alles im Web 2.0 gleich organisiert. Aber auch wenn man an einem spezifischeren Popkulturbegriff festhalten möchte, lässt sich dafür eine Argumentation finden: Wie oben festgehalten wurde, waren Popkulturen bereits vor dem Web 2.0 so organisiert, dass sie dezentral, also in einem Kollektiv „um käufliche Kulturgegenstände herum (..) eine Semantik errichtet[en], die eine Gruppe für verbindlich erklärt[e]" (Diederichsen 1999: S. 282). Popkulturen funktionierten also nach dieser Vorstellung immer schon so, wie es das Web 2.0 jetzt in größerem Maßstab erst technisch für alle ermöglicht: Es ist keine Gruppe von ExpertInnen, die aufgrund von

formalen, inhaltlichen, kontextuellen (oder welchen auch immer) Kriterien Ähnlichkeiten zwischen kulturellen Artefakten (also Ordnung, Genres, Orientierung, einen Mainstream und davon abweichende Minderheiten-Positionen) herstellen, sondern es ist die dezentrale, kollektive, gemeinsame, durch nichts als das eigene Gefallen begründete (im Fall von Last.fm durch Anhören kund gegebene) Präferenz für ebendiese kulturellen Artefakte, die keine Autorität über ihren eigenen Bereich mehr anstrebt und abweichende, gegensätzliche Positionen problemlos toleriert. Und dass ebendiese Popkultur, wie wir gesehen haben, bereits vor dem Web 2.0 einen Mainstream der Minderheiten ausbildete, kann uns für die Umwälzungen durch das Web 2.0 in Bezug auf die Möglichkeit von Minderheiten-Positionen zuversichtlich stimmen.

Literatur

Adorno, Theodor Wiesengrund/Horkheimer, Max (1997): Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug. In: Adorno, Theodor Wiesengrund: Gesammelte Schriften in zwanzig Bänden. Bd. 3: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 141-191.

Berli, Oliver (2010): Musikgeschmack jenseits von Hoch- und Populärkultur. Grenzüberschreitender Musikgeschmack als Distinktionsstrategie. In: Brunner, Anja/Parzer, Michael (Hrsg.): pop:aesthetiken. Beiträge zum Schönen in der populären Musik. Innsbruck: Studienverlag, S. 25-44.

Diederichsen, Diedrich (1985): Sexbeat. Köln: Kiepenheuer und Witsch.

Diederichsen, Diedrich (1996): Pop - deskriptiv, normativ, emphatisch. In: Hartges, Marcel (Hrsg.): Pop, Technik, Poesie: die nächste Generation. Rowohlts Literaturmagazin Nummer 37. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 36-44.

Diederichsen, Diedrich (1999): Der lange Weg nach Mitte. Der Sound und die Stadt. Köln: Kiepenheuer und Witsch.

Diederichsen, Diedrich (2005): Musikzimmer. Avantgarde und Alltag. Köln: Kiepenheuer und Witsch.

Fiske, John (1989a): Reading The Popular. Boston (u.a.): Unwin Hyman.

Fiske, John (1989b): Understanding Popular Culture. Boston (u.a.): Unwin Hyman.

Fritz, Martin (2008a): „Ist doch nur Pop" – Bestimmung des Verfahrens „Pop" bzw. „Popliteratur" mit einer exemplarischen Analyse von Thomas Meineckes „Tomboy". Unveröffentlichte Diplomarbeit. Verfügbar unter: <http://static.twoday.net/assotsiationsklimbim/files/ist-doch-nur-pop.pdf> [Stand: 30.4.2011]

Fritz, Martin (2008b): Geschmack als Stil: Versuch einer systemtheoretischen Beschreibung des Last.fm-Prinzips. Verfügbar unter: http://static.twoday.net/assotsiationsklimbim/files/geschmack-als-stil.pdf [Stand: 30.4.2011]

Fritz, Martin (2011): Die neuen magischen Kanäle. Warum Social Bookmarking die wichtigste Web-2.0-Anwendung überhaupt ist (oder zumindest sein sollte). In: Mole. Zeitschrift für kulturelle Nahversorgung. 04. 03.2011, S. 4.

Gebesmair, Andreas (2008): Die Fabrikation globaler Vielfalt. Struktur und Logik der transnationalen Popmusikindustrie. Bielefeld: transcript.

Gurk, Christoph (1996): Wem gehört die Popmusik? Die Kulturindustriethese unter den Bedingungen postmoderner Ökonomie. In: Holert, Tom & Terkessidis, Mark (Hrsg.): Mainstream der Minderheiten. Pop in der Kontrollgesellschaft. Berlin: Edition IDArchiv, S. 20-40.

Hebdige, Dick (1979): Subculture. The Meaning Of Style. London und New York: Methuen.

Hecken, Thomas (2009): Pop. Geschichte eines Konzepts 1955-2009. Bielefeld: transcript.

Holert, Tom/Terkessidis, Mark (Hrsg.) (1996): Mainstream der Minderheiten. Pop in der Kontrollgesellschaft. Berlin: Edition IDArchiv.

Karnik, Olaf (2003): Polit-Pop und Sound-Politik in der Popgesellschaft. In: Neumann-Braun, Klaus/Schmidt, Axel/Mai, Manfred (Hrsg.): Popvisionen. Links in die Zukunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 103-120.

O'Reilly, Tim (2005): What is Web 2.0. Verfügbar unter: <http://oreilly.com/web2/archive/what-is-web-20.html> [Stand: 30.4.2011]

Schenk, Georg (2007): Personalisierung als Werkzeug der Individualisierung. In: Kollmann, Tobias/Häsel, Matthias (Hrsg.): Web 2.0. Trends und Technologien im Kontext der Net Economy. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, S. 39-51.

Strinati, Dominic (1995): An Introduction to Theories of Popular Culture. London: Routledge.

Migration: Was Mainstream-Medien (nicht) thematisieren und wie sich Kunst dazu verhält

Anita Moser

1. Kunst als Information, Intervention und Impuls

Der vorliegende Beitrag geht – ausgehend von Rassismen und hartnäckigen Mythen im Einwanderungsdiskurs der österreichischen Mainstream-Medien[1] – der Frage nach, wie Kunst auf diese medialen Praktiken reagiert. Dabei werden Arbeiten fokussiert, die mittels interventionistischer Eingriffe kritisch und öffentlichkeitswirksam außerhalb von Mainstream-Medien agieren oder innerhalb dieser qua Kunst medienkritische Aspekte platzieren.

Viele der sozialkritisch und politisch engagierten Kunstpraktiken der Gegenwart nahmen ihren Ausgang in den frühen 1990er Jahren. Damals kam es im deutschsprachigen Raum zu einer Politisierung bzw. Re-Politisierung der Kunst, die unter anderem als Antwort auf die von einer „neuen Innerlichkeit" und einem „Bilder- und Objektboom" geprägten 1980er Jahre zu sehen ist. Gründe für die Re-Politisierung der Kunst lagen aber auch in den massiven Veränderungen im Kunstfeld, die durch einen Einbruch des Kunstmarktes Ende der 1980er Jahre ausgelöst wurden, sowie in den politischen Umbrüchen Europas in Folge des Mauerfalls und der Öffnung gegen Osten (vgl. Kube Ventura 2002, S. 7f). Stella Rollig und Eva Sturm sehen in den veränderten, verschärften Lebensbedingungen nach 1989 einen Auslöser für das wachsende Bedürfnis, „mit den Mitteln der Kunst Analysen zu formulieren und sich in gesellschaftliche Auseinandersetzungen einzuschalten, bzw. von Seiten der RezipientInnen dieses Engagement von der Kunst zu fordern" (Rollig/Sturm 2004, S. 13). Das „neue Europa" war und ist von einem steigenden (kulturalistischen) Rassismus geprägt (vgl. Lutter 1999, S. 5), worauf auch künstlerische Praktiken Bezug nahmen und nehmen. In Österreich kam es etwa im Zuge

1 Der Begriff subsumiert Boulevardmedien sowie Qualitätsmedien und bezieht sich im vorliegenden Beitrag primär auf österreichische Printmedien.

des „Ausländervolksbegehrens“ der FPÖ 1993, der Briefbombenanschläge auf Minderheiten und der Morde an Roma in Oberwart Mitte der 1990er Jahre sowie insbesondere im Anschluss an die Regierungsbildung im Februar 2000, bei der die FPÖ von der ÖVP in die Regierung geholt wurde, verstärkt zu politisch-künstlerischen Zusammenschlüssen und zu künstlerischem Aktivismus (vgl. Moser 2011, S. 97ff).

Zur Kategorisierung der verschiedenen Ausformungen sozialkritisch und politisch engagierter Kunst der 1990er Jahre entwickelte Holger Kube Ventura ein Modell, das zwischen Informations-, Interventions- und Impulskunst unterscheidet: Informationskunst (als taktisches Medium) bezeichnet eine Kunstpraxis, die sich „mehr oder weniger explizit mit der decouvrierenden Kontextualisierung offiziöser Diskurse“ (Kube Ventura 2002, S. 177) beschäftigt. Impulskunst (als trigger) ist „eine antreibende, ermunternde Kunstpraxis [...], die etwas auslösen will, wie z.B. eine kollektive Bewegung“ (ebd., S. 199). Künstlerische Arbeiten, die sich konkret für die Beseitigung sozialer und politischer Missstände einsetzen, können als Interventionskunst (als Realpolitik) bezeichnet werden. Dabei gilt es zwischen temporären, benefizartigen Eingriffen und unbefristeten Strukturveränderungen zu unterscheiden (vgl. ebd., S. 192). Alle künstlerisch zum Einsatz kommenden Mittel können eine taktische Funktion erhalten, wenn ihre BenutzerInnen mit diesen Mitteln aus politischen Motiven heraus im Feld der Kunst operieren. Jedes Medium, betont Kube Ventura, sei dazu geeignet, im Kunstkontext zu politischen Zwecken eingesetzt zu werden (vgl. ebd., S. 178). Taktik kann laut Michel de Certeau als „ein Handeln aus Berechnung“ bezeichnet werden, das durch „das Fehlen von etwas Eigenem“ bestimmt ist:

„Sie [die Taktik, Anm. A.M.] muss mit dem Terrain fertigwerden, das ihr so vorgegeben wird, wie es das Gesetz einer fremden Gewalt organisiert. [...] Sie profitiert von ‚Gelegenheiten‘ und ist von ihnen abhängig; [...] Dieser Nicht-Ort ermöglicht ihr zweifellos die Mobilität – aber immer in Abhängigkeit von den Zeitumständen –, um im Fluge die Möglichkeiten zu ergreifen, die der Augenblick bietet. [...] Sie ist die List selber.“ (Certeau 1988, S. 89)

In politisch und sozialkritisch engagierter Kunst erfährt der Medien- und Materialbegriff eine zusätzliche Ausweitung, indem das Publikum, partizipativ Mitwirkende und die KünstlerInnen selbst, auch die Gesellschaft sowie soziale und politische Verhältnisse generell Medien- bzw. Materialcharakter erhalten: „In der traditionellen Kunst wurden Materialien geformt und verändert. Marmor, Leinwand, Farben und andere Stoffe waren die Grundlage jeder Formgebung. Sie halfen den Künstlern, ihren Vorstellungen Ge-

stalt zu geben. Anstelle dieser materiellen Grundlagen sind in der aktivistischen Kunst die sozialpolitischen Verhältnisse getreten, die, ähnlich den formalen Gestaltungen der alten Substanzen, verändert werden“, betont das seit den frühen 1990er Jahren unter anderem mit künstlerischen Interventionen zur Verbesserung der Lage Obdachloser und Drogenkranker sowie gegen Schubhaft aktive österreichische KünstlerInnenkollektiv WochenKlausur (vgl. Zinggl 2001, S. 131). Das breite Spektrum taktischer Medien zeigt sich beispielsweise in der Praxis der österreichischen Gruppe Social Impact, die als Gestaltungsmittel Medien wie Video, Fotografie, Flugblätter, Kinowerbespots sowie bedruckte Plastiktaschen, die vor Supermärkten verschenkt werden, eine Kollektion von Sommerbekleidung oder mit verbalen Botschaften versehene Badeutensilien verwendet (vgl. Website Social Impact). In einem von dem autonomen Zentrum von und für Migrantinnen MAIZ und Klub Zwei (Simone Bader, Jo Schmeiser) 2007 durchgeführten Kunstprojekt wurde das Dach eines Klosters zu einem groß dimensionierten taktischen Medium: Im Rahmen des Projekts *Terra Secura*, das sich mit der Sicherheitssituation von Menschen ohne österreichische Staatsbürgerschaft auseinandersetzte und den Sicherheitsbegriff in Europa einer kritischen Revision unterzog, wurde auf dem Dach des Stiftes Schlierbach großflächig ein Transparent mit dem Schriftzug „Wer genießt Sicherheit“ angebracht (vgl. Salgado 2009).

2. Sind Mainstream-Medien rassistisch kontaminiert?

Medien haben Thematisierungs- bzw. Agenda-Setting-Funktion, indem sie den Menschen und der Zivilgesellschaft ein „gemeinsames Themenuniversum“ zur Verfügung stellen, das eine kollektive kommunikative Basis schafft und im Bereich der sozialen Interaktion wirksam wird (vgl. Bonfadelli 2007, S. 96). Erst wenn über Themen und Ereignisse in den Medien berichtet wird, scheinen sie in der Öffentlichkeit zu existieren. Medien tragen auch zur Identitätsstiftung bei, indem sie Werthaltungen, Lebensstile und Identitäten präsentieren und Ereignisse interpretieren, die von den RezipientInnen zur Konstruktion sowie zur Artikulation der eigenen personalen und sozialen Identität herangezogen werden (vgl. ebd.). (Massen-)Medien stellen eine machtvolle, die Wirklichkeitskonstruktionen einer Gesellschaft stark beeinflussende Diskursebene dar, so Wiebke Scharathow, „indem sie konkrete Deutungsangebote machen, die zur Interpretation und Reproduktion von Wirklichkeit genutzt werden und damit auch Einfluss auf das Denken

und Handeln von Menschen haben“ (Scharathow 2007, S. 124f). Medien reflektieren *und* produzieren demnach Themen und Meinungen: Auch der gesellschaftliche Umgang mit Migration wird nicht nur medial reflektiert, sondern gleichzeitig mit produziert (vgl. Heck 2008, S. 35).

Der Einwanderungsdiskurs deutschsprachiger Medien ist seit Anfang der 1980er Jahre „stark rassistisch geprägt“, betont der Sprachwissenschaftler Siegfried Jäger, was sich in Debatten zur Asylfrage, Auseinandersetzungen mit der „Ausländerkriminalität“, Greencard-Diskussionen und der Berichterstattung im Anschluss an 9/11, in der EinwandeRinnen häufig pauschal in die Nähe von Fanatismus und Terrorismus gestellt wurden und werden, deutlich zeige (vgl. Jäger 2007, S. 55f). Auch die Diskriminierung von JournalistInnen aus (ethnischen) Minderheiten ist eine gängige rassistische Praxis (vgl. van Dijk 2007, S. 107). Zwar lässt sich in den letzten Jahren ein Wandel dahingehend feststellen, dass zunehmend JournalistInnen mit Migrationshintergrund in Mainstream-Medien arbeiten, doch ist deren Anteil längst nicht proportional zum gesamtgesellschaftlichen Anteil von MigrantInnen in der Bevölkerung (vgl. Ha o.J.; Akinyosoye 2010). MigrantInnen finden primär als Objekte Eingang in Boulevard- wie Qualitätsmedien und sind als Subjekte des Diskurses kaum vorhanden. Die Redaktionen der Mainstream-Medien sind überproportional von MehrheitsösterreicherInnen besetzt und diese wählen die Themen und den Fokus der Berichterstattung aus. Bezüglich dieser „weißen“ Privilegierung gibt es in den Medien bis dato wenig Problembewusstsein, ebenso in Hinblick auf die Notwendigkeit des „weißen“ Privilegienabbaus.[2]

Rassismus ist kein Phänomen, das auf Boulevardzeitungen beschränkt ist, sondern auch in Qualitätsmedien zutage tritt, wenngleich auf oftmals subtilere und banalere Weise bzw. „indirekt [...], verkleidet und abgemildert“ (van Dijk 2007, S. 107). Mark Terkessidis spricht in seinem gleichnamigen Buch von der „Banalität des Rassismus“ (2004) und analysiert darin jenen Rassismus, der als alltägliche Erscheinung die „gesamte Gesellschaft als Verhältnis durchwirkt“: Wichtiger als intentionale Formen von Rassismus seien eben jene, so der Autor, die in das „normale“ gesellschaftliche Funktionieren eingelassen sind. Diese Rassismen machen eine bestimmte Gruppe sichtbar, die überhaupt erst als

2 „Weiß“ bezeichnet in vorliegendem Kontext Mehrheitsangehörigkeit und die auf dieser Position beruhende Privilegierung. Anzumerken ist, dass auch die Redaktionen alternativer Medien (wie etwa der freien Radios oder diverser Zeitungsprojekte) häufig nach diesem rassistischen Muster organisiert sind und generell Institutionen und Einrichtungen in unserer Gesellschaft – mit oder ohne Fokus auf Migration und MigrantInnen – von MehrheitsösterreicherInnen besetzt werden.

„Problem" identifiziert und zum Ziel von Gewalt werden könne (vgl. Terkessidis 2004, S. 11). Alltagsrassismus ist von kleinen, „banalen" Ausgrenzungserlebnissen bestimmt, mittels derer Personen (vermeintlich) fremdländischer Herkunft permanent klargemacht wird, dass sie zu einem anderen Kollektiv und an einen anderen Ort gehören: „Eine Grenze entsteht zwischen ‚uns', die ‚wir' eigentlich hier leben, und ‚ihnen', die eigentlich woanders hingehören" (ebd., S. 10). Diese alltägliche Trennung in „Wir" und „die Anderen", in „Eigenes" und „Fremdes", ist „konstitutiv für den Rassismus und damit das eigentlich erklärungsbedürftige Phänomen" (ebd., S. 84). Für Migrationsgesellschaften unserer Zeit sei kennzeichnend, so Anne Broden und Paul Mecheril, dass eine Vielzahl von Bildern, Beschreibungen, Symbolen, Darstellungen und Zeichen in Umlauf sind, in denen nicht nur über (natio-ethno-kulturelle) Identität und Differenz Auskunft gegeben wird, sondern Identität und Differenz auch beständig produziert und reproduziert werden (vgl. Broden/Mecheril 2007, S. 9). Derartige Othering-Prozesse und darauf basierende Rassismen gehören zum Alltag, durchwirken die verschiedenen Ebenen des Zusammenlebens (wie Konsum, Wirtschaft, Freizeit, Kultur, Politik etc.) und spiegeln sich in den Medien in unterschiedlichen Intensitäten wider.[3]

Dass MigrantInnen mit dem Nachrichtenwert „Konflikt" in Zusammenhang gebracht werden, ist ein immer wiederkehrender medialer Topos (vgl. Böse/Kogoij 2004, S. 107). Die Kriminalisierung von ZuwanderInnen ist eine gängige rassistische Argumentationsfigur in Mainstream-Medien. Über Straftäter wird – sofern es sich dabei um „Ausländer" handelt – häufig unter Angabe ihrer Ursprungsnationalität berichtet und dadurch eine enge Verbindung zwischen Kriminalität und „fremder" Kultur hergestellt (vgl. Dorer/Marschik 2006, S. 27f). In Österreich haben wir uns an derartige Rassismen in der *Kronen Zeitung* oder in kleinformatigen Gratiszeitungen (wie dem *Innsbrucker Stadtblatt*) bereits gewöhnt. Doch auch eine Qualitätszeitung wie *Der Standard*, die sich weitgehend sehr reflektiert mit Themen rund um Migration auseinandersetzt, funktioniert nach diesem

3 Alltagsrassismus zeigt sich auf verschiedenen Ebenen: a) als alltäglicher Rassismus von Einzelpersonen und Gruppen (offene und subtile rassistische Handlungspraxen von Einzelpersonen und Gruppen); b) als alltäglicher institutioneller Rassismus (rassistische Ausgrenzungsformen, die sich in den Gesetzen, Regelungen und Handlungspraxen von staatlichen und staatlich finanzierten Institutionen niederschlagen); c) als alltäglicher struktureller Rassismus (rassistische Ausgrenzung, die sich in den Sozialstrukturen niederschlägt wie in der allgemeinen Benachteiligung von national, kulturell oder ethnisch definierten oder rassialisierten Gruppen auf dem Arbeitsmarkt, in den Einkommensverhältnissen sowie im Schul- und Bildungssystem); d) als Alltagsrassismus in veröffentlichten Diskursen (Publikationen in Print-, Audio- und audiovisuellen Medien, im Internet oder in öffentlichen Reden und Flugblättern) (vgl. Melter 2006, S. 25ff).

Muster, wenn sie von einer „erneuten Schlägerei auf einem Wiener Grillplatz, bei der zwei rumänische Großfamilien beteiligt waren“, (Der Standard, 09.05.2011, S. 8) berichtet. Die *Tiroler Tageszeitung* agiert ebenfalls rassistisch, wenn sie schreibt, dass derzeit „Einschleichdiebstähle, die auf das Konto von ethnischen Minderheiten gehen“, im Trend liegen (Tiroler Tageszeitung, 06.05.2011, S. 5) oder dass „ein 20-jähriger Marokkaner“ als Drogenbesitzer entlarvt wurde (Tiroler Tageszeitung, 25.02.2011, S. 6). Durch derartige ethnische Markierungen werden stereotype Vorurteile über „kriminelle Ausländer“ permanent reproduziert.

Othering-Prozesse finden nicht nur durch negative Zuschreibungen statt, sondern auch durch die positive Diskriminierung von MigrantInnen, wenngleich diese als Zwischenstufe auf dem Weg zu einer Gesellschaft ohne Rassismus möglicherweise unerlässlich ist (vgl. Weinhäupl 2007). ZuwanderInnen werden dabei als „gute“, „brave“, „fähige“ Menschen, die es in Österreich „geschafft“ oder Karriere gemacht haben, dargestellt und als „Idealbeispiele gelungener Integration“ (Koch 1996, S. 8) vorgeführt. Die österreichische Tageszeitung *Der Standard* startete beispielsweise im August 2010 eine Serie mit dem Titel *Echte WIENER*, in der „ein Weinhändler aus Usbekistan“ (Der Standard, 30.08.2010), „eine Kanadierin auf dem Bisamberg“ (Der Standard, 31.08.2010) etc. als Menschen mit Migrationshintergrund porträtiert wurden, die es in Österreich „zu etwas gebracht haben“. Mit derartigen Berichterstattungen werden implizit Erwartungshaltungen dahingehend geschürt, dass ZuwanderInnen etwas Besonderes – und oft viel mehr als MehrheitsösterreicherInnen – leisten müssten, um in Österreich Anerkennung zu erhalten. Der gut gemeinte Versuch, ZuwanderInnen als Positivbeispiele hervorzuheben und dadurch einen Kontrapunkt zu Berichten von „kriminellen Ausländern“ zu setzen, stützt letztlich einen Diskurs, der soziale und politische Themen kulturalisiert und Menschen (vermeintlich) fremdländischer Herkunft als die „Anderen“ konstruiert. Bestimmte Formen der positiven Diskriminierung bergen also die Gefahr in sich, Rassismen und Vorurteile gegen MigrantInnen voranzutreiben. Siegfried Jäger und Dirk Halm betonen, dass die Gefahr eines „binären Reduktionismus“ in kleinen sprachlichen Details lauern kann und sich oftmals als „Umschlagen in die entgegengesetzte Richtung“ auswirkt, indem sogar die Verneinung einer besonderen Verbindung – etwa zwischen Islam und Terrorismus – genau diese Verbindung im Bewusstsein der Menschen verfestige (vgl. Jäger/Halm 2007, S. 8f).

3. Künstlerische „Korrekturen“ von Mediendiskursen

Neben der bereits genannten Kriminalisierung von „Ausländern“ sind auch die Kriminalisierung von FluchthelferInnen als „kriminelle Schlepper“ und von Flüchtenden als „Illegale“ ständig wiederkehrende Topoi in den Medien. Beispielsweise berichtete *Der Standard* jüngst davon, dass ein „Schlepperring“ ausgehoben wurde, der über viele Jahre iranische StaatsbürgerInnen „in den Westen geschleust hatte“ (Der Standard, 31.05.2011, S. 9). Organisierte Hilfe und Unterstützung für flüchtende Menschen wird medial primär mit „Schlepperwesen“ und Illegalität in Verbindung gebracht. Die behördliche Bekämpfung der „Schlepperei“ wird als Hilfe für deren „Opfer“, also die MigrantInnen, dargestellt – und in dieser Perspektive bleibt die Tatsache ausgeblendet, dass es für undokumentierte MigrantInnen aufgrund der Gesetzeslage häufig keinen anderen Weg über eine Staatsgrenze gibt als mit Hilfe von „Schleppern“. Auch dass eine durchaus erwünschte Folge der Verfolgung von „Schleppern“ die Bekämpfung „illegalisierter“ Migration ist, ist dabei nicht relevant (vgl. Kratzmann 2007, S. 101ff). Was kann Kunst solchen medialen Unschärfen entgegensetzen?

Vor dem Hintergrund der restriktiven Einreisebestimmungen in die EU ist die Ermöglichung von Grenzübertritten durch Dritte zunehmend als eine Form von Dienstleistung zu betrachten (vgl. Karakayali 2008, S. 239). Das Projekt *Dienstleistung: Fluchthilfe – Border Crossing Services* aus dem Jahr 2001 der österreichischen Künstler Martin Krenn und Oliver Ressler (vgl. Moser 2011, S. 138ff) verstand sich als „Propagandaprojekt für Migration, und vor allem aber für Menschen und Organisationen, die sich der Organisierung von Fluchthilfe widmen“ (Raunig 2002, S. 4). Der Titel weist bereits unmissverständlich darauf hin, dass Fluchthilfe als eine Art Dienstleistung positioniert werden sollte. Neben einer Videoarbeit zu dem Thema war das *Neue Grenzblatt* medialer Output des Projekts, das als Postwurfsendung an 12.000 Haushalte an der damaligen EU-Außengrenze in der Steiermark ging. In Titel und Gestaltung ist die Gratiszeitung bewusst simpel und plakativ gehalten und an der Aufmachung von Heimat- und Bezirksblättern orientiert. Sie lässt an „eine rechte Postille denken“, merkte ein Leser an (vgl. Krenn/Ressler 2002, S. 16). Die Fotografie einer Kapelle mit Heldenfriedhof ziert die Titelseite, darüber sind die in Gelb, Rot und Schwarz gehaltenen Schlagzeilen „Exklusiv: Bilder von der steirischen Grenze“, „Deutschland – Organisationen gegen den EUropäischen Abschottungsprozess“, „Dienstleistung: Fluchthilfe! Service mit Qualität“ und „Südsteiermark: Umfrage an der Grenze – Helfen ÖsterreicherInnen ‚illegalen‘ GrenzgängerInnen auf

der Flucht?“ platziert. Die Schlagzeilen der Titelseite, die in ihrer Plakativität an Boulevardmedien erinnern, lassen im Tonfall die Aufdeckung eines Skandals sowie Exklusivität in der Berichterstattung mitschwingen. Im Blattinneren wird die Ästhetik der Titelseite – zwar schwarz-weiß, aber nicht weniger konsequent – fortgesetzt. Plakative, groß gesetzte Überschriften („Westliche Wirtschaftsinteressen verursachen Migration“, „Kommerzielle Fluchthilfe als Dienstleistung“, „Schlepperei als Tatbestand“ etc.) und großflächige Fotos, die ländliche Idyllen (Gartenzwerg, Pferdekutsche) Aufnahmen von der Grenze (Grenzschilder, Grenzbalken, Personen bei der Grenzabfertigung etc.) gegenüberstellen, strukturieren die Broschüre und dominieren die Ästhetik. Die Texte sind übersichtlich formatiert und lesefreundlich: ausgewogen im Text-Bild-Verhältnis, zweispaltig, zum Teil in relativ großer Schrift, mit Absätzen, Zwischentiteln und viel Fettgedrucktem. Derartige formale Strategien sind aus Boulevardzeitungen bekannt. Die Erwartungshaltungen der LeserInnen waren auf eine populistische und volkstümliche Publikation eingestellt, wurden jedoch durch die Artikelüberschriften und vereinzelte Bilder im Zeitungsinneren irritiert und spätestens mit den Inhalten der Texte massiv „enttäuscht“. Im Editorial wird die Absicht der Broschüre dargelegt: Um der in Österreich üblichen einseitigen Berichterstattung über „Schlepperei“ entgegenzuwirken, habe man sich entschieden, „ein etwas anderes Druckwerk herauszubringen“. Das Spektrum der in der Postwurfsendung angesprochenen Themen reicht von Fluchtursachen (verfasst von der Plattform „Für eine Welt ohne Rassismus“) und der Beschreibung von Fluchthilfe als Dienstleistung (der Forschungsgesellschaft Flucht und Migration) über die gesetzlichen Grundlagen der Kriminalisierung von „Schleppern“ (von TATblatt) und die Illegalisierung von MigrantInnen (von Kanak Attak, TschuschenPower) bis zu der damit verbundenen Schubhaft (Zebra), frauenspezifischen Aspekten der Migration (MAIZ) und dem Statement der Flüchtlingsorganisation The Voice zum Kampf um die Menschenrechte von MigrantInnen (vgl. Krenn/Ressler 2001). Die Ausführungen zu den unterschiedlichen Problemlagen von Flüchtlingen in Österreich sind fundiert und in einfacher Sprache gehalten, wobei der Zugang der AutorInnen – wie jener der beiden Künstler – „ein klar parteilicher“ (Raunig 2002, S. 4) ist.

Das Projekt *Dienstleistung: Fluchthilfe* durchkreuzte stereotype Mainstream-Diskurse über „Schlepperei“ und verbreitete diesbezüglich marginalisiertes Wissen, also Wissen über die soziale Notwendigkeit dieser Form von Dienstleistung. Mit Mitteln der Irritation, der Persiflage und Camouflage intervenierten Ressler und Krenn direkt in den Wohnzimmern der BewohnerInnen der Grenzregion, wodurch der öffentliche Raum bzw. der

politische Interventionsraum der Kunst im Vergleich zu anderen künstlerischen Interventionspraktiken deutlich erweitert wurde. Grenzkunstprojekte wie das von Krenn/Ressler weiten zudem ästhetische Überschreitungen aus, indem Grenzen als unhintergehbare reale Fakten mit massiven Auswirkungen einbezogen werden. Aus der vagen Utopie einer Grenzüberschreitung von der Kunst ins Soziale oder in andere Felder, wie sie Gerald Raunig in *Charon. Eine Ästhetik der Grenzüberschreitung* (Raunig 1999) formuliert, wurde „eine radikal zugespitzte Spielart der Grenzüberschreitung, nämlich die konkrete Überschreitung der Schengen-Grenzen" (Raunig 2002, S. 5).

4. Gegen „Opfer"-Stereotypien

Untersuchungen zum Einwanderungsdiskurs in den Medien zeigen, dass bei der Darstellung des (vermeintlichen) Außen bzw. von außen Kommenden fast durchgängig mit „entsubjektivierenden Symbolen" gearbeitet wird: „Schlagwortartig lässt sich dies an der Flutsymbolik verdeutlichen, wenn Einwanderer oder Flüchtlinge als Fluten codiert werden, gegen die Dämme errichtet werden müssen." (M. Jäger 2007, S. 33) MigrantInnen erscheinen häufig als anonyme Massen, die in „Flüchtlingsströmen" oder „Wellen" über Europa hereinbrechen. Menschen, die illegal über die Grenzen nach Österreich kommen, werden in Mainstream-Medien oft auch als (anonyme) „Opfer" dargestellt, wodurch deren Wille und Recht auf Migration – im Sinne der „Autonomie der Migration" – völlig ausgeblendet bleiben. Die Perspektive der „Autonomie der Migration" betrachtet Flüchtlinge und MigrantInnen – jenseits von stereotypen Festschreibungen als „Kriminelle" oder „Opfer" – als in erster Linie handelnde Subjekte (vgl. Bojadžijev/Karakayali 2007, S. 203ff). Migration selbst wird dabei als zutiefst ambivalentes Phänomen wahrgenommen: „Migration is neither free from existing forms of socialisation, nor does it allow itself to be entirely channeled. This is where the antagonism built into every aspect of migration becomes a precondition for understanding it." (Bojadžijev 2009, S. 184f) Den selbstbestimmten Zwischenraum innerhalb von Migrationsprozessen anzuerkennen, ist ein elementarer Aspekt der „Autonomie der Migration".

Das Projekt *Dienstleistung: Fluchthilfe* hatte die Darstellung der positiven Seiten von Fluchthilfe sowie die (selbst-)ermächtigende Überschreitung von Staatsgrenzen zum Inhalt und richtete sich somit kritisch gegen „Opfer"- und Bedrohungsszenarien. Auch *Illegal Border Crossing* von Tanja Ostojić verhandelte und demonstrierte Möglichkeiten der

Subversion der (staatspolitischen) Einschränkung transnationaler Mobilität. Für diese im Jahr 2000 entwickelte Arbeit machte sich die Künstlerin „das erste Mal direkt mit Strategien des Grenzübertritts vertraut, die MigrantInnen seit Jahrzehnten benutzen, um die Slowenisch-Österreichische Grenze zu überqueren, die zu jener Zeit die Grenze der Europäischen Union war und wo täglich etwa 8-9 ‚illegalisierte Menschen' festgenommen wurden" (Ostojić 2005, S. 98). Ostojić lebte zum damaligen Zeitpunkt in Ljubljana und wollte an einem Workshop in Österreich teilnehmen, erhielt jedoch kein Einreisevisum. Gemeinsam mit FreundInnen, die die Künstlerin in Slowenien abholten, reiste sie schließlich auf einer schmalen Bergstraße über die slowenisch-österreichische Grenze illegal nach Österreich ein. Der Grenzübertritt wurde mit Digitalkameras dokumentiert und drei Video-Stills aus der Arbeit wurden in Ausstellungen präsentiert. Wie bei den Interventionen von Krenn/Ressler wurden in der Aktion von Ostojić Grenzen zu realpolitischen Fakten und die Grenzübertritte zu realen Ereignissen jenseits ästhetischer Abstraktion. Worin sich der künstlerische Zugang von Tanja Ostojić jedoch deutlich vom vorgenannten Projekt unterscheidet, ist ihre Perspektive als Migrantin sowie die Tatsache, dass autoreferentielle Aspekte und autobiografische Versatzstücke in ihren Arbeiten einen zentralen Stellenwert einnehmen (vgl. Moser 2011, S. 144ff). Die Künstlerin rückte in *Illegal Border Crossing* – ähnlich wie in der sechsstündigen Aktion vor dem österrei-



Abbildung 1: Ausschnitt aus der Fotoinstallation Illegal Border Crossing *von Tanja Ostojić (2002) (Courtesy/Copyright: Tanja Ostojić)*

chischen Konsulat in Belgrad im August 2000 mit dem Titel *Waiting for a Visa*, bei der Ostojić von sechs Uhr morgens bis Mittag in einer Warteschlange für einen Visumsantrag anstand – sich, ihre persönliche Befindlichkeit und ihren Körper als Medium ins Zentrum der Aktion. *Illegal Border Crossing* plädierte implizit für die Bewegungsfreiheit aller Menschen und entlarvte den staatlichen Wunsch nach einer Beschränkung legaler wie illegaler Migration als unvollkommene, angreif- und hintergehbare Idee, indem ihr ein konkretes, diese Vorstellung unterwanderndes Handlungskonzept entgegengesetzt wurde (vgl. ebd.).

Auch auf der Bildebene arbeiten Medien häufig mit „Opfer"-Stereotypien. Angesichts der durch die Proteste in Nordafrika ausgelösten Flüchtlingsbewegungen ist aktuell eine Vielzahl von Abbildungen in Umlauf, die Menschenmengen hinter Zäunen, in überfüllten Booten etc. zeigen und dadurch ein fast ausschließlich katastrophales Bild von Migration zeichnen. Die EU-Außengrenze ist im EU-Migrationsregime generell zu einem Hotspot für das „Bild der Migration" geworden, der „den dokumentierenden (und kontrollierenden) Blick von Kameras magisch anzuziehen scheint", bemerkt die Filmemacherin Brigitta Kuster (vgl. von Osten 2007, S. 180). In diesem sich neu formierenden „Blickregime der Grenzüberquerung" bleibt ausgeblendet, dass MigrantInnen als AkteurInnen „eigene Strategien entwickeln, mit denen sie aktiv auf die Bedingungen an den Grenzen reagieren" (Kuster zitiert nach ebd.). Tanja Ostojićs Visualisierung des Grenzübertritts in *Illegal Border Crossing* steht den medialen „Opfer"-Bildern diametral entgegen, indem sie sich darin als fröhlich lachende, selbstbestimmt handelnde Frau in Szene setzt.

5. Mediale Leerstellen aufzeigen

Im Kontext von Migration und dem europäischen Migrationsregime sind es neben Verzerrungen auch thematische Leerstellen, die Medien auszeichnen. Am Beginn des europäischen Grenzregimes waren es beispielsweise die Bootsunglücke im Mittelmeer, die medial so gut wie nicht thematisiert wurden. Im Jahr 1996 fand in der Nähe der sizilianischen Küste eines der größtes Schiffsunglücke seit den 1950er Jahren statt, bei dem über 280 Menschen bei ihrem Versuch, in Europa einzuwandern, umkamen. Obwohl Überlebende von der Tragödie berichteten und Überreste der Verunglückten sich in Fischernetzen verfingen, leugneten die Behörden das Unglück über fünf Jahre lang und die italienischen Medien verschwiegen es. Schließlich brachte die Intervention der

Zeitung *La Repubblica*, die das Schiffswrack entdeckte, das Unglück ans Tageslicht. Die italienische KünstlerInnengruppe Multiplicity unternahm intensive Recherchen über das Schiffsunglück und die Strategien der Vertuschung und präsentierte ihr daraus entstandenes Kunstprojekt *Solid Sea 01: The Ghost Ship* auf der documenta 11 im Jahr 2002 (vgl. Website Multiplicity). In Folge des Documenta-Beitrags von Multiplicity wurden die Vorkommnisse im Mittelmeer auch im deutschen Sprachraum verstärkt diskutiert und weitere ähnliche Katastrophen konnten medial nicht mehr ignoriert werden. Die künstlerische Arbeit von Multiplicity ist ein Beispiel dafür, dass Kunst den medialen Diskurs über bestimmte Themen triggern kann, indem mit der Berichterstattung über das Kunstprojekt auch die Hintergründe desselben in der Presse mitverhandelt werden. Journalistische, recherchierende Positionen in der Kunst – und als solche ist die Arbeitsweise von Multiplicitiy zu charakterisieren – antworten auf „an urgency felt by artists and video makers to foreground topics that are absent from mass-media information; it is also part of a tendency to use journalism and documentary methods to persuade the audience on certain issues.“ (Cramerotti 2009, S. 69)

Eine mediale Leerstelle im Zusammenhang mit Migration war über viele Jahre auch das Thema Schubhaft. Schubhaft ist in einem Rechtsstaat wie Österreich eine skandalöse Einrichtung, handelt es sich dabei doch um einen auf AsylwerberInnen angewandten Freiheitsentzug, dem kein Delikt zu Grunde liegt. Noch Mitte der 1990er Jahre war dieses Phänomen aus dem öffentlichen Diskurs weitgehend ausgeblendet. Um diese Form von institutionellem Rassismus ins Blickfeld zu rücken, platzierten die Künstler Martin Krenn und Oliver Ressler – als Teil ihres Projekts *Institutionelle Rassismen* – im Herbst 1997 in der Wiener Innenstadt auf dem Herbert-von-Karajan-Platz vor der Staatsoper ein drei Kubikmeter großes Plakatobjekt. Das Objekt zeigte an dem touristisch stark frequentierten Platz einen Ausschnitt des Polizeigefangenenhauses an der Roßauerlände, in dem eines der beiden Wiener Schubhaftgefängnisse untergebracht ist. Über der fotografierten Hausfassade war ein Text gesetzt, der die österreichische Schubhaftpraxis in deutscher, englischer und italienischer Sprache thematisierte (vgl. Website Martin Krenn). Begleitet war das Projekt von Radiosendungen und Diskussionen zu dem Thema. Auch die Printmedien reagierten mit Berichten auf das Projekt und einige druckten den Text des Plakatobjekts ab. Mit ähnlicher Absicht fand in Tirol im Jahr 2001/2002 das Projekt *Schubhaft* von Franz Wassermann statt (vgl. Moser 2011, S. 185ff). Zum damaligen Zeitpunkt wurde Schubhaft öffentlich primär als Phänomen, das mit Tirol nichts zu tun hat, wahrgenommen und es war weitgehend unbekannt, dass es in Innsbruck eine Schub-

haftanstalt gibt. Teil des Kunstprojekts, das in Zusammenarbeit mit der arge-Schubhaft stattfand, war – neben Plakataktionen, der Weihe eines Wohnmobils und der Besetzung der Galerie im Taxispalais – eine nicht angemeldete Pressekonferenz vor der Bundespolizeidirektion Innsbruck, wo sich das Schubhaft-Gefängnis befindet, wodurch der Ort und die alltägliche Praxis von Schubhaft öffentlich gemacht wurden. Das Kunstprojekt wurde gewissermaßen zum Auslöser für die Medien, um über Missstände und Problemfelder zu berichten, die in Tirol von der Presse bis dahin nahezu völlig ignoriert worden waren. Durch die Transformation des Themenfeldes in ein Kunstprojekt wurde Interesse an Schubhaft geweckt und im öffentlichen Raum ein unkonventioneller Zugang zu der Problematik eröffnet (vgl. ebd., S. 241 sowie Wassermann 2002).

Wie das Projekt von Multiplicity trugen *Schubhaft* von Wassermann und *Institutionelle Rassismen* von Krenn und Ressler Aspekte von Informationskunst in sich, ging es darin doch primär um die Veröffentlichung dekuvrierender Fakten sowie darum, Informationen zu Themen zu verbreiten, die in den Mainstream-Medien bis dahin ignoriert worden waren. Um zu verlässlichen Informationen zu kommen, ist die Zusammenarbeit von KünstlerInnen mit politischen Initiativen oder anderen Einrichtungen (wie Archiven etc.) als Basis von Informationskunst wesentlich. Sämtliche in den Projekten zum Einsatz kommende Medien – Fotografien, Drucksachen, Videos etc. – erhielten taktische Funktion. In *Schubhaft* avancierten die Plakate, das Konzept, die Presseaussendungen, die verschiedenen performativen Aktionen, der Künstler selbst und andere Mitwirkende des Projekts zu taktischen Medien. Im Projekt *Solid Sea 01: The Ghost Ship* erhielten die auf der Documenta präsentierten Videos taktische Funktion, bei dem Projekt von Krenn und Ressler das großformatige multimediale Plakat, das eine Fotografie mit sprachlicher Information verband. Die drei Arbeiten stellten Öffentlichkeit her, indem sie zum Teil Mainstream-Medien (wie Presse, Radio und Fernsehen) involvierten und Auslöser für Berichterstattungen waren, aber auch andere öffentlichkeitswirksame Kanäle – wie Plakate und performative Aktionen im öffentlichen Raum, einen Kunstkatalog, eine Ausstellung im Kunstraum etc. – nutzten.

6. Kunst als Medienkritik

Was konkret war über das Schiffsunglück im italienischen Mittelmeer im Beitrag von Multiplicity auf der Documenta 2002 zu sehen? In einem schwarzen Raum wurden in einem Halbkreis flackernde Monitore aufgestellt, die Aufnahmen vom Schiffswrack, Interviews mit Zeugen, Pläne und Daten, die sich auf die Vorkommnisse in der Nacht vom 26.12.1996 bezogen, zeigten. Der dunkle Raum suggerierte eine künstliche, bühnenartige Situation, in der die Informationen nicht linear präsentiert wurden, sondern in einer – für Installationskunst typischen – non-linearen Form (vgl. Coulter-Smith 2006). Die BetrachterInnen stellten sich die Informationen individuell zusammen, abhängig davon, wie sie sich durch den Raum bewegten, wo sie Halt machten, welche Videos sie intensiv rezipierten oder welche Monitore sie ignorierten. In einem derartigen Rezeptionsprozess des Publikums passiert zweierlei: Einerseits wiederholen sich in der subjektiven Aneignung der Inhalte durch die BesucherInnen die Aneignungs- und Arbeitsweisen der Mainstream-Medien, in denen Informationen auf eine bestimmte (auch subjektive) Art verknüpft werden und deren Berichterstattung generell davon abhängt, was überhaupt an Wissen und Information zur Verfügung steht. Die Konstruktion von medialer „Realität" und „Wahrheit" wird also durch die BesucherInnen performativ „aufgeführt". Andererseits wird der Blick der BetrachterInnen durch die Installation auf den Konstruktionscharakter von Information und „Wahrheit" gelenkt, da „authentische" Bilder und Geschichten im Kunstkontext einer anderen Wahrnehmungs- und Rezeptionsweise folgen als im Alltag. Wir haben gelernt, dokumentarische Bilder und Berichte in Fernsehen, Radio und Printmedien als „wahr" und „echt" zu rezipieren, während die Rezeptionskonvention für Kunstkontexte vorgibt, darin Repräsentiertes als Kunst bzw. Fiktion zu lesen und zu behandeln – wie sich spätestens seit Marcel Duchamps Ready-mades deutlich zeigt. Sein als Kunstwerk präsentierter Flaschentrockner wurde „nicht nur ästhetisiert, sondern sozusagen auch zu einem fiktiven Gegenstand: Im Museum darf ihn niemand mehr zum Flaschentrocknen verwenden, ohne Sanktionen befürchten zu müssen." (Sexl 2003, S. 32) Auch bei journalistischer Kunst werden die RezipientInnen, noch bevor sie auf die inhaltliche Bedeutung eingehen können, auf die Frage der Wahrnehmung selbst zurückgeworfen: Ist es wahr oder erfunden, ist es Kunst oder Nicht-Kunst, was ich da sehe? „[T]he journalistic approach of the artist is geared more towards the ‚effect to be produced' rather than the ‚fact to be understood'" (Cramerotti 2009, S. 22). Journalistische Kunstformen lehren also die kritische Betrachtung vermeintlicher Wahrheiten,

ein Aspekt, der insbesondere im Zusammenhang mit der Rezeption von Mainstream-Medien stärken zum Tragen kommen sollte, betont Alfredo Cramerotti:

„More than ever, we need a witness attitude in art, for it might inspire a witness attitude in journalism: a kind of knowledge looking beyond what is immediately visible, a latency, so to speak, an imaginative reading of what is not directly accessible to the senses.“ (Cramerotti 2009, S. 104)

In dem Katalog zum Projekt *Schubhaft* von Franz Wassermann wurden Dokumente von Menschen in Schubhaft (wie Briefe oder ein Hungerstreikprotokoll), Behördenschreiben, Fotografien, Pressemeldungen etc. publiziert, wobei der Künstler alle diese Materialien zu Kunstwerken erklärte (vgl. Wassermann 2002), was als Rezeptionsvorgabe wichtig war. Die Künstlerin und Philosophin Judith Siegmund betont, dass das Wissen der RezipientInnen um den Evidenzanspruch der ProduzentInnen auch den Anspruch der RezipientInnen an das, was sie ästhetisch aufnehmen, bestimmt und „also den Modus der ästhetischen Erfahrung in Richtung auf ein sehr spezifisches Kommunikationsverhältnis [lenkt]“ (Siegmund 2007, S. 16). Das Kommunikationsverhältnis wird im Fall des Katalogs zu *Schubhaft* vom Prinzip der Ready-mades bestimmt. Dieses Prinzip gibt, wie bereits gesagt, als konventionalisierte Lesart die Rezeption des Abgebildeten als Kunst vor. Dadurch wird es den BetrachterInnen verunmöglicht, die Publikation als Dokumentation des Projekts zu lesen, vielmehr wird der Katalog selbst zum Kunstobjekt, das eine spezifische Lesart bzw. das Changieren zwischen verschiedenen Lesarten herausfordert. Die formale Verfremdung der journalistischen Texte bringt auch eine Verschiebung in der Lesart der Artikel auf der inhaltlichen Ebene mit sich: Was in einer



Projekt „Schubhaft" im Bus. Michaela Ralser, Obfrau der Arge Schubhaft, mit Künstler Franz Wassermann (vl), Betreuer Holger Fankhauser und Herbert Auderer. Foto: Zoller

Kunstprojekt im Bus für Menschen in Schubhaft

Der Strom der Menschen, die auf der Flucht aus ihrer Heimat in eine bessere Zukunft in Österreich in der Schubhaftzelle landen, reißt nicht ab. Ein Kunstprojekt soll für deren Leid betroffen machen.

INNSBRUCK (lei). 13.028 Menschen, darunter zahlreiche Minderjährige, saßen heuer (bis 1. November) in den 17 Polizeigefangenenhäusern in Österreich in Schubhaft. Die Zahl erhöht sich täglich. „Der Haft liegt selten ein Verbrechen zugrunde, da ihr zumeist die Flucht voraus geht", betonte die Obfrau der Arge Schubhaft, Michaela Ralser, Donnerstag im Wohnmobil vor der Innsbrucker Polizeidirektion. Dort sitzen auch Schubhäftlinge ein.

Das Schicksal der Menschen sei ungewiss, da die Abschiebung droht. „Viele der Eingesperrten sind Asylsuchende, die aus ihrer Heimat vor politischer, religiöser, sexistischer, rassistischer oder anderen Verfolgungen geflohen sind", gab Ralser zu bedenken. Andere verließen die Heimat, um elementare Bedürfnisse wie Ernährung oder Bildung zu befriedigen.

Dieses oft schwere Schicksal der Schubhäftlinge lässt den Innsbrucker Künstler Franz Wassermann nicht kalt. Er will mit seinem Kunstprojekt „Schubhaft" die Thematik in einem Bus, der zugleich Mahnmal und Schutzraum sein soll, einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen. „Die meisten Menschen haben keine Ahnung, was Schubhaft für die Betroffenen bedeutet", so Wassermann. Meist herrsche folgendes Denkmuster vor: „Wer im Gefängnis sitzt, muss dies verdient haben." Das Kunstprojekt startet heute Freitag mit einer Plakataktion in Innsbruck und wird am Samstag in der Innenstadt fortgesetzt.

28

Wassermann-Projekt

Das Thema Schubhaft den
die Intention des Künstlers Franz
Kunstprojekt, das er zusammen
anstaltet, beginnt morgen in der
einer Plakataktion. Ende Jänner
chael Wilhelm, Vorsitzender der
für Tirol, zum Kirchen- und

30

Abbildung 2: Ausschnitt aus dem Katalog zu dem Kunstprojekt Schubhaft *von Franz Wassermann (Copyright: Franz Wassermann)*

Tageszeitung weitgehend als objektive, verlässlich recherchierte und sehr wahrscheinliche Tatsache rezipiert wird, erhält im Kunstkontext einen anderen Stellenwert. Nicht mehr der Inhalt des Textes, sondern das Medium selbst rückt ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Indem ein Zeitungsartikel als Kunstwerk in einem Katalog dargestellt wird, wird der BetrachterInnenblick auf den Konstruktionscharakter desselben gelenkt, der auf nach bestimmten Gesichtspunkten ausgewählten und kombinierten Elementen basiert und mitunter auch Fiktion impliziert (vgl. Moser 2011, S. 240ff). „If journalism at large can be considered a view of the world (of what happened and its representation), then aesthetics would be the view of the view: a tool to question both the selection of the material delivered, and the specific reasons for why things are selected." (Cramerotti 2009, S. 28)

7. Kunst im medialen Mainstream

Bisher wurden künstlerische Projekte vorgestellt, die sich kritisch auf in Mainstream-Medien marginalisierte oder tabuisierte Aspekte von Migration bezogen. Abschließend soll auf ein Beispiel eingegangen werden, bei dem der mediale Mainstream selbst zur Bühne des Kunstwerks wird. Im Jänner 2011 fungierte eine Wochenendausgabe von *Der Standard* (22./23.01.2011) als „Ausstellungsraum" für künstlerische Arbeiten von Borjana Ventzislavova, Catalina Molina und Nina Kusturica, die auf insgesamt 16 von 56 Seiten quer durch alle Ressorts abgebildet wurden. Die Ausgabe war dem Thema Migration gewidmet und zeichnete sich durch vielstimmige Perspektiven aus, wobei vor allem auch wissenschaftliche Beiträge (von Saskia Sassen, Rainer Münz etc.) und literarische Stimmen (von Doron Rabinovici, Martin Pollack etc.) den Ton angaben. Kritisieren könnte man, dass die Arbeiten der Künstlerinnen ergänzenden Charakter in einer „Migrationsausgabe" hatten; eine größere und radikalere Aussagekraft hätten sie möglicherweise in einer beliebigen *Standard*-Ausgabe erreichen können. Nichtsdestotrotz ist es wohl ein gelungener Versuch, Irritationen direkt im Mainstream zu platzieren und dadurch Nachdenkprozesse bei den RezipientInnen auszulösen.

Die sechs Arbeiten der Fotoserie von Borjana Ventzislavova bestehen jeweils aus einer Fotografie und einem darunter abgedruckten Textkommentar, der – ähnlich der Warnungen auf Zigarettenpackungen – in einen schwarzen Rahmen gesetzt ist. Dieses Arrangement suggeriert auf den ersten Blick Gesundheitsgefährdung. Die Künstlerin kommentiert ihre Arbeit folgendermaßen:

„*Migration Standards* deals with migrants' demand for recognition of their history, their role and social equality. The work is implemented through the media of video and photography and shows children and teenagers who are facing a background that is a combination of two different subjects. The text in the work consists from excerpts from the ‚Democracy Not Integration' and ‚Ausschluss Basta!' formulations. In the video work the protagonists are reciting the text in form of slogans. Each one of the printed work is visually represented by two images, one with black framed text and one with photography." (Website Borjana Ventzislavova)

Auf der Textebene werden – zum Teil aus einer (migrantischen) Wir- oder Ich-Perspektive – politische Forderungen gestellt wie „Stopp der Skandalisierung von Migration" oder „Gleiche Rechte für alle", für das „Recht auf Bewegungs- und Niederlassungsfreiheit" etc. Der „warnende Duktus" des optischen Rahmens bleibt den Texten inhärent, auch wenn diese ihn nicht explizit formulieren. Die Bildebene besteht aus einem Bild im Bild: Im Vordergrund ist ein auf einer bedruckten Stoffbahn stehender Mensch zu sehen, wobei der Stoff ein bekanntes österreichisches Bauwerk abbildet. Der Hintergrund des Bildes stellt einen öffentlichen Raum oder Platz – in der Nähe eines Flughafens, am Meer, unter einer Brücke etc. – dar, der nicht konkret lokalisierbar ist, also überall auf der Welt sein könnte. Es kommt zur Überlagerung verschiedener Räume bzw. „Welten", nämlich von konkreten österreichischen Örtlichkeiten und globalen Übergangsräumen. Diese visualisierten Überlagerungen könnten für Erfahrungen von in Österreich lebenden MigrantInnen stehen. Insgesamt zitieren die Fotografien das Format der Studioaufnahme, wodurch zwei Themen augenscheinlich ins Bild gerückt werden: einerseits der Arrangement- und Konstruktionscharakter der Abbildungen, andererseits die Frage der Perspektive. Der Bildausschnitt ist von der Künstlerin so gewählt, dass erst ihre distanzierte Perspektive den BetrachterInnen ermöglicht, den Konstruktionscharakter – also das Bild im Bild – wahrzunehmen. Hätte sie eine andere Perspektive gewählt, beispielsweise indem sie näher an das fotografische Objekt herangegangen wäre, würde lediglich eine vor einem historischen Gebäude stehende Person sichtbar sein, nicht aber die Stoffbahn, auf der sich diese befindet, und ebenso wenig das Gebäude als zweidimensionale Fotografie. Sowohl der Konstruktionscharakter als auch die Perspektivenabhängigkeit sind zentrale Aspekte jeder Medienberichterstattung, werden jedoch innerhalb der Medien kaum thematisiert oder transparent gemacht. Angesichts der Tatsache, dass Ventzislavovas Arbeiten in einer Tageszeitung präsentiert wurden, liegt die Übertragung der – sich aus dieser spezifischen künstlerischen Darstellungsweise ergebenden – Lesart

auf Medienberichte im Allgemeinen nahe. Die Künstlerin plädiert also nicht nur dafür, „Wahrnehmungsweisen von Menschen, die auf der Flucht sind [...] – und damit auch die eigene Unbetroffenheit“ zu hinterfragen, wie *Der Standard* (am 22.01.2011) schreibt, sondern auch dafür, die Wahrnehmung von Medienberichten und medial präsentierten Tatsachen kritisch zu betrachten.



Abbildung 3: Ausschnitt aus der Fotoserie Migration Standards *von Borjana Ventzislavova in der Tageszeitung* Der Standard *vom 22./23.01.2011 (Copyright: Borjana Ventzislavova)*

8. Abschließende Bemerkungen

Die vorgestellten Beispiele aus der Kunst stammen von MehrheitsösterreicherInnen sowie von Künstlerinnen mit Migrationshintergrund und decken formal wie inhaltlich ein breites Spektrum ab. Eine Gemeinsamkeit der Projekte liegt darin, dass sie sich kritisch auf Aspekte der postkolonialen Ordnung Europas und Österreichs beziehen, die in Mainstream-Medien häufig verzerrt dargestellt oder ignoriert wurden bzw. werden.

Die künstlerischen Strategien reichen von einer „illegalen" performativen Grenzüberschreitung über ein als Postwurfsendung funktionierendes Medienprojekt zu Aktionen im öffentlichen städtischen Raum und recherchierenden künstlerischen Positionen. Der Informationsaspekt ist in allen Arbeiten wesentlich. So präsentierte *Dienstleistung: Fluchthilfe* eine andere, das heißt positive Seite von „Schlepperei", indem eine Reihe von Informationen und Fakten zu dem Thema publiziert wurde. Bei *Schubhaft* und *Institutionelle Rassismen* ging es ebenfalls darum, öffentlich wenig bekannte und thematisierte Tatsachen sichtbar zu machen, indem im städtischen Raum (Informations-)Aktionen gestartet und Mainstream-Medien eingebunden wurden. Auch für Tanja Ostojić ist der Informationscharakter ihrer Werke elementar (vgl. Bolyos 2011, S. 37), wenngleich diese primär in Kunsträumen präsentiert und diskutiert werden. Die aus Recherchen über ein Schiffsunglück entstandene Arbeit *The Solid Sea 01: Ghost Ship* wurde ebenfalls im Kunstkontext gezeigt und provozierte ausgehend von dort eine breitere öffentliche Auseinandersetzung. Mindestens ebenso wichtig wie die kommunizierten Informationen selbst sind letztlich auch die formalen Strategien und Qualitäten, die die künstlerischen Arbeiten auszeichnen und worin auch deren (medien-)kritisches Potenzial begründet liegt. Im Gegensatz zu Informationsmedien hat Kunst die Möglichkeit, Inhalte auf eine spezifische – eben künstlerische – Art zu bearbeiten und verfremdet, non-linear, aktionistisch, irritierend, provozierend etc. zu präsentieren und dadurch eine nicht zu unterschätzende Aufgabe im öffentlichen Diskurs wahrzunehmen:

„The point is that art is not about *delivering* information; it is about *questioning* that information. Art does not replace the journalistic perspective with a new one, but extends the possibility of understanding the first – where journalism attempts to give answers, art strives to raise questions." (Cramerotti 2009, S. 29f, Herv.i.O.)

Literatur

Akonyosoye, Clara (2010): *„Gegen Rechtsruck hilft keine Integrationsseite“.* In: Der Standard, 27.10.2010, S. 9.

Böse, Martina & Kogoj, Cornelia (2004): Transnationale Medien und Kommunikation. In: Gürses, Hakan; Kogoj, Cornelia & Mattl, Sylvia (Hg.): *Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration.* Wien: Mandelbaum Verlag, S. 105-110.

Bojadžijev, Manuela & Karakayali, Serhat (2007): Autonomie der Migration. 10 Thesen zu einer Methode. In: TRANSIT MIGRATION Forschungsgruppe (Hg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas.* Bielefeld: transcript, S. 203-209.

Bojadžijev, Manuela (2009): Migration. Still Speaking about Autonomy? In: Gržinić, Marina & Ostojić, Tanja (Hg.): *Integration Impossible? The Politics of Migration in the Artwork of Tanja Ostojić.* Berlin: argobooks, S. 181-186.

Bolyos, Lisa (2011): *Heiße Kartoffeln auffangen. Interview mit Tanja Ostojić.* In: an.schläge. das feministische Monatsmagazin, Juni 2011, S. 36-37.

Bonfadelli, Heinz (2007): Die Darstellung ethnischer Minderheiten in den Massenmedien. In: Bonfadelli, Heinz (Hrsg.): *Medien und Migration. Europa als multikultureller Raum?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 95-116.

Broden, Anne & Mecheril, Paul (2007): Migrationsgesellschaftliche Re-Präsentationen. Eine Einführung, in: Broden, Anne & Mecheril, Paul (Hrsg.): *Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft* Düsseldorf: IDA-NRW, S. 7-28.

Certeau, Michel de (1988): *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve Verlag.

Coulter-Smith, Graham (2006): The Media Art Alternative: Multiplicity at Documenta 2002. In: Coulter-Smith, Graham: *Deconstructing Installation Art. An online book*, o.S. Online unter: http://www.installationart.net/Chapter3Interaction/interaction05. html [19.04.2011].

Cramerotti, Alfredo (2009): *Aesthetic Journalism. How to inform without informing* (Büchs’n’Books). Bristol/Chicago/Innsbruck: Intellect.

Dorer, Johanna & Marschik, Matthias (2006): *Medien und Migration. Repräsentation und Rezeption des „Fremden“ im europäischen Kontext.* In: medieinimpulse. Beiträge zur Medienpädagogik, Heft Nr. 55, S. 24-28.

Ha, Kien Nghi (o.J.): *Partizipation und Sichtbarkeit von MigrantInnen und Minderheiten in Kunst, Kultur und Medien.* Online unter: URL: http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_1229.asp [Stand 05.06.2011].

Jäger, Margarete (2007): Wie stellt sich rassistische Normalität dar? In: Broden, Anne & Mecheril, Paul (Hrsg.): *Tagungsdokumentation des Fachgesprächs zur „Normalität und Alltäglichkeit des Rassismus“, 14./15. September 2007.* Universität Bielefeld, S. 27-38.

Jäger, Siegfried (2007): Der Karikaturenstreit im „Rechts- Mitte-Links“-Diskurs deutscher Print-Medien. In: Jäger, Siegfried & Halm, Dirk (Hrsg.): *Mediale Barrieren. Medienberichterstattung als Integrationshemmnis.* Münster: UNRAST-Verlag, S. 51-103.

Jäger, Siegfried & Halm, Dirk (2007): Medienberichterstattung als Integrationshemmnis. Eine Einleitung. In: Jäger, Siegfried & Halm, Dirk (Hrsg.): *Mediale Barrieren. Medienberichterstattung als Integrationshemmnis*. Münster: UNRAST-Verlag, S. 5-9.

Heck, Gerda (2008): *„Illegale Einwanderung". Eine umkämpfte Konstruktion in Deutschland und den USA*. Münster: UNRAST-Verlag.

Kamalzadeh, Dominik (2011): *Einwände gegen die Unbetroffenheit*. In: Der Standard, 22.01.2011, S. 35.

Karakayali, Serhat (2008): *Gespenster der Migration. Zur Genealogie illegaler Einwanderung in der Bundesrepublik Deutschland*. Bielefeld: transcript.

Koch, Ralf (1996): *„Medien mögen's weiß" Rassismus im Nachrichtengeschäft. Erfahrungen von Journalisten in Deutschland und den USA*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Kratzmann, Katerina (2007): *„Auf einmal war ich illegal". Undokumentierte Migranten in Österreich*. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie.

Krenn, Martin & Ressler, Oliver (Hrsg.) (2002): *Dienstleistung: Fluchthilfe. Border Crossing Services*. Wien: edition selene.

Krenn, Martin & Ressler, Oliver (Hrsg.) (2001): Editorial. *Neues Grenzblatt, Postwurfsendung*. Medieninhaber, Verleger, Herausgeber: Verein p.c. – political communications.

Kube Ventura, Holger (2002): *Politische Kunst Begriffe in den 1990er Jahren im deutschsprachigen Raum*. Wien: edition selene.

Lutter, Christina (1999): Vorwort. In: Kossek, Brigitte (Hrsg.): *Gegen-Rassismen. Konstruktionen – Interaktionen – Interventionen*. Hamburg/Berlin: Argument Verlag, S. 5-8.

Melter, Claus (2006): *Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe. Eine empirische Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit*. Münster: Waxmann-Verlag.

Moser, Anita (2011): *Die Kunst der Grenzüberschreitung. Postkoloniale Kritik im Spannungsfeld von Ästhetik und Politik*. Bielefeld: transcript.

Ostojić, Tanja (2005): Grenzerweiterungen. Die Entwicklung anderer künstlerischer Strategien. In: Kunsthochschule Berlin-Weißensee; Ammon, Stefka; Sanio, Sabine & Neugebauer, Jürgen (Hrsg.): *Stadt Raum Kontroll Verlust Aneignung Interaktion. Symposium des Interdisziplinären Zusatzstudiengangs der Kunsthochschule Berlin-Weißensee, 9. und 10. Juli 2005*. Berlin: Kunsthochschule Berlin-Weißensee, S. 98-102.

Raunig, Gerald (1999): *Charon. Eine Ästhetik der Grenzüberschreitung*. Wien: Passagen-Verlag.

Raunig, Gerald (2002): Die doppelte Dienstleistung. Grenzüberschreitung als politische Aktion und als Kunstpraxis. In: Krenn, Martin & Ressler, Oliver (Hrsg.): *Dienstleistung: Fluchthilfe. Border Crossing Services*. Wien: edition selene, S. 4-5.

Rollig, Stella & Sturm, Eva (2004): Einführung. In: Rollig, Stella & Sturm, Eva (Hrsg.): *Dürfen die das? Kunst als sozialer Raum*. Wien: Turia + Kant, S.13-24.

Salgado, Rubia (2009): Strategies of becoming visible as exemplified in the public relations and cultural activities of maiz – an autonomous centre for women migrants. In: Huber, Laila; Laister, Judith; Lederer, Anton; Makovec, Margarethe & Ressler, Oliver (Hrsg.): *Land of Human Rights. Reader. Artistic and Activist Strategies of Making Human Rights Visible*. Berlin: Revolver Publishing, S. 70-75.

Scharathow, Wiebke (2007): ‚Wir' und ‚die Anderen' – Zu Grenzziehungen in der niederländischen Medienberichterstattung nach dem Mord an Theo van Gogh. In: Broden, Anne & Mecheril, Paul (Hg.): *Tagungsdokumentation des Fachgesprächs zur „Normalität und Alltäglichkeit des Rassismus", 14./15. September 2007*. Universität Bielefeld, S. 110-128.

Sexl, Martin (2003): *Literatur und Erfahrung. Ästhetische Erfahrung als Reflexionsinstanz von Alltags- und Berufswissen*. Innsbruck: Studia.

Siegmund, Judith (2007): *Die Evidenz der Kunst. Künstlerisches Handeln als ästhetische Kommunikation*. Bielefeld: transcript.

Terkessidis, Mark (2004): *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*. Bielefeld: transcript.

van Dijk, Teun A. (2007): Rassismus und die Medien in Spanien. In: Jäger, Siegfried & Halm, Dirk (Hrsg.): *Mediale Barrieren. Medienberichterstattung als Integrationshemmnis*. Münster: UNRAST-Verlag, S. 105-149.

von Osten, Marion (2007): Eine Bewegung der Zukunft. Die Bedeutung des Blickregimes der Migration für die Produktion der Ausstellung Projekt Migration. In: TRANSIT MIGRATION Forschungsgruppe (Hrsg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld: transcript, S. 169-185.

Wassermann, Franz (2002): *Schubhaft*. Innsbruck: Eigenverlag.

Weinhäupl, Heidi (2007): *„Schwarze" nicht nett darstellen und nicht kriminell: „Normalität eben"*. In: derStandard.at, 26.04.2007, o.S. Online unter URL: http://derstandard.at/2855886/Schwarze-nicht-nett-darstellen-und-nicht-kriminell-Normalitaet-eben?seite=4 [Stand 05.06.2011].

Website Borjana Ventzislavova: URL: http://www.borjana.net [Stand 05.06.2011].

Website Martin Krenn: URL: http://www.martinkrenn.net [Stand 05.06.2011].

Website Multiplicity: URL: http://www.multiplicity.it/ [Stand 05.06.2011].

Website Social Impact: URL: http://social-impact.at [Stand 05.06.2011].

Zinggl, Wolfgang (2001): Oft gestellte Fragen. In: Zinggl, Wolfgang (Hrsg.): *WochenKlausur. Gesellschaftspolitischer Aktivismus in der Kunst*. Wien/New York: Springer-Verlag, S. 129-137.

Behinderung als Schicksals-Konstruktion
Zur Analyse von öffentlichen Darstellungen behinderter Menschen

Volker Schönwiese

1. Dimension der Konstruktion von Behinderung

Prinzipiell können drei allgemeine Dimensionen in der Analyse von Darstellungsmustern, die behinderte Menschen beinhalten, relevant sein:

Diskurse:

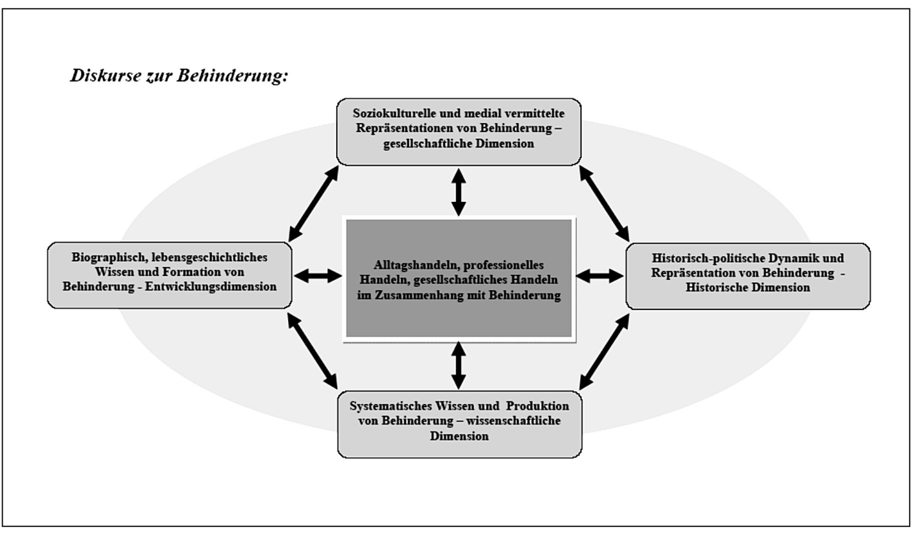
Behinderung ist ein sozial und kulturell dynamisches Phänomen, das im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und individuellen Konstruktionen und Rekonstruktionen bzw. Diskursen Bedeutsamkeit erlangt. Träger und Vermittler dieser Re-Konstruktionen sind unterschiedliche innere, äußere und reale Bilder und Repräsentationen:

– historisch entstandene Bilder
– durch die Wissenschaften geschaffene systematische Bilder
– in der individuellen Sozialisation vermittelte Bilder und
– über die Medien reproduzierte beziehungsweise verstärkte Bilder von Behinderung.

Es besteht die Möglichkeit, diese Bilder Diskursen und diskursiver Praxis zuzuordnen:

> *„Unter 'diskursiver Praxis' wird (…) das gesamte Ensemble einer speziellen Wissensproduktion verstanden, bestehend aus Institutionen, Verfahren der Wissenssammlung und -verarbeitung, autoritativen Sprechern bzw. Autoren, Regelungen der Versprachlichung, Verschriftlichung, Medialisierung, Beispiele wären der 'medizinische' oder der 'juristische' Diskurs'. (...) die diskursive Praxis (müsse) im strikten Sinne als materi-*

elles Produktionsinstrument aufgefaßt werden, mit dem auf geregelte Weise historisch-soziale Gegenstände (z. B. 'Wahnsinn' oder 'Sex') allererst produziert würden." (Jäger 1996, S. 242).



Grafik 1: Diskurse zu Behinderung
Quelle: Eigene Darstellung. http://www.uibk.ac.at/iezw/forschung/inklusivepaedagogik_disabilitystudies_hp_15022011.pdf.

In Anschluss an Michel Foucault argumentiert Keller, dass eine Analyse von Diskursen sich nicht-interpretativ an der Beobachtung von Regelmäßigkeiten und nicht an der Tiefenstruktur von Bedeutung orientieren soll (vgl. Keller 2007, S. 47). Sarasin meint: „Genealogie, wie Foucault sie versteht, ist nicht einfach die Geschichte der Zeichen und selbst nur ein weiterer Spielzug im Spiegelkabinett der eigenen Kultur. Sie ist vielmehr der Versuch, das Wirkliche als tatsächlich historisch Gewordenes zu verstehen. Alles ist für den Genealogen historisch – aber nicht, weil es in unseren sich wandelnden Räumen der Repräsentation als Bild sich wandelt, sondern weil die Menschen, die Dinge und die Verhältnisse historisch sind" (Sarasin 2008, S. 42).

Bildliche Darstellungen sind Teil von historisch real gewordenen Verhältnissen und auch im „Spiegelkabinett der eigenen Kultur" gebrochen symbolisiert.

Mythos

Es erscheint demnach auch wichtig und sinnvoll Tiefenstrukturen zu analysieren, um inhaltlich zu interpretierende Zeichen hinter den Zeichen unserer Gesellschaft zu erkennen. Roland Barthes hat – am Ursprung des Poststrukturalismus stehend – Mythenstrukturen mit unbewusster, kollektiver Bedeutung beschrieben und Mythenanalyse zur Aufdeckung der Oberflächenstruktur von öffentlichen Aussagen verwendet: Mythos als sekundäres semiologisches System:

<table>
<tr><td>SPRACHE</td><td>1.
Bedeutendes</td><td>2.
Bedeutetes</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td colspan="2">3. Zeichen
I. BEDEUTENDES</td><td>II. BEDEUTETES</td></tr>
<tr><td>MYTHOS</td><td colspan="3">III. ZEICHEN</td></tr>
</table>

Grafik 2: Mythos als sekundäres semiologisches System
Quelle: Barthes 1970, S. 93

Behinderung könnte im Rahmen einer mehrstufigen Mythenanalyse in Anlehnung an Barthes in ihrem Zusammenhang z.B. mit unbewussten Deutungsmustern so beschreibbar gemacht werden.

<table>
<tr><td>1
Rollstuhl</td><td>2
Rollstuhl-
fahrerIn</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td colspan="2">3 = I Behindert</td><td>II „Leiden“</td><td></td></tr>
<tr><td colspan="3">Mythos:
III = A Behinderung als individuelles Schicksal</td><td>B Angst (spezielle Behandlung u. Therapie u. Aussonderung als omnipotente Angstabwehr – Erlösung/ Sterbehilfe/ Eugenik als politisch instrumentalisierte Angstabwehr)</td></tr>
<tr><td colspan="4">Mythos:
C Behinderung als Schicksal (dabei nicht entschlüsselte Vermischung von Macht/ Herrschaft/ ökonomischer Verteilung mit einem verallgemeinerten und/ oder existentiellen Schicksal)</td></tr>
</table>

Grafik 3: Mythos Behinderung als Schicksalskonstruktion

Diese Darstellung verweist auf Repräsentationen von Behinderung als Projektionsfeld für Schicksalskonstruktionen, wobei ein allgemeinerer Sinn darin zu finden ist, von politisch-sozialen-ökonomischen Konflikten abzulenken. Im „Spiegelkabinett unserer Kultur" kann ein Stück sichtbar werden, wie bestimmte Diskurs-Zusammenhänge Wirksamkeit erlangen. Die Frage nach dem Wie ist in diesem Sinne genauso bedeutsam wie die Frage nach dem Was. Wichtig ist, dass der Mythos Behinderung nicht als fixer kultureller Zusammenhang, sondern sowohl allgemein sozial-kulturell dynamisch zu verstehen ist, als auch als individuelles Produkt, individuell vermittelt wird und mit Angst und Distanzgefühl verbunden ist, mit Fremdheit und Unvollständigkeit besetzt entsteht und dabei einen allgemeinen transformatorischen Blick beinhaltet. Behinderte Menschen werden real und symbolisch in einem Zustand des Zwischen gehalten und durch eine ewig angekündigte und nie erreichbare endgültige Transformation als nicht wirklich menschlich fixiert (vgl. Schönwiese 2007).

Selbst

Im Spannungsfeld sozialer und personaler Identität nimmt das soziale Selbst eine vermittelnde Position ein. „Das Soziale Selbst steht für die »interne Ebene der Selbsterfahrung, auf der die Person sich aus der Perspektive ihrer Umwelt definiert« (Frey 1983, S. 47). Es geht um die Frage, wie die anderen das Individuum sehen, und wie das Individuum dieses vermutete Fremdbild von sich selbst wahrnimmt. Das Soziale Selbst nimmt also Außeninformationen wahr, es wählt wichtige Informationen aus, und auf diese Weise entsteht ein Bild von der Meinung anderer" (Cloerkes 2000). Gesellschaftliche Repräsentationen werden individuell transformiert in das eigene Selbst mehr oder weniger gut integriert. Bei behinderten Personen entsteht oft eine Spannung, die nicht wirklich bearbeitet werden kann, die Identität ist nicht balancierend zwischen den externen und internen Aspekten von Identität, es entsteht ein behindertes Selbst, das wiederum entsprechend generalisiert gesellschaftliche Repräsentationen als real erscheinen lassen. Bilder befinden sich als Andere und Selbst in einem dauernden Re-Produktionsprozess.

Die Dimensionen Diskurs, Mythos und Selbst können im Folgenden als Anregungen und als Hintergrundfolien für den Versuch der Darstellung historischer Repräsentationen von Behinderung gesehen werden. Klar abgrenzbare methodisch-methodologische Konsequenzen für Orientierungen im „wuchernden Gewimmel" der Diskurse (Jäger, in:

Keller 2007, S. 33) sind bei mehrdimensionalen Ansätzen nicht so leicht zu ziehen. Im vorliegenden Beitrag werden nur bildliche Repräsentationen von behinderten Männern verwendet. Eine Trennung nach Repräsentationen von Geschlecht hat sich im Laufe der Analyse als sinnvoll ergeben. Als Ausgangpunkt für die gesellschaftliche Repräsentation von Frauen über Bilder könnte die Analyse des Bildnisses der „Elisabet stulta" aus der 2. Hälfte des 16. Jhd. außerordentlich bedeutsam sein (vgl. Oberhöller 2007).

2. Körper-Geist Dualismus
Das Bildnis eines behinderten Mannes



Abbildung 1: Bild eines behinderten Mannes aus der 2. Hälfte des 16. Jhd., färbig, der Dargestellte sowie der Maler und die Herkunft des Bildes sind unbekannt: Kunsthistorisches Museum, Wien, Sammlung Schloss Ambras, Innsbruck

Deskription

Auf dem Bild ist ein behinderter Mann zu sehen, der nackt auf dem Bauch auf einem grünlich dunklen Tuch auf einem Tisch oder Podest liegt. Der schlaffe und deformierte Körper ist absolut realistisch gemalt. Begründer der Kunstkammer war Erzherzog Ferdinand II. (1529-1595) von Österreich, Graf zu Tirol. Über die Sammlung von Porträts gibt erstmals ein Inventar von 1621 genauer Auskunft. Margot Rauch, die Kuratorin von Schloss Ambras, konnte mit Hilfe von Inventareintragungen im Archiv der Kunst- und Wunderkammer und auf Grund von Spuren am Bild belegen, dass am Bildnis der Körper des behinderten Mannes von Anfang an mit einem roten Papier bedeckt war. Wollte ein Besucher mehr vom Bild sehen, konnte er das Papier anheben und den nackten Körper betrachten. Damit ist dieses Bild ein historisches Dokument, das kein vergleichbares Gegenstück hat.

Diskurs

Vermutlich ist der Mann zu den „natürlichen Narren“ zu zählen (vgl. auch Mürner 2003, S. 104ff.), die in höfische Selbstinszenierungen einbezogen wurden. „Riesen“, „Zwerge“ und „Haarmenschen“ galten als Wunder der Natur. „Die Darstellung dieser menschlichen Wunder waren den Portraits des Fürsten, seiner Familie und den Mitgliedern anderer Herrscherhäuser ‚gleichwertig‘, d.h. sie hingen zusammen mit den fürstlichen Bildern in der gleichen Galerie. Erzherzog Ferdinand II. inszenierte sich auf diese Weise als Weltherrscher über eine Wunderwelt“ (Bernuth 2003, S. 50). Für Wundermenschen gab es zwei Kategorien. Einerseits Fremde (von fremden Völkern abstammend, zu denen auch regional gehäuft beobachtete „Kretinen“ – im heutigen Sinne Personen mit Lerneinschränkungen – gezählt wurden), andererseits „natürliche Narren“ und physisch abweichende Menschen, wie Wundergeburten (zum Beispiel Siamesische Zwillinge), deren Existenz als Zeichen Gottes mit prophetischer Bedeutung interpretiert worden sind (vgl. ebd., S. 53f und Mürner 2003, S. 34f.). Rauch (2003, o. S.) reiht die Bildnisse, wie das des behinderten Mannes, nicht in die Darstellung von Personen mit prophetischer Bedeutung ein: „Diese ‚Monstren‘ fallen … nicht in die Kategorie der Vorzeichen, sondern waren mehr ein Quell des Studiums, des Vergnügens und des ästhetischen Genusses.“ Rauch verweist in diesem Zusammenhang auf die Groteskenmalereien in zeitgenössischen Festsälen, in denen eine Unzahl von Monstren und Mischwesen von Mensch und Tier dargestellt werden. „Die frühneuzeitlichen Betrachter empfanden somit angesichts der Monstren je nach den Begleitumständen Vergnügen, Bewunderung, Verstörung oder Grauen, vor allem aber Erstaunen. Dieses Staunen diente besonders im Zusammenhang mit den Kunst- und Wunderkammern als Ansporn für Nachforschungen, als Ur-Akt der Erkenntnis, als Antrieb das Geheimnis zu lüften“ (ebd.). Dennoch kann davon ausgegangen werden, wie auch Rauch schreibt, dass Objekte in den Wunderkammern für mehrere Bedeutungsinhalte standen und Ziel unterschiedlicher Interessen waren.

Es ist anzunehmen, dass das Bildnis des behinderten Mannes in der Kunst- und Wunderkammer zumindest in einem mittelbaren Zusammenhang mit der Entwicklung der Medizin im 16. Jahrhundert steht. Unter den Sammlern für das Wunderkabinett von Ferdinand II. waren auch Ärzte und es bestand ein reger Austausch zwischen den Herrscherhöfen. Für eine Beteiligung eines medizinischen Interesses bei der Aufnahme des Bildes in die Sammlung gibt es keinen direkten Hinweis. Durch die Nacktheit des Körpers und

die detailgetreue Darstellung des behinderten Mannes, für die es kein zeitgenössisches Vorbild gibt, drängt sich jedoch ein Zusammenhang mit der Entwicklung eines medizinischen Blicks auf.

Im 16. Jahrhundert sind viele Ärzte an Universitäten damit beschäftigt, Körper zu öffnen. Nicht erklären steht dabei im Vordergrund, sondern zerlegen, untersuchen und beschreiben, um eine Kartografie des Körpers zu erstellen (zum „Zergliederungsspektakel“ im Anatomischen Theater siehe Bergmann 2004 S. 97ff.).

Egger (1999) schreibt: „In der Neuzeit findet (auch in der Medizin) der Paradigmenwechsel von der teleologischen Sicht zur mechanistisch-funktionalistischen Sicht statt (…). [Dabei] liegt ein wesentliches Moment in der Geschichte der Sektion und einem veränderten anatomischen Blick, der den Körper vom Skelett her (nicht mehr von den Eingeweiden aus nach außen, oder von oben nach unten) aufbaut. Dadurch werden die Funktionen der einzelnen Körperteile, eine Systematik des Körperbaus und eine Rekonstruktion seiner mechanischen Bewegungsmöglichkeiten schrittweise erfassbar. Als dessen Folge ergibt sich in der Anthropologie ein neues Denkmuster, das den Menschen als ein Maschinenwesen, immer wieder neu konstruierbar, beschreibt”.

Der französische Philosoph René Descartes hat ca. 100 Jahre nach der vermutlichen Entstehung des Bildnisses des behinderten Mannes eine Grundformel vom Menschen entwickelt: Körper = Maschine, Tier = Körper = Maschine, Mensch = Körper = Maschine + Geist/Seele (vgl. Kathan 1999, S. 22). Kathan hält fest: „Genaugenommen hat Descartes nur theoretisch formuliert, was bereits Praxis war. Bereits in den Sektionen des sechzehnten Jahrhunderts wurde der Körper wie eine Maschine oder ein Uhrwerk betrachtet und behandelt. Aber erst durch Descartes wurde er konsequent der Funktionslogik der Maschine unterworfen. Das Wesentliche an Descartes’ Maschinenmodell ist nicht die Vorstellung, dass der menschliche Körper wie eine Maschine funktioniert, sondern das Bemühen, ihn wie eine Maschine betrachten zu können, das heißt ihn in einen Raum zu stellen, in welchem er tatsächlich so gesehen werden kann“ (ebd., S. 23).

Das Bildnis des behinderten Mannes kann als ein Zeugnis für die neu heraufdämmernde Sichtweise der Trennung von Körper und Geist betrachtet werden. Der Mann wird nicht nur einem isolierten Blick auf seinen Körper ausgesetzt, es ist auch eine deutliche Teilung zwischen Kopf und Körper erkennbar: Der Kopf mit Hut und Halskrause gibt der Person Geschichte und Status. Der Körper ist davon getrennt, es dominiert ein mit beobachtender Distanz dargebotener realistischer Blick auf Deformationen.

Fiel es den frühen Anatomen offensichtlich schwer, sich den Körper sozial isoliert

vorzustellen (ebd., S. 19), so ist das Bildnis des behinderten Mannes Zeugnis eines Zusammenhanges von Körper und Geist, der über eine Kontraststruktur begreifbar gemacht wird. Der erschreckt oder nüchtern protokollierten Normabweichung des Körpers wird die Normalität des Kopfes gegenübergestellt. Das Maschinenmodell ist noch nicht verwirklicht. Die deformierte Oberfläche wird noch nicht geöffnet, die Distanz ist noch nicht vollkommen.

Mythos

Es dokumentiert in aller Schärfe den zutiefst ambivalenten neuzeitlichen Blick auf behinderte Menschen zwischen Neugier, Erschrecken, Distanzierung.

Selbst

Die Frage der Spaltung von Körper und Geist ist immer noch prägend für vielfache Rehabilitationsbemühungen. Spaltungen und Trennungen auch im Sinne struktureller Gewalt charakterisieren die Praxis der Sonderpädagogik, über Therapie vermittelt, ist dies ein bedeutsamer Sozialisationshintergrund behinderter Menschen heute. Daraus ergeben sich spontane Fragen: Hat der Mann aus dem 16. Jahrhundert ähnliche Erfahrungen gemacht? Ist er „gefördert" worden und konnte so stolz präsentiert werden, nach dem Schema, „seht her, so schwer behindert und doch so erfolgreich"? Oder ist er völlig zum Objekt gemacht, nur mit Hut und Halskrause zur besseren Akzeptanz für die höfischen Betrachter ausstaffiert worden, als Person aber völlig uninteressant, wie in einer medizinischen Vorlesung vorgeführt oder in einem medizinischen Handbuch abgebildet? Oder ist das Bild ein Dokument des Selbstbewusstseins der betroffenen Person, die eine gebotene Gelegenheit wahrnimmt, sich offensiv als Teil der Menschheit zu präsentieren? Unabhängig von der kunsthistorischen Sinnhaftigkeit dieser Fragen und der Möglichkeit, diese zu beantworten, allein schon über die Stimulierung dieser Fragestellungen kann das Bild heute Bedeutung erlangen.

3. Funktionalisierung des Körpers
Die Darstellung des Wolffgang Gschaidter

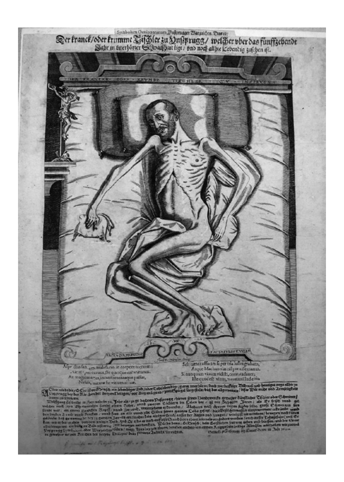


Abbildung 2: Flugblatt, Innsbruck 1620 (Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck)

Deskription

Ein mit dem Jahr 1620 datiertes Flugblatt aus Innsbruck, das bisher nur in kleinsten Kreisen von KunsthistorikerInnen bekannt ist, stellt einen behinderten Tischler dar, der im Bett liegend gezeigt wird.

Der Name des Tischlers ist Wolffgang Gschaidter. Es wird in dem Flugblatt sehr präzise beschrieben, dass der Tischler nach großen Schmerzen im linken Arm und Rücken innerhalb von 3 Tagen vollständig gelähmt wurde. Es wird berichtet, dass er nun schon 15 Jahre außer Augen und Zunge nichts mehr bewegen kann. Das Flugblatt ruft dazu auf, für den „armen Krüppel" ein Almosen zu spenden und in der nahen Kirche (Dreiheiligen) für ihn zu beten.

Selbst

Der Körper des Innsbrucker Tischlers Wolffgang Gschaidter wird in jeder Hinsicht als leidender dargestellt, die Körperhaltung ist die des vom Kreuz abgenommenen Christus. Behinderung wird als „Imitatio Christi" zur Darstellung allen menschlichen Elends

als Bild verallgemeinert und dafür verwendet, zur Demut aufzufordern. Der behinderte Mann wird dazu verwendet, allen Menschen zum Spiegel ihrer eigenen Armseligkeit zu dienen, ein typischer Topos – Momento Mori –, der uns bis heute verfolgt:

„Allhie wirdt dir / O Christen Mensch / ein lebendiger Tod / oder Todtlebendige / gantz vunerhörte / doch warhafftige Bildnuß noch heutiges tags allhie zu Ynßprugg bey der Kirchen der dreyen Heiligen / vor Augenligend / zum Spiegel fürgestellt / dich der allgemainen / diser Welt mühe vnd Armseligkait damit zuerinnern".

Diskurs und Mythos

Der gegenreformatorische religiöse Aufruf an die Innsbrucker Stadtbevölkerung und der neuzeitlich wissenschaftliche Blick schaffen zwei völlig verschiedene Bilder von Behinderung nebeneinander. Der Kontrast in der Darstellung des behinderten Mannes im herrschaftlichen Schloss Ambras und in der Darstellung im Flugblatt für das Volk ist mehr als deutlich. Ein stark religiös gefärbter mitleidiger Blick steht gegen den ambivalenten aufgeklärten Blick (vgl. Mürner, Schönwiese 2007):

- Projektive Funktion: Aufruf beim Anblick des behinderten Mannes über sich selbst nachzudenken – insbesondere über den eigenen Tod: Projektive Funktionalisierung behinderter Menschen, ohne dass die Eigensicht behinderter Personen in irgendeiner Weise deutlich wird
- Massenmediale Verbreitung: Verwendung eines Massenmediums mit Bild und Schrift um weiträumig und über alle Standesgrenzen hinaus wirksam zu werden
- Dramatisierende Inszenierung: Z.B. Argumentation mit einer Trennung von Körper und Geist als massen-mediale Strategie zur Erhöhung der Dramatik („Du siehst einen heilen Geist in einem wahnsinnigen Körper")
- Geld-Spenden („Almosen") als individualisierend-entlastende Handlungsstrategie: Aufruf, dem behinderten Mann Geld zu spenden; ein Beispiel, wie der durch die Reformation zurückgedrängte Ablass in neuer und komplexerer Form fortgeführt und funktionalisiert wird
- Institutionelle Funktion: Institutionelle Interessen der beteiligten Institutionen Klinik (Seuchenspital und Siechenhaus) und Kirche: Finanzierung und öffentliche Legitimierung von Institutionen über Spenden

- Politische Funktion: Verwendung des Flugblattes im Rahmen einer allgemeinen gegenreformatorischen und politischen Propaganda: gegenreformatorische Mission
- Etablierung eines alltagswirksamen Topos: Verwendung und versuchte massenmediale Etablierung des Topos „armer Krüppel" als Kürzel für diesen gesamten Zusammenhang

4. Materialismus und die Zivilisation des Körpers Das Foto des Präparates des Anton Steinwendner



Abbildung 3: Foto: Haus der Natur, Salzburg 1985, aus: Schmitten 1985

Deskription

Hautpräparat des Anton Steinwendner – genannt Leprosenhausfex – von ca. 1830

Diskurs

Beispiel: Die wissenschaftliche Entdeckung der Kretinen und ihre Folgen, die Definition von Kretinismus erfolgt in mehreren Schritten:

1. Schritt – Krankheitsdefinition: Der Versuch, „Cretinismus" als Krankheit und Abweichungen von Normen zu definieren, eine Diagnose zu ermöglichen, die Verteilung in der Bevölkerung festzustellen (Epidemiologie)

2. Schritt – Suche nach Ursachen: Versuch der Feststellung der Ursachen – bezogen auf den Kretinismus vermuteten die Brüder Wenzel Zusammenhänge mit der unterschiedlichen Feuchtigkeit in den Tälern.
3. Schritt – Versuche der Heilung: Versuche der medizinischen Behandlung: – mit bestimmten Erkenntnissen

   In diesem Zusammenhang Einführung der Institutionalisierung: Zur besseren Beobachtung und Heilung, Überstellung der betroffenen Personen in eigene immer spezialisiertere Einrichtungen (Schulen, Heime) – Die Anstalt wird zum Mittel der Heilung, Ordnung als oberstes Prinzip

   Philippe Pinel (1745-1826), Mediziner und Philanthrop, ab 1793 in Paris Leiter großer psychiatrischer Anstalten:

   – „(…) 'Ordnung' (ist) einer der wesentlichsten Begriffe bei Pinel, ihr liegt seine gesamte Asylpraxis zugrunde. Die Einschließung bzw. Isolierung ist für ihn die erste Ordnungsleistung seiner Reform; sie ist die erste Bedingung jeder Therapie (…).
   – Die zweite Ordnungsleistung Pinels beruht darin, daß er eine strenge Asylordnung aufstellt, die nicht nur die Handlungen der Irren minutiös nach Zeit und Ort regelt, sondern auch die Hierarchie der Beziehungen festlegt. Die ‚Unordnung' dieser Menschen verlangt nach einer Umprogrammierung, die nur in einem veränderten Milieu stattfinden kann. Die ‚normale' Welt ist nun der Ort, an dem sich die Unordnung reproduziert, während sich durch die Ordnung im Asyl die Vernunft entfalten soll
   – Die dritte Ordnungsleistung ist die Autoritätsbeziehung zwischen Arzt/Pfleger und Kranken. Da der Wahnsinn Unordnung, Charakterleere und Willenlosigkeit ist, muß der Kranke zunächst einen fremden, aber vernünftigen Willen (die Vernunft des Arztes) verinnerlichen und dadurch seine eigene Unruhe und Unordnung bezwingen. Sobald dies geschehen ist, ist er geheilt! (Castel)" (Egger 1999)
4. Schritt – Prognosebildung: Im Zusammenhang mit Heilungsversuchen, Erstellung von Prognosen auf Heilungsaussichten.
5. Schritt – Asylierung: Dauerhafte Aufbewahrung/ Internierung von Unheilbaren als ordnungspolitischer Akt mit sozialer Legitimierung.
6. Schritt – Neubewertung: Systematisierung der Erkenntnis mit negativ besetzter Neubewertung der Nichtheil-/Nichtanpaßbaren, Erstellung eines Systems von Pathologie

Die Cretinen werden z.B. mit Tieren und Pflanzen verglichen, ihr Menschsein wird bezweifelt und damit eugenische Überlegungen eingeleitet.

„Ist der Fex aber nicht Mensch, so ist er Tier, was man schon [entsprechend der >Physischen Anthropologie<] an seinem Gesicht sehe, das >größtentheils zum Fraßwerkzeuge, zum Kiefer und zur Schnauze geworden< sei.... Die Fexen seien noch weiter >in die Classe tiefstehender Thiere hinabgestoßen<, ihre enorme Verdauungskraft deute daraufhin, daß sie >an die Thierclassen, in denen noch außer den Baucheingeweiden kaum ein anderes Eingeweide erwacht ist, an die sogenannten Pflanzenthiere< grenzten.... > Der Glaube an die Pflanzennatur der Cretinen (wird) immer zudringlicher. Denn bey ihnen, wie bey den Pflanzen, ist die Entwicklung der Genitalien die höchste Entfaltung.< Die Fexen haben den Pflanzen nur voraus, >daß sie nicht wie diese unmittelbar darauf, wenn sie den Samen haben fallen lassen, sterben müssen.> " (Dr. Johann von Knolz 1821; zit. nach Schmitten 1985)

Es gab auch eine kritische Gegenposition, die sich im Diskurs um die Natur der Kretinen allerdings in keiner Weise durchsetzen konnte:

„Der Zeitgenosse Dr. Maffei, Arzt in Salzburg meint, dass Knolz' Methode, einen Prototyp zu postulieren, völlig abzulehnen sei, noch dazu jenen »Anton Steinwendner, der durch 20 Jahre, wie ein Schaupfennig durch die Hände aller hier durchreisenden Gelehrten ging und so wie abgegriffen in seinem ursprünglichen Gepräge am Ende sich darstellen mußte«" (ebd.).

Mythos

An Anton Steinwendner und dem Bild des Präparates hat sich kein bedeutsamer öffentlich wirksamer Mythos festgemacht, wenn auch die dauerhafte Aufbewahrung (und zeitweise Ausstellung?) im „Haus der Natur" auf den exemplarischen Charakter der Untersuchungen des „Leprosenhausfex" verweisen und Öffentlichkeit hergestellt hat. Wichtiger Hinweis auf die Bedeutsamkeit des Diskurses ist, dass Dr. Johann von Knolz sehr von seinen Untersuchungen in Salzburg profitiert hat und als Universitätsprofessor nach Wien berufen wurde. Im Gegensatz zu Anton Steinwender ist Joseph Merrick im 19. Jhd. in England als „Elefantenmensch" zum nationalen Mythos geworden. An John Merrick konnte die körperliche Deformation und die bürgerliche Bildung eine mythische Bindung eingehen, die bis ins 20. Jahrhundert z.B. mit dem Film „Der Elefantenmensch"

von David Lynch (1980) nachwirkte und Mensch-Maschine-Themen aufgriff (vgl. Hofmayr 1995) sowie eine Verbindung mit einem mythisch besetzten „ärztlichen Blick" einging (Anthony Hopkins als der Arzt Frederick Treves).



Abbildung 4: Ein Foto von Joseph Merrick, aufgenommen am Royal London Hospital (circa 1886). Aus: ORF.at: http://sciencev1.orf.at/news/82527.html

Ähnlich mythische Darstellungen ranken sich in Deutschland um den „Wilden Peter von Hameln" (bei dem im 18. Jahrhundert am englischen Königshof durch einen Arzt Erziehungsversuche erfolgten) und Kaspar Hauser im 19. Jahrhundert sowie in Frankreich um den „Wolfsjungen Victor von Aveyron" und den ihn erziehenden Arzt Jean Itard zu Beginn des 19. Jhd. (verewigt im Film „Der Wolfsjunge" 1970 von François Truffaut), obwohl ein wissenschaftlicher Rückblick andere, weniger leicht mythisch besetzbare Seiten aufzeigt: „Die Wissenschaft und die daraus abgeleiteten pädagogischen Maßnahmen verlangen von Victor ihren Tribut: die Brechung seines Willens, die Verfügbarmachung für pädagogisch-medizinische Experimente. Für Itard war Victor formbares Rohmaterial. Er setzte Victor als Spielball forcierter Absichten ein, als Objekt und Illustrator seiner philosophischen Überlegungen. Victor wurde im Dienste der Wissenschaft zum Exerzierplatz pädagogischer und medizinischer Maßnahmen, zum Kriegsschauplatz ´erziehungswissenschaftlicher` Experimente" (Elbert 1982).

5. Flexibler Normalismus
Die Darstellung eines behinderten Jugendlichen in einem TV-Spot

Ein Beispiel post-moderner Konstruktionen von Behinderung soll abschließend anhand des TV-Werbespots „Mutprobe“ der Spendenkampagne „Licht ins Dunkel“ des ORF verdeutlicht werden.

Deskription

Ein Jugendlicher im Rollstuhl steht an der Kante einer Treppe, alle Zeichen stehen auf Drama und Schicksal, Wind, Vogel, dramatische Musik. Der Rollstuhlfahrer stürzt sich über die Treppe, es erscheint in einem Zwischenschnitt die Botschaft: „Ein Leben mit Behinderung kann ausweglos erscheinen. Muss es aber nicht.“ Der Rollstuhlfahrer vollbringt die sportliche Leistung mit dem Rollstuhl gekippt die Treppe hinunter zu fahren. Unten empfängt ihn eine begeisterte Gruppe von Jugendlichen, die ihm die Video-Aufnahme der Treppenfahrt zeigt.







Abbildung 5: „Ein Leben mit Behinderung kann ausweglos erscheinen. Muss es aber nicht.“ Screen Shots vom „Licht ins Dunkel“-Spot „Mutprobe“: http://lichtinsdunkel.orf.at/dateien/3761_dmb_mutprobe.wmv

Diskurs

Der seit der frühen Neuzeit existierende Diskurs über die Heilung war immer auch im Sinne des neuzeitlichen Dualismus mit der Frage der abgespaltenen Personalität verbunden. In der Postmoderne

verschwimmt der Zusammenhang über ein immer größeres zugelassenes Normalitätsspektrum immer mehr, Grenzziehungen werden individualisiert.

„Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist in den westeuropäischen Gesellschaften der Protonormalismus, der durch die Dichotomie normal/gesund oder abnorm/krank gekennzeichnet ist und die starre Ausgrenzung der Abweichenden beinhaltet, auf dem Rückzug. Gleichzeitig haben sich flexibel-normalistische Strategien verstärkt durchgesetzt. Mit ihnen sind innerhalb der normalistischen Felder größere Normalitätsspektren und variable Grenzziehungen möglich" (Waldschmidt 2003, S. 89).

Selbst

Der allgemein zunehmende flexible Normalismus (Link 2006) erzeugt immer mehr Anforderungen an das Individuum:

„Der starke und durchsetzungsfähige Junge, der auch zurückstecken kann; der Junge, der cool bleiben, aber auch Gefühle zeigen kann; der Junge, der im intellektuellen und beruflichen Wettbewerb erfolgreich ist, aber diesen auch nobel zurückhalten kann, um anderen den Vortritt zu lassen; der Mann, der sich mit seinesgleichen verbündet, aber andere nicht ausschließt, sind Vorstellungen, die ein in sich widersprüchliches Anforderungsprofil (…) ergeben, das von den einzelnen Jungen integriert werden muß " (Metz-Glöckel 1993, S. 94). In dem Film ist sichtbar, dass die Initiation des Leistungsbeweises im Mittelpunkt der Darstellung steht. Behinderung wird als Schicksal dargestellt und die Kontingenz von Behinderung darüber betont, dass es nicht Schicksal sein muss. Über am Individuum ansetzenden Leistungsvermögen verwirklicht sich nicht nur ein modernes Rehabilitationsparadigma sondern auch ein allgemeines individualisiertes Selektionsprinzip. Behinderung ist dafür ein öffentlich inszeniertes Lehrbeispiel.

6. Schluss

Ausdrückliche Gegenbilder zu den gezeigten Bildern und Konstruktionen von Behinderung durch Bilder sind selten. Am ehesten sind sie in Produktionen von behinderten Personen selbst unter dem Titel „disability culture" zu finden (vgl. z.B. den Film „Vital Signs: Crip Culture Talks Back" von David T. Mitchell/Sharon Snyder 1997). Unter den

hier präsentierten wenigen Bildern ist am ehesten „Das Bildnis des behinderten Mannes" aus dem 16. Jhd. in seiner Komplexität und Berührung herausfordernden Funktion zumindest für die heutigen BetrachterInnen ein Gegenbild zu konventionellen Schicksalsproduktionen, es kann produktiv-aufklärende Verstörungen bewirken.

Das bisher Gesagte kann im Sinne einer Ikonographie der Darstellungen von behinderten Menschen inhaltlich in folgender Weise zusammengefasst werden (vgl. auch Schönwiese 2007): Behinderte Menschen sind – wie im ersten Kapitel schon angedeutet – über unterschiedlichste mediale Inszenierungen einem transformatorischen Blick ausgesetzt. Dieser ist dadurch charakterisiert, dass behinderte Personen als Zwischenwesen gesehen werden, die Identität nur darüber erhalten, dass sie für bestimmte (alltags-)kulturelle, soziale und politische Zwecke zur Verfügung stehen. Selbstrepräsentationen kommen dabei weder in den Diskursen um Ordnung (z.B. im medizinischen Ordnungs-Diskurs) noch im Rahmen der dominierenden ideologischen und transformatorischen Funktion von behinderten Menschen vor. Gleichzeitig gibt es aber im Sinne der Ambivalenz der Moderne durchaus Diskurse um Befreiung und symbolische Widerstandsformen, deren aktueller Höhepunkt der praktische politische Diskurs um die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen sein kann. Bilder können in diesem Zusammenhang als Selbstrepräsentationen einen herausfordernden Charakter haben, die Schicksalskonstruktionen zurückdrängen.



Abbildung 6: Demonstrationszug zum EU-Parlament in Straßburg: Disabled people lobby EU on right to independent living (2009) http://www.daa.org.uk/index.php?mact=blogs,cntnt01,showentry,0&cntnt01entryid=58&cntnt01returnid=98

Literatur

Barthes, Roland (1970): Mythen des Alltags. Frankfurt: Suhrkamp.

Bergmann, Anna (2004): Der entseelte Patient. Die moderne Medizin und der Tod. Berlin: Aufbau Verlag.

Bernuth, Ruth von (2003): Aus den Wunderkammern in die Irrenanstalten. In: Waldschmidt, Anne (Hg.) (2003): Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Kassel: bifos Schriftenreihe, S. 49-62.

Cloerkes, Günther (2000): Die Stigma-Identitäts-These. In: Gemeinsam leben - Zeitschrift für integrative Erziehung Nr. 3-00 S.104-111. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/gl3-00-stigma.html (17.5.2011).

DNA-Untersuchung: Woran litt der „Elefanten.Mann"?. In: ORF.at: http://sciencev1.orf.at/news/82527.html.

Egger, Gertraud (1999): Irren-Geschichte – irre Geschichten. Zum Wandel des Wahnsinns unter besonderer Berücksichtigung seiner Geschichte in Italien und Südtirol. Innsbruck: Univ. Diplomarbeit. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/egger-irre.html (17.5.2011).

Elbert, Johannes (1982): Geistige Behinderung - Formierungsprozesse und Akte der Gegenwehr. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/elbert-formierungsprozesse.html (17.5.2011).

Exner, Karsten (1997): Deformierte Identität behinderter Männer und deren emanzipatorische Überwindung. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/exner-deformiert.html (17.5.2011).

Hofmayr, Johannes (1995): „Der Elefantenmensch". Eine Filmbetrachtung unter dem Blickwinkel der Technik. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/hofmayr-elefant.html (16.5.2011).

Jäger, Siegfried (1996): Diskurstheorien. In: Hierdeis, Helmwart/Theo Hug (Hg.) (1996): Taschenbuch der Pädagogik. Baltmannsweiler: Schneider, S. 238 -248.

Kathan, Bernhard (1999): Das Elend der ärztlichen Kunst. Eine andere Geschichte der Medizin. Wien: Döcker.

Keller, Rainer (2007): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: VS Verlag (3. Aktualisierte Auflage).

Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus: Wie Normalität produziert wird. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Metz-Göckel, Sigrid (1993): Jungensozialisation oder Zur Geschlechterdifferenz aus der Perspektive einer Jungenforschung. In: Zeitschrift für Frauenforschung 11, 1-2, S. 90-110.

Mürner, Christian (2003): Kultur- und Mediengeschichte behinderter Menschen. Weinheim: Beltz.

Mürner, Christian; Schönwiese, Volker (2007): Wolffgang Gschaidter - Innsbrucker Wahrzeichen. In: Flieger, Petra/Schönwiese, Volker (Hg.) (2007): Das Bildnis eines behinderten Mannes. Bildkultur der Behinderung vom 16. bis ins 21. Jhd. Wissenschaftlicher Sammelband. Neu Ulm: Verlag AG SPAK. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/muerner-innsbruck.html (17.5.2011).

Oberhöller, Verena (2007): Zum Bildnis der Elisabeth: zwischen Anerkennung und Projektion. In: Flieger, Petra/Schönwiese, Volker (Hg.) (2007): Das Bildnis eines behinderten Mannes. Bildkultur der Behinderung vom 16. bis ins 21. Jhd. Wissenschaftlicher Sammelband. Neu Ulm: Verlag AG SPAK, S. 272-305. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/oberhoeller-elisabeth.html (17. 5. 2011).

Rauch, Margot (2003): Monster und Mirakel. Wunderbares in der Kunstkammer von Schloss Ambras. Innsbruck: Kunsthistorisches Museum, Sammlung Schloss Ambras.

Sarasin, Philipp (2008): Wie weiter mit Michel Foucault? Hamburg: Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburger Edition.

Schmitten, Inghwio aus der (1985): Schwachsinnig in Salzburg. Zur Geschichte einer Aussonderung. Salzburg: Umbruch 1985. Im Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/schmitten-schwachsinnig.html (17. 5. 2011).

Schönwiese, Volker (2007): Vom transformatorischen Blick zur Selbstdarstellung. Über die Schwierigkeit der Entwicklung von Beurteilungskategorien zur Darstellung von behinderten Menschen in Medien. In: Flieger, Petra/Schönwiese, Volker (Hg.) (2007): Das Bildnis eines behinderten Mannes. Bildkultur der Behinderung vom 16. bis ins 21. Jahrhundert. Wissenschaftlicher Sammelband. Neu Ulm: AG SPAK Bücher, S. 43-64. Internet: http://bidok.uibk.ac.at/library/schoenwiese-blick.html (17. 5. 2011).

Waldschmidt, Anne (Hg.) (2003): Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Kassel: bifos Bildungs- u. Forschungsinst. z. selbstbestimmten Leben Behinderter.

Steueroasen: Ein paradiesisches Rechtssystem für die Minderheit der Reichen

Silke Ötsch und Celia Di Pauli

1. Einleitung

Warum wählt die Mittelschicht Parteien, die eine Steuerpolitik umsetzen, die diesen WählerInnen schadet? Diese Frage stellt die Journalistin Ulrike Herrmann in ihrem Buch „Hurra, wir dürfen zahlen". Während die Mittelschicht in Deutschland schrumpfe und die Reichen immer reicher werden, verliere die Mittelschicht wirtschaftlich nicht nur in Krisen-, sondern auch in Boomzeiten. Der Abstieg der Mittelschicht sei insgesamt selbst verschuldet: Da die Mittelschicht die Mehrheit der WählerInnen stelle, könne sie Parteien abwählen, deren Steuerpolitik vor allem einer „Elite" nutze (Hermann 2010, S. 9ff.). Mit einem ähnlichen Paradox befassen sich die Wissenschaftler Michael Graetz und Ian Shapiro: Wie konnte die Erbschaftssteuer in den USA 2001 mit großer Mehrheit im Kongress herab und 2010 sogar ausgesetzt werden, obwohl nur die Reichsten 1-2 % der Bevölkerung sie zahlten? Diese Steuer sei ein Jahrhundert nicht hinterfragt worden und schien vereinbar mit „amerikanischen" Werten, und zwar der Überzeugung, dass alle gleiche Ausgangsbedingungen haben, um ihre wirtschaftlichen Träume zu erfüllen (Graetz/Shapiro 2005, S. 1).

Herrmann führt hauptsächlich drei Begründungen an, warum die deutsche Mittelschicht in Steuerfragen gegen die eigenen Interessen handelt. Reiche rechnen sich erstens arm und suggerieren der Mittelschicht, dass der Aufstieg möglich sei. Zweitens gingen viele VertreterInnen der Mittelschicht davon aus, selbst zur Elite zu gehören, obwohl das gemessen am Einkommen und Vermögen nicht der Fall sei. Drittens grenze sich die Mittelschicht vehement von der Unterschicht ab. Letztere nutze – so die gängige Sicht – die Mittel- und Oberschicht aus (Hermann 2010, S. 12f.).

Nach Graetz und Shapiro verhalten sich viele Angehörige der amerikanischen Mittelschicht vergleichbar irrational. Während die BefürworterInnen der Steuer auf sachlich richtige Argumente setzten, implantierten die GegnerInnen über jahrzehntelanges Cam-

paigning eine Erzählung, um die Steuer auszuhebeln. Die AutorInnen arbeiten heraus, dass die GegnerInnen der Erbschaftssteuer diese Erzählung in mehreren Schritten geschaffen haben. Sie stellten unrepräsentative Fallbeispiele zusammen, die vermeintlich negative Auswirkungen der Steuer auf Personen, Familien, Unternehmen und Umwelt illustrierten. Dabei versuchten sie vor allem, Minderheiten der Mittelschicht zu vereinnahmen, etwa die Gruppe der Working Rich, Bauern, Frauen, farbige UnternehmerInnen und Homosexuelle, obwohl deren Interessen – wenn überhaupt – nur bedingt durch die Erbschaftssteuer tangiert waren. Die GegnerInnen arbeiteten zudem mit Ergebnissen suggestiver Umfragen. Die Koalition wurde durch die gezielte Anwerbung von PolitikerInnen der Opposition erweitert, durch konservative Think Tanks (v.a. Heritage) gestützt und ideologisch unterfüttert von konservativen Philosophen wie Grover Norquist, Dick Armey und Phil Gramm (Graetz/Shapiro 2005). Die Kampagne war erfolgreich: Wie Umfragen zeigten, nahmen BürgerInnen beispielsweise an, die Erbschaftssteuer beträfe sie, was aber wegen hoher Freibeträge nicht der Fall war. Außerdem wurde suggeriert, die Steuer bestrafe Leistung und Werte wie die Familie. Diese Umdeutung wurde u.a. akzeptiert, da ein Großteil der Bevölkerung grundsätzlich wenig Interesse an Steuern und Wissen darüber hat (Graetz/Shapiro 2005, S. 254).

Ähnliche Fälle ließen sich an verschiedenen Bereichen der Steuerpolitik aufzeigen. In diesem Artikel beschäftigen wir uns beispielhaft mit Steueroasen; ähnliche Analysen lassen sich jedoch auch zu anderen Bereichen der *Offshore-Ökonomie*[1] durchführen, z.B. zu Regulierungsoasen, Billigflaggen, Offshore-Internethandel und Sonderwirtschaftszonen. Steueroasen sind relevant, weil es sich dabei – gemessen an den dort angelegten Summen und der Anzahl der Finanztransaktionen – um bedeutende Konstrukte des globalen Finanzsystems handelt, die einer Minderheit reicher AnlegerInnen und Intermediären nutzt – auf Kosten der Mehrheit der Bevölkerung in und außerhalb der Steueroasen.[2]

Opponenten des Systems von Steueroasen wie VertreterInnen des Netzwerks Steuergerechtigkeit, NGOs und Gewerkschaften argumentieren in politischen Diskursen vor allem mit Sachargumenten und benutzen häufig analytische Texte und Zahlen. Weitere AutorInnen stellen einen Bezug zu Systemmechanismen von Globalisierung oder Kapitalismus her. Wir gehen davon aus, dass die Logik des Finanz- und Wirtschaftssystems ein wesentlicher Faktor bei der Betrachtung des Phänomens der Steueroasen ist, dass

1 s. S. 295
2 Mehr zum Umfang von Offshore-Ökonomie s. Ötsch 2012.

aber ein weiterer zentraler Aspekt bislang nur peripher behandelt wurde: die Beschäftigung mit Steuersystemen sollte zusätzlich auf der Ebene der Sprache, Bilder und Erzählungen ansetzen. Nur so lassen sich scheinbar irrationale Reaktionen erklären.

Wie wir im Folgenden genauer erläutern, ist bereits der Begriff der *Steueroase* suggestiv, da die Oase positiv konnotiert ist. KritikerInnen des Systems haben deshalb vorgeschlagen, die Begriffe *Steuer-* bzw. *Regulierungsoase*, und *Offshore-Zentrum* in *Verdunkelungsoase* oder *Schattenfinanzsystem* umzubenennen. Obwohl wir die Kritik an dem Begriff teilen, benutzen wir in diesem Text den Begriff der Steueroase, um LeserInnen den Zugang zum Thema zu erleichtern.

Der Artikel ist wie folgt aufgebaut: Wir werden zunächst auf das ökonomische Ausmaß und die Funktion von Steueroasen eingehen. Dann werden wir uns mit diskursiven Praktiken der Steuerfluchtindustrie beschäftigen. Welche Bilder, Metaphern und Erzählungen nutzt die Branche im Gegensatz zu VertreterInnen der Zivilgesellschaft? Der diskursiven Ebene stellen wir anschließend die räumliche Ebene gegenüber. Wir zeigen Fotos und Daten aus Steueroasen, die wir im Zuge unserer Recherchen bereist haben. Unsere Ergebnisse zeigen, dass der Begriff der Steueroase ein juristisch-politisches Konstrukt ist, das vom räumlichen Blickwinkel betrachtet ein Paradox darstellt, was sich anschaulich am Beispiel der Briefkastenfirmen zeigt. Steuerflucht ist hochgradig mit Erzählungen belegt, sowohl alten, als auch neuen, die im Zuge der Finanzmarktreformen entstehen. Die Erzählungen begünstigen eine Minderheit auf Kosten der Mehrheit.

2. Steueroasen: Keine Inseln, sondern ein Zweiklassen-Rechtssystem

Im Folgenden gehen wir auf Definitionen von Steueroasen ein, die aufgrund der Brisanz des Themas und der Interessenlage umstritten sind. Wir beschreiben die Hauptfunktionsweisen einer Steueroase und beschreiben, welche Personengruppen, Rechtsformen und Institutionen von dem System profitieren und welche strukturell benachteiligt sind. Dabei wird ersichtlich, dass Steueroasen einer Minderheit von reichen Privatpersonen und einigen Working Rich (über Unternehmen und AnbieterInnen von Steuerflucht-Dienstleistungen) nutzt, während die Mehrheit der Bevölkerung durch sie benachteiligt ist.

Der maßgeblich von Ronen Palan geprägte Begriff der *Offshore-Ökonomie* (Palan 98) umfasst verschiedene Unterkategorien, die Rechtsrahmen mit besonderen Regeln beschreiben, die Regulierungen außer Kraft setzen oder ändern, die „Onshore" gelten. Dazu gehören u.a. Sonderwirtschaftszonen, die Ausflaggung von Schiffen („Billigflaggen"), die Bereitstellung regulierungsfreier Rahmen an Finanzmärkten („Regulierungsoasen" oder „Schattenfinanzplätze") und Steueroasen.[3] Wie Palan schreibt, bezog sich der Begriff „Offshore" zunächst auf die zu einem Land gehörenden Hochseeinseln, wurde dann übertragen auf Piratensender und maritime Bohrinseln und schließlich auf Zonen des Finanz- und Wirtschaftssystems (Palan 2003, S. 21ff.).

Forschung über Offshore-Ökonomie und ihre Unterkategorie der Steueroasen steht noch am Anfang. Das liegt einerseits daran, dass es wenig verfügbare und brauchbare Daten gibt. Ein Grundpfeiler der Steuerflucht ist die Geheimhaltung. „Those who know don't talk. And those who talk don't know", so eine in der Steuerfluchtindustrie gängige Redewendung (Shaxson 2011, 23). Plakativ zeigt die Definition „if it looks like one and if it is considered one by those who care" (Gordon Report 1981, S. 26) die Problematik der genauen Begriffsfindung für Steueroasen.

Die G7 beauftragten 1996 die OECD, Maßnahmen gegen Steuerflucht zu erarbeiten und das Phänomen zu definieren. Zwei Jahre später veröffentlichte die OECD einen Bericht über schädlichen Steuerwettbewerb. Die OECD bestimmte darin Merkmale von Steueroasen und präsentierte in der Folge eine schwarze Liste, auf der 35 Länder als Steueroasen aufgeführt waren, und eine graue Liste, auf der 47 Länder mit „potenziell schädlichem Verhalten" standen (OECD 1998). In dem Bericht werden Steueroasen wie folgt definiert: a) Steueroasen werden von Angehörigen anderer Staaten genutzt, um Steuerzahlungen im eigenen Land zu umgehen. Ausländer zahlen in Steueroasen keine oder niedrige Steuern; b) Steueroasen geben keine relevanten Informationen an Finanzbehörden weiter; c) sie sind intransparent und d) Investitionen oder Transaktionen werden allein unternommen, um Steuern zu sparen. Firmen müssen nicht vorweisen, dass sie tatsächlich unternehmerisch tätig sind (OECD 1998). Die OECD-Initiative wurde jedoch von Lobbygruppen wie der International Tax and Investment Organization (ITIO), konservativen Regierungen (v.a. die USA unter Bush senior) und von Steueroasen angegriffen. Das letzte genannte Kriterium für eine Steueroase – die Scheinverlage-

3 In diesem Beitrag wird nicht diskutiert, ob das Aufkommen von Offshore-Ökonomie eine Folge des Rückzugs des Staates ist, wie häufig angenommen, oder ob der Staat selbst (wie Palan meint) ein zweites unreguliertes juristisches System schafft, in dem sich bestimmte ökonomische Aktivitäten abspielen (Palan 1998).

rung – wurde beanstandet und in der Folge von der OECD zurückgenommen, die auch in weiteren Punkten ihre Kriterien sukzessive aufweichte (Sullivan 2007).

Nach wie vor gibt es keine allgemein anerkannte Definition der Steueroase. Eine interdisziplinäre Gruppe von WissenschaftlerInnen, VertreterInnen der Zivilgesellschaft, ehemals in der Steuerfluchtbranche tätigen ExpertInnen und JournalistInnen hat sich etwa seit der Jahrtausendwende im Rahmen des Tax Justice Networks (TJN) organisiert mit dem Ziel, Kenntnisse über Offshore-Ökonomie mit Schwerpunkt auf Steueroasen zu erweitern und Missstände im Bereich Steuern zu bekämpfen. In ihrem 2010 erschienenen Überblickswerk „Tax Havens" definieren Ronen Palan, Richard Murphy und Christian Chavagneux Steueroasen wie folgt:

> *„... tax havens are places or countries (not all of them are sovereign states) that have sufficient autonomy to write their own tax, finance, and other laws and regulations. They all take advantage of this autonomy to create legislation designed to assist nonresident persons or corporations to avoid the regulatory obligations imposed on them in the places where those nonresident people undertake the substance of their economic transactions. An additional characteristic that most tax havens share is an environment of secrecy that allows the user of structures created under local law to do so either completely anonymously, or largely so. The third common characteristic is ease and affordability in gaining access to the entities incorporated in the territory."*
> (Palan, Murphy/Chavagneux 2010, S. 8f.)

Während bei der Definition der OECD noch die Höhe der Steuersätze im Vordergrund steht (wobei Abgrenzungsfragen entstehen, wenn konkrete Steuersätze bestimmt werden sollen), verschiebt sich der Fokus bei der Betrachtung von Steueroasen bei dieser Diskussion auf das Ziel der Transaktionen: Handelt es sich um Scheingeschäfte, die allein getätigt werden, um Regulierungen zu umgehen?

Das Kriterium der Intransparenz spielt eine zentrale Rolle im „Schattenfinanzindex". Dieser Index wurde vom Tax Justice Network entwickelt, um eine unabhängige Klassifizierung von Steueroasen vorzunehmen, da die Liste der OECD unverkennbar durch politische Einflussnahme verfälscht ist (was u.a. daran zu erkennen ist, dass Finanzplätze wie die Cayman Inseln, Luxemburg oder Jersey gestrichen wurden und US-Steueroasen erst gar nicht aufgeführt werden). Neben der Größe und Bedeutung des Finanzplatzes zählt v.a. seine Intransparenz, wobei die zuständigen Behörden keinen Zugriff auf rele-

vante Informationen haben, z.B. durch das Bankgeheimnis, oder weil sie EigentümerInnen von Unternehmen oder Stiftungen nicht identifizieren können, beispielsweise weil TreuhänderInnen vorgeschoben werden. Laut Schattenfinanzindex sind die USA (v.a. mit Delaware), Luxemburg und die Schweiz die größten Schattenfinanzplätze der Welt, gefolgt von den Cayman Inseln und London. Österreich liegt weltweit auf dem 12. Platz (TJN 2009).

Um das Funktionieren der Offshore-Ökonomie zu verstehen, ist ein Ranking nach Ländern jedoch nur bedingt aussagekräftig. Erstens gibt es historisch gewachsene Verbindungen zwischen Steueroasen, die im Verbund agieren. Weltweit spielen laut Shaxson drei Gruppen von Steueroasen eine zentrale Rolle: a) Die Gruppe europäischer Steueroasen von Kleinstaaten, angeführt von der Schweiz, Luxemburg und den Niederlanden; b) die britischen Steueroasen, deren Zentrum London ist, das umgeben ist von den Kanalinseln und ehemaligen Kolonien und Gebieten mit historischen Bezügen wie Irland und c) die USA, die ebenfalls über einen Verbund an Oasen mit unterschiedlichen Rechtsrahmen verfügen, von der Bundesebene über Bundesstaaten (v.a. Delaware, Florida u.a.) bis hin zu den Überseegebieten, beispielsweise den amerikanischen Virgin Islands (Shaxson 2011, S. 14-19).

Zweitens ist die Kategorisierung von Steueroasen nach Gebieten irreführend, wie u.a. Palan, Murphy und Chavagneux schreiben, weil relevante Trennungslinien weniger zwischen Staaten zu verorten sind, als zwischen GewinnerInnen und VerliererInnen von Steuerflucht. De facto handelt es sich bei Steuerflucht um buchhalterische Verschiebungen von einem Rechtsrahmen in einen anderen, bzw. um die Verlagerung eines Wohn- oder Firmensitzes mit dem Ziel, Steuern zu sparen. Dahinter stehen jedoch keine realen Transaktionen oder reale Verlagerung. Die Steueroase bietet nur den juristischen Rahmen für Buchungen. Unternehmen oder Personen zahlen einen Betrag, um diesen Rahmen und juristische Dienstleistungen zu nutzen.

Im Internet finden sich eine große Anzahl von AnbieterInnen, die die sofortige Einrichtung eines Unternehmens versprechen, für eine Gebühr von nicht einmal 1000 Euro (Coldwell 2011). Dafür zahlen die KundInnen den niedrigen Steuersatz der Steueroase, oder sind teilweise von Steuern befreit. Ein kleiner Anteil der Gebühr kommt der Steueroase indirekt zugute, unter dem Strich gehen Steuereinnahmen verloren, da das Unternehmen insgesamt weniger Steuern zahlt. Für die Steueroase rentiert sich dieses Geschäft nur aufgrund der großen Anzahl registrierter Unternehmen. Dort profitiert jedoch häufig nur eine kleine Elite, insbesondere Intermediäre als AnbieterInnen von Steuerflucht-Dienstleistungen. Dazu gehören JuristInnen, BankerInnen und die "Big 4",

d.h. die Wirtschaftsprüfungsgesellschaften KPMG, E&Y, PWC und Deloitte (TJN 2008).

Die größte Gruppe der NutzerInnen von Steueroasen sind Unternehmen. Sie begehen häufig Steuerflucht über die Manipulation von Transferpreisen (“transfer pricing“). So werden Preise bezeichnet, die sich Unternehmen für die Lieferung von Gütern und Dienstleistungen anrechnen, die der gleichen Person oder einem Unternehmen gehören. Das betrifft beispielsweise den Handel zwischen Mutter- und Tochterunternehmen. Das Unternehmen profitiert, wenn es Gewinne buchhalterisch in das Land mit niedrigen und Verluste in das Land mit höheren Steuern verschiebt, indem a) das Unternehmensteil im Hochsteuerland das Unternehmensteil im Niedrigsteuerland zu Billigpreisen beliefert oder b) indem das Unternehmensteil im Hochsteuerland Waren oder Dienstleistungen vom Unternehmensteil im Niedrigsteuerland zu überhöhten Preisen einkauft.[4] Bei Zollkontrollen wurde aufgedeckt, dass US-Unternehmen beispielsweise Plastikeimer zu einem Stückpreis von 972 US-Dollar aus Pakistan kauften und dahin Videobildschirme für je 21,90 US-Dollar lieferten (ICFTU 2006). In einem anderen Fall wurde ein elektrischer Haarfön zum Marktpreis von 25 US-Dollar für 3.800 US-Dollar von den USA nach Nigeria importiert (Pak 2008). Der Verlust an Steuergeldern durch Transferpreise ist immens; nach Schätzung der OECD findet über 60 % des Welthandels innerhalb von Unternehmensgruppen statt (OECD 2002). Weitere Methoden der Steuerflucht von Unternehmen ist die Gewinnverschiebung durch Kreditvergabe zwischen Mutter- und Tochterfirmen. Dabei gibt das Unternehmensteil im Niedrigsteuerland einen hoch verzinsten Kredit an das Unternehmen im Hochsteuerland. Des weiteren transferieren Firmen Gewinne über Lizenzen. Ein Beispiel dafür ist die Firma IKEA. Die 235 IKEA-Geschäfte führen eine Lizenzgebühr in Höhe von 3 % des Umsatzes an das Unternehmen IKEA Systems in den Niederlanden ab (Ward 2011), wo diese Gewinne niedrig besteuert werden (Dijk, Weyzig/ Murphy 2006). Die Gebühren fließen weiter an die InterIKEA Holding in Luxemburg, die wiederum der Interogo Stiftung in Liechtenstein gehört, die von der Familie des IKEA-Gründers Kamprad kontrolliert wird; daneben werden die Gewinne an Stiftungen und Unternehmen auf den niederländischen Antillen und Curacao verteilt (Economist 2011; Ward 2011). Nach derzeit vorliegenden Informationen habe IKEA in den letzten 20 Jahren zwischen 1,7 und 2,2 Milliarden Euro Steuern zu wenig gezahlt (Ward 2011).

4 Theoretisch ist dieses Vorgehen illegal, da interne Preise generell den Marktpreisen entsprechen sollten; das Verbot wird jedoch umgangen.

Die zweitgrößte Gruppe, die Steueroasen nutzt, sind reiche Privatpersonen. Diese verlagern ihren Wohnsitz formal in eine Steueroase, wo sie entweder einen jährlichen zu zahlenden Betrag oder eine andere Form der Abgabe mit den Zuständigen (z.B. der Kommune) aushandeln und dafür am ursprünglichen Standort nicht mehr oder nur eingeschränkt steuerpflichtig sind. *High Net Worth Individuals* (HNWIs) werden Personen genannt, die Finanzanlagen in der Höhe von mindestens einer Million US-Dollar besitzen (ohne Wert- und Konsumgegenstände und Erstwohnsitze). Diese Personengruppe nutzt ausgiebig Offshore-Zentren und Steueroasen: etwa ein Drittel ihres Vermögens liegt dort (Baker 2005, S. 164). Ein besonders häufig für Steuerflucht von Privatpersonen genutzter Standort ist die Schweiz (OECD 2008).

Aufgrund der mangelhaften Erfassung von Daten zu Vermögen und der Intransparenz und mangelnder öffentlicher Einsicht in die Buchhaltung von Unternehmen und Banken kann der Umfang von Steuerflucht nur grob geschätzt werden. Das Tax Justice Network versuchte anhand vorhandener Daten Ansatzpunkte für den Umfang von Steuerflucht zu geben. Unter Rückgriff auf Daten aus dem Weltreichtumsbericht von Merill Lynch und Cap Gemini und der Boston Consulting Group gingen laut TJN jährlich 225 Milliarden US-Dollar Steuereinnahmen allein aus der Besteuerung von reichen Privatpersonen (HNWIs) verloren, wenn eine durchschnittliche Rendite von 7,5 % und ein Steuersatz von 30 % angenommen wird und die Summe des Privatvermögens von HNWIs in Steueroasen mit 11,5 Billionen US-Dollar veranschlagt wird (TJN 2005). Die Beträge liegen heute wahrscheinlich beträchtlich höher, da konservative Schätzungen benutzt wurden und sich die Vermögen von HNWIs im Jahr 2009 mit 39 Billionen US-Dollars und seit der Schätzung von 2005 fast vervierfacht haben (Merill Lynch/Cap Gemini 2011). Zu bedenken ist außerdem, dass diese Zahlen nur die Steuerflucht von HNWIs betreffen, nicht aber die von weniger wohlhabenden Personen und schon gar nicht den wesentlich größeren Bereich der Steuerflucht von Unternehmen. Hier gibt es sehr wenig verlässliche Zahlen. Das deutsche Finanzministerium rechnet beispielsweise mit einem jährlichen Verlust in Höhe von 65 Milliarden Euro durch grenzüberschreitende Gewinnverlagerungen (Bundesregierung 2009).

Besonders von Steuerflucht betroffen sind Entwicklungsländer. Sie haben kaum Druckmittel, um sich gegen reiche oder mächtige Steueroasen durchzusetzen und schlecht ausgestattete Finanzbehörden, was von international agierenden Konzernen und lokalen Eliten ausgenutzt wird. So ist es Entwicklungsländern schwer möglich, funktionierende Steuersysteme aufzubauen. Der Umfang illegitimer internationaler Finanz-

ströme aus Entwicklungsländern betrug 2008 ca. 1,26–1,44 Billionen US-Dollar (Kar/Curcio 2011, VII). Illegitime internationale Finanzströme umfassen zu ca. 60–65 % Steuerhinterziehung, 35–40 % Geldwäsche, davon wiederum 0,005 % Terrorismusfinanzierung (Baker 2005). Der Verlust von Entwicklungsländern allein durch Transferpreise und falsche Rechnungslegung wird auf 160 Milliarden US-Dollar geschätzt (Christian Aid 2008). Andere vorsichtige Schätzungen beziffern die Verluste der Entwicklungsländer durch illegitime Geldflüsse durch Unternehmen auf 350–500 Milliarden US-Dollar (Baker 2005, S. 172). Die Summe übersteigt bei weitem die gesamte Entwicklungshilfe der reichen Länder in Höhe von 103,7 Mrd. US-Dollar (2007).

Neben den direkten Verlusten durch Steuerflucht ist die mittelfristige Verlagerung der Anteile bestimmter Steuerarten relevant. Firmen mit Unternehmensteilen in verschiedenen Ländern und KapitalanlegerInnen („mobiles Kapital“) haben viele Möglichkeiten, die Vorteile der verschiedenen Jurisdiktionen zu nutzen und Bilanzen und etwaige Steuererklärungen nach dem eigenen Vorteil zu gestalten, v.a. wenn die Angaben nicht überprüft werden, gerade im Hinblick darauf, ob reale Geschäfte getätigt werden oder lediglich buchhalterische Verlagerungen stattfinden. Dahingegen werden Arbeitseinkommen und Konsum direkt besteuert; hier ergeben sich so gut wie keine Gestaltungsmöglichkeiten. Kapitaleinkommen und Einkünfte aus selbstständiger Arbeit werden im Nachhinein deklariert, so dass sich andere Möglichkeiten ergeben, Steuerzahlungen zu umgehen. Außerdem lohnt sich Steuerflucht erst ab einer bestimmten Summe, die je nach Jurisdiktion verschieden ist (laut Webseiten von AnbieterInnen z.B. ab 50.000 Euro in Österreich und ab 500.000 Euro in der Schweiz oder Luxemburg).

In den letzten Jahrzehnten ist ein Trend zur Senkung der Steuersätze a) auf hohe Einkommen, Vermögen, Gewinne von Unternehmen und Kapital zu verzeichnen und b) ist der Anteil dieser Steuerarten am Gesamtsteueraufkommen entweder gesunken oder ist proportional weit unter der Steigerung der Gewinne geblieben. Hingegen wurde der Faktor Arbeit stärker belastet, ebenso der Konsum. So stieg der Anteil der Sozialabgaben in der OECD von 18 % im Jahr 1965 auf 25 % im Jahr 2008; im gleichen Zeitraum erhöhte sich der Anteil genereller Konsumsteuern von 12 % auf 25 % (OECD 2009, 23). Beide Steuerarten haben eine regressive Verteilungswirkung, weil BezieherInnen niedriger Einkommen einen größeren Teil ihres Einkommens für den Konsum aufwenden bzw. Sozialabgaben eine Obergrenze haben, so dass mittlere und hohe EinkommensbezieherInnen die gleiche Summe zahlen. Der Anteil der Vermögensteuern sank hingegen von 1965 bis 2008 von 8 % auf 5 %. Trotz hoher Wachstumsraten der Unternehmen stieg der

Anteil der Unternehmensgewinne lediglich von 9 % auf 10 % (OECD 2009, S. 23). Noch offensichtlicher ist die mittelfristige Senkung der Unternehmensteuern an den Steuersätzen abzulesen. Nach OECD-Daten lagen die Steuersätze für Körperschaftssteuern 1981 in Österreich noch bei 55 %, 2009 bei 25 %. In Deutschland sind die Sätze von 56 % auf etwa 30 % gesunken (15 % Körperschaft- zuzüglich Gewerbesteuern), in den USA von 46 % auf 39 % (OECD 2011).[5]

Einen ähnlichen Trend zeigen Daten aus der letzten Dekade für die EU. Zwischen 2000 und 2008 stieg der Anteil der Steuern auf Konsum in den 27 EU-Staaten durchschnittlich von 20,9 auf 21,5 %, der Steuersatz um einen Prozentpunkt. Gesenkt wurden zwischen 2000 und 2010 insbesondere der Spitzensteuersatz auf Einkommen von 44,7 auf 37,5 % (also um 7,2 %) und die Unternehmensteuern von 31,9 auf 23,2 % (um 8,7 %) (Eurostat 2010).

In Österreich wurden verschiedene Maßnahmen umgesetzt, um mobiles Kapital niedriger zu besteuern. Die Vermögenssteuer wurde 1994 abgeschafft, der Körperschaftsteuersatz wurde 2005 von 34 % auf 25 % gesenkt und zusätzlich profitierten v.a. international aufgestellte Unternehmen von der Neuregelung der Gruppenbesteuerung (Lunzer 2006, S. 18). Der Faktor Arbeit wurde durch Senkungen der Einkommensteuer weniger entlastet, obwohl die Lohnquote seit Ende der 70er Jahre sinkt. Während sie im Jahr 1978 noch 72 % betrug, lag sie im Jahr 2006 bei nur noch 56 % (Guger/Marterbauer 2007, 16).

Trotz dieser Tendenz hat das österreichische Steuersystem eine umverteilende Wirkung, wie eine Studie des WIFO zeigt. Demnach ist die „Sekundärverteilung, die Verteilung der Einkommen nach Berücksichtigung aller Abgaben und öffentlichen Leistungen … deutlich gleichmäßiger als die Verteilung der Primär- und Markteinkommen". 43 % aller öffentlichen Transfers entfallen nach der Studie auf das untere Drittel der Haushalte Nicht-Selbstständiger, 31 % auf das mittlere und 25 % auf das obere (Guger et al. 2009). Daher sind pauschale Forderungen nach Steuersenkung aus Sicht von Personengruppen mit niedrigen Einkommen unvorteilhaft.

Mit der Verlagerung der Steuereinnahmen weg von der Besteuerung von hohen Einkommen, Vermögen und Unternehmensgewinnen hin zur Erzielung der Einnahmen über indirekte Steuern (v.a. Mehrwertsteuern) entwickeln sich die Steuersysteme der Industriestaaten in Richtung Steuersysteme der Entwicklungsländer. Für diese Systeme ist

5 Daten zu weiteren Steuerarten, die die Tendenz der Verlagerung von Unternehmen- Vermögen- und Kapitalertragsteuern hin zu Konsumsteuern und der Besteuerung des Faktors Arbeit bestätigen, finden sich in der Datensammlung „OECD Tax Database".

charakteristisch, dass sie einen großen Anteil ihrer Einnahmen über indirekte Steuern beziehen, nämlich durchschnittlich 32 %, während der Anteil der direkten Steuern bei 16 % liegt (d.h. Steuern auf Einkommen, Vermögen und Unternehmensgewinne)[6]. Bei Industriestaaten entfallen 28 % auf direkte Steuern, 25 % auf indirekte Steuern und 26 % auf Sozialversicherungsbeiträge (Missbach/Glatz 2008, S. 6).

Die Senkung der Steuersätze für Unternehmen und KapitalbesitzerInnen wurde häufig damit begründet, dass Kapital fliehen könne oder Unternehmen andere Standorte bevorzugen würden (Bundestag 2000). Untersuchungen von DAX-Konzernen belegen, dass Steuern bei 9 von 10 Unternehmen bei der Standortentscheidung keine Rolle spielen (Liebert 2007, S. 80). Untersuchungen zur US-Steuerreform von 1986 führten zu dem Schluss, dass die Senkung der Unternehmensteuersätze (hier um 12 %) nicht darauf abzielte, Unternehmen zur Übersiedlung zu bewegen, sondern die vorhandenen Unternehmen in der Standortkonkurrenz zu stärken (Genschel et al. 2008). Problematisch ist jedoch, dass sich in konkreten Fällen schwer überprüfen lässt, ob Unternehmen wirklich ihren Standort verlagern wollen, oder ob sie eine Drohkulisse aufbauen, um politisch niedrige Steuern durchzusetzen. Zudem haben Unternehmen durch die Liberalisierung die Möglichkeit erhalten „Wertschöpfung und Gewinnbesteuerung ohne große strukturelle Veränderungen räumlich voneinander zu entkoppeln", etwa über die Auslagerung der Finanzierung oder Lizenzverwaltung in ein Niedrigsteuerland (Kraus 2009, S. 51f.). Neben dem Drohpotential, das durch Steueroasen real besteht, schöpfen Regierungen ihre Möglichkeiten zur Besteuerung nicht aus (Kraus 2009, S. 58ff.). Die Senkung von Steuern wurde mit Anreizen für Investitionen begründet. Diese These ist jedoch u. a. durch die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands nach den Steuerreformen ab 2000 widerlegt: Während die Unternehmensgewinne stark stiegen, die Steuereinnahmen aus Gewinn- und Gewerbesteuern enorm einbrachen und erst ab 2002 langsam wieder stiegen, gingen die Investitionen bis 2003 zurück und erhöhten sich in der Folge nur wenig – weit unter den Gewinnzuwächsen.

Über die verteilende Funktion hinaus destabilisieren Steueroasen, die häufig auch Finanzoasen sind, das Weltfinanzsystem. Ein Großteil der Geschäfte, die die Finanzkrise ausgelöst haben, hat in Steuer- oder Regulierungsoasen stattgefunden; die meisten der hochspekulativen Hedgefonds sind dort registriert. Banken etablier(t)en „Schattenbanken", d.h. Banken ohne Lizenz, die aber die Geschäfte einer Bank durchführen. So hat-

6 Ein weiterer großer Teil der Einnahmen von Entwicklungsländern stammt aus Zöllen.

te die deutsche IKB-Bank eine Tochterfirma Rhineland Funding in der US-Steueroase Delaware und weitere Gesellschaften wie die Rhineland Funding Capital Corporation in Jersey, den Rhinebridge Fonds in Irland mit einer Tochter in Delaware. Damit machten die NutzerInnen eine Zeitlang hohe Gewinne, bis die Spekulationsmodelle zusammenbrachen, weil sie nur bei steigenden Märkten funktionieren. Die Firmenkonstrukte in Steueroasen hatten keinen Zugang zu Notkrediten, so dass die Banken die Verluste ihrer Töchter in die eigene Bilanz aufnahmen und letzten Endes die SteuerzahlerInnen über die Rettungsaktionen dafür aufkommen (Grefe/Schumann 2008, S. 106). Ein weiteres Problem ist die fehlende Transparenz. Da Steuer- und Regulierungsoasen keine Informationen herausgeben, war und ist unklar, welche Risiken und Verluste überhaupt dort versteckt sind.

Steueroasen sind also Rechtsrahmen, die es Unternehmen und Wohlhabenden erlauben, weniger Steuern zu zahlen als gesetzlich im Land des Standortes vorgesehen sind. Ihre Existenz und das Drohpotential, das ihre potentiellen NutzerInnen damit erlangen, führt zu Steuerwettbewerb zu Lasten derjenigen, die Steueroasen nicht nutzen können und zu Lasten von staatlichen Investitionen. Der größte Teil der Bevölkerung ärmerer Staaten verliert, ebenso der größte Teil der BürgerInnen reicher Staaten, und zwar ArbeitnehmerInnen und BezieherInnen niedriger oder mittlerer Einkommen und von Transferleistungen. In der öffentlichen Diskussion werden die Verluste, die Haushalte durch Steueroasen haben, selten erwähnt. Nach dem Gutachten eines Schweizer Beratungsunternehmens sollen umgerechnet ca. 12 Milliarden Euro nicht deklarierte Gelder aus Österreich allein in der Schweiz liegen, neben 16 Milliarden Euro aus Griechenland und fast 130 Milliarden Euro aus Deutschland (Thorne 2009, S. 13). Mittlerweile (2012) werden wesentlich höhere Zahlen genannt. Die österreichische Bundesregierung spricht von 12-20 Milliarden Euro österreichischer Vermögen in der Schweiz (Schieder 2012), die Arbeiterkammer von 15-25 Milliarden (AK 2012). Griechische Vermögen in der Schweiz werden inzwischen auf rund 200 Milliarden Euro geschätzt (FTD 2011).

3. Begriffe und Erzählungen zu Offshore-Ökonomie

„Places in the sun" so übertitelte 2007 *The Economist* seinen Artikel über Offshore Finanzplätze. Plätze in der Sonne, Oase, Paradies, Hafen, räumliche Metaphern werden in unterschiedlichen Sprachen für Orte der niedrigen Besteuerung verwendet und implizie-

ren, wie am Beispiel der Oase, fruchtbarer Ort in der Wüste, gezeigt wird, eine bedrohliche Außenwelt vor der an einen sicheren Ort geflüchtet werden kann. Es fällt auf, dass die Begriffe in Bezug auf Offshore, die von der Steuerfluchtindustrie, den Medien und selbst von VertreterInnen der Zivilgesellschaft verwendet werden, positiv belegt sind. Dies steht jedoch in starkem Widerspruch zum gesamtgesellschaftlichen Schaden der betreffenden Transaktionen.

Die Oase als räumliche Metapher findet sich im deutschen Wort *Steueroase*, der Hinweis auf den sicheren Zufluchtsort, den *Hafen,* im Englischen *tax haven* und das *Paradies* im Französischen *paradis fiscal* sowie im Spanischen *paraísos fiscales*. „The French and Spanish terms, ‚paradis fiscaux' and ‚paraísos fiscales' respectively, sound altogether heavenly" (Christensen 2008, S. 16). Auch die Möglichkeit, Steuern durch Ausnützen von Gesetzeslücken zu vermeiden, wird umgangssprachlich durch die räumlichen Metapher des *(Steuer-) Schlupfloches* benannt und damit verniedlicht. Diesem Begriff entspricht das englische *tax loophole*. Im Französischen verwandelt sich das Schlupfloch in eine *Lücke* oder *Nische: la niche fiscal*. Dem Paradies wird im Französischen die Steuerhölle gegenübergestellt: *l'enfer fiscal* (Ötsch 2008).

Der Begriff *Offshore-Welt* beinhaltet den räumlichen Verweis auf einen konkreten Ort, auf eine ferne Insel (*Offshore bzw. off shore*) und auf eine relevante Gesellschaftsgruppe, die sich klar abgrenzt (*Welt*). Offshore bedeutet wörtlich außerhalb der Küstenregion gelegen, und wird in diesem Sinne als Bezeichnung für verschiedene Orte fern der Küste genutzt, wie Offshorefelder (Ölbohrplattformen), Piratensender (Palan 2003, S. 22), im Meer liegende Windparks und Offshore Finanzplätze. Eine einheitliche Definition für Offshore Finanzplätze existiert ebenso wenig wie für die Steueroase; im allgemeinen Sprachgebrauch und auch in der Fachliteratur inkludiert dieser Begriff ein weites Spektrum. Der Begriff und seine Synonyme wurden in den frühen 80ern geprägt (Duffey, Giddy 1978, S. 37; McCarthy 1979, S. 3). Im Arbeitspapier des Internationalen Währungsfonds (IWF) aus dem Jahr 2007 wurde zwischen zwei Hauptklassifikationen unterschieden, einem konzeptionellen, theoretischem (Wissenschaft) sowie andererseits einem operationalem Ansatz, der praktisch angewendet werden kann (Zoromé 2007, S. 4). Wiederkehrende Charakteristika für die Definition des *Offshore Centers* sind laut diesem Papier 1) die primäre Orientierung des Geschäfts auf Nichtansässige, 2) ein günstiges regulatorisches Umfeld und 3) der niedrige oder auf null festgelegte Steuersatz. Als einheitliche Definition wird vorgeschlagen: „An OFC is a country or jurisdiction that provides financial services to nonresidents on a scale that is incommensurate with the

size and the financing of its domestic economy" (Zoromé 2007). In diesem Papier ist die geographisch abgetrennte Lage der Offshore Finanzplätze, wie der Name schon impliziert, ein wichtiger Faktor: Offshore-Finanzplätze befinden sich scheinbar außerhalb der Reichweite staatlicher („Onshore") Regulierung der Herkunftsländer.

RepräsentantInnen der *Oasen*, *Paradiese* und *Häfen* und die AnbieterInnen der damit verbundenen „Finanzdienstleistungen" bevorzugen, offiziell als *offshore financial centres* oder *international financial centres* bezeichnet zu werden (Tax Research LLP 2010, S. 1). Begriffe, die positiv konnotiert sind. Im Gegensatz zur Oase und dem Paradies haben sie die Anmutung einer offiziellen, seriösen und international tätigen Organisation bzw. eines Zentrums. So wie das Paradies Synonym für den perfekten Ort ist, wird auch hier die Verbindung zu räumlichen Superlativen hergestellt. Viele der höchsten Wolkenkratzer der Welt enthalten im Namen den Wortlaut *financial centre* bzw. *center*, wie das *Guangzhou International Finance Center* (440 m) oder das *Taipei Financial Center*, das mit 508 Meter bis 2009 das höchste Gebäude der Welt war.

Ein weiteres Motiv, das von AnbieterInnen häufig benutzt wird, ist das der *Familie* und des damit verbundenen *Zuhauses*. Eine Firma wirbt auf ihrer Webseite mit dem Slogan: *„Wir haben für Sie bereits die besten Varianten als fertige Firmenpakete zusammengestellt. Sie müssen nur noch Ihren Firmennamen wählen und bekommen Ihr schlüsselfertiges Steuerparadies – auf Wunsch samt Offshore-Bankkonto – frei Haus geliefert"* (Global Cash 2011). *Schlüsselfertig* ist ein Begriff, der zunächst keinen Ort oder Raum impliziert. Entlehnt aus der Immobilienbranche (*schlüsselfertiges Bauen*), verweist er indirekt auf ein solides Haus, auf das lang ersehnte Eigentum und somit auf einen konkreten, gebauten Raum, der vom Kunden in Kürze, nach wenigen Minuten und Mausklicks, durch die Eingangstür betreten werden kann.

Mit *„Welcome to Nowhere; An introduction to offshore"* ist das erste Kapitel des 2011 erschienenen Buchs „Treasure Islands, Tax havens and the men who stole the world" von Nichloas Shaxson (Autor, Journalist und Vertreter des Tax Justice Network) übertitelt. Das Bild des *Nichts* (*nowhere = no place*) wird hier als Gegenentwurf zu allen Oasen und (Schatz)-Inseln der Offshore-Welt gezeichnet.

Dunkel (*Verdunklungsoasen*) und *schattig* sind beispielhaft zwei Adjektive, die sowohl in der Sprache der VertreterInnen der Zivilgesellschaft, als auch der WissenschaftlerInnen und Medien in Bezug auf Offshore verwendet werden, etwa als *„Offshore: The Dark Side of the Global Economy"* (Brittain-Catlin 2005). Um den positiv konnotierten Begriffen wie Oase und Paradies etwas entgegenzusetzen wird auch hier eine von Metaphern geprägte Rhetorik verwendet. Die Farben grau – *„Gray Areas of Offshore Financial Centers"* (Davis

2008) – und schwarz – *„Time to black-list the tax haven whitewash"* (Shaxson, Christensen 2011) – werden bevorzugt in Verbindung mit Offshore und Steueroasen verwendet. Die Konnotation dieser Farben bildet einen Gegensatz zu den mit Oase und Paradies assoziierten Farben blau (Meer und Himmel), gelb (Sonne und Strand), grün (Palmen) und weiß (Edelweiß).

Gleichzeitig versuchen VertreterInnen der Zivilgesellschaft, v.a. des Tax Justice Network die Sprache in Zusammenhang mit Offshore und Steueroasen zu versachlichen und die gängigen unscharfen Begriffe durch eindeutigere Termini zu ersetzten: *„The difficulty with the terms tax haven, offshore financial centre and international financial centre is that no one has ever been able to define what they mean by these terms, so we created the alternative, and more accurate description 'secrecy jurisdiction'"* (Tax Research LLP 2010, S. 1).

Das Tax Justice Network hat 2008 den Bergriff *secrecy world* bzw. *secrecy jurisdiction* eingeführt, der den Begriff *offshore world* bzw. *tax haven* ersetzen soll (TJN 2008). Eine Umbenennung des Begriffes ist vom räumlichen Aspekt angebracht, wie Richard Murphy anmerkt. Der Begriff *offshore world* rufe die Vorstellung hervor, es handele sich um einen konkreten, lokalisierbaren Ort. Das sei inkorrekt, da diese Orte keine eindeutig definierbare Lage haben (Murphy 2009, S. 2). *„Second, it suggests that the assumption that the secrecy world is geographically located is not correct. It is instead a space that has no specific location"* (Murphy 2009, S. 2). Etwas vorsichtiger drückt sich John Christensen aus, nach dem Steueroasen dadurch geografisch identiziﬁert werden können, dass sie eine eigene Legislative haben: „Tax havens can be geographically identified. The characteristic that they have in common is that they have the right to create legislation" (Christensen 2008, S. 14).

Das deutsche Wort *Schattenfinanzplatz* (anstelle von *Offshore-Zentrum*) enthält zwei räumliche Metaphern, wobei die erste zugleich wertend ist. Einerseits der – in diesem Zusammenhang – negativ belegte *Schatten*, der lt. Definition ein Raum ist (Schattenraum) und zweitens der *Platz*, ein Begriff, der im Städtebau eine eindeutig räumliche Definition hat. Die Übersetzungen der vom Tax Justice Network eingeführten Begriffe in andere Sprachen verdeutlichen die Schwierigkeit, sachliche und wertfreie Worte als Ersatz für Steueroase und Offshore-Zentrum zu finden.

4. Die konkreten Räume und die Rhetorik

Anhand von drei Beispielen stellen wir dar, wie stark die konkreten Orte von den Darstellungen der AnbieterInnen von Offshore-Dienstleistungen abweichen. Wir skizzieren im Folgenden Situationen aus den beiden größten Schattenfinanzplätzen in Europa, nämlich der Schweiz und Luxemburg und gehen als dritten Fall auf die Steueroase Österreich ein.

a) Die Schweiz: „Domizilgesellschaften" und Wohnsitz reicher Privatpersonen

Die Finanzindustrie der Schweiz wirbt mit Bildern, die intakte Natur und Landschaften, Gebirgsblumen, klare Seen und Designermobiliar zeigen. Der Staat nimmt den ersten Platz im Private Banking ein, vor den Karibischen Inseln und Luxemburg (OECD 2008). Etwa ein Drittel des weltweit Offshore (also außerhalb des Herkunftslandes) angelegten Privatvermögens wird in der Schweiz verwaltet. Die Angaben über den Umfang des angelegten Privatvermögens schwanken umgerechnet zwischen 1,3 und 2,8 Billionen Euro. Schätzungsweise 50-90 % dieses Geldes ist nicht versteuert (EvB 2005).

Die Etablierung der Steueroase Schweiz begann im Kanton Zug. Der verarmte Kanton führte – unterstützt von Juristen und Geschäftsleuten aus Zürich – 1918 und in den 30er Jahren Steuergesetze ein, die darauf abzielten, Kapital aus dem benachbarten Zürich anzuziehen (Palan et al. 2010, S. 111). 1934 wurde das Schweizer Bankgeheimnis eingeführt. Die damalige Finanzkrise hat die Schweiz 1931 besonders hart getroffen. Für Zugeständnisse bei der Finanzmarktregulierung und um den Abzug von Geldern von Schweizer Konten zu stoppen, setzten Vertreter der Schweizer Banken das verschärfte Bankgeheimnis durch (Palan et al. 2010, S. 122). Schweizer Banker versuchten auch in diesem Fall, Minderheiten für ihre Ziele zu instrumentalisieren. Über ein Bulletin der Schweizerischen Kreditanstalt setzten sie 1966 die Legende in die Welt, das Bankgeheimnis habe Gelder jüdischer AnlegerInnen schützen sollen. Diese Erzählung wurde verbreitet, als der Druck von Seiten der OECD größer wurde und Regulierungen zu Steuerflucht im US-Kongress beschlossen werden sollten (Hug 2002, S. 269ff.). Zug erhebt bis heute niedrige Steuersätze oder keine Steuern auf bestimmte Unternehmensformen (EvB 2005).

Der Kanton Zug hat etwas über 100.000 Einwohner. Bei der Suche im Handelsregister erscheinen 32.269 Unternehmen. Etwa ein Drittel dieser Firmen sind als aktiv verzeichnet; andere haben laut Eintragungen nur kurz existiert (Handelsregister Zug, 2.9.09). Wie sehen diese Firmen aus?



Abbildung 1: 194 Firmen sind in diesem 4-stöckigen Gebäude (rechts) in der Bahnhofstraße 7 in Zug ansässig. Beschriftete Türklingeln und Briefkästen gibt jedoch nur fünf. Foto: Celia Di Pauli.



Abbildung 2: Die Boris Becker GmbH in der Ruessenstraße 6 in Baar macht nach Handelsregister Geschäfte mit Beteiligungen v.a. an Sportveranstaltungen, bietet Beratungsleistungen für Sportler, Künstler und vermarktet Boris Beckers Rechte. Diese Aktivitäten finden in einem bescheidenen Container statt. Telefon und Fax gibt es nicht, aber einen Briefkasten, den die Becker GmbH mit einer anderen Firma teilt. Foto: Celia Di Pauli.

b) Luxemburg: Zwischen Europa und Kleinstaaterei per Bankgeheimnis

Das Land mit 493.300 Einwohnern ist gemessen am Bruttosozialprodukt pro Kopf das reichste Land der Welt, was größtenteils auf den Finanzsektor zurückzuführen ist (Palan et al. 2010, S. 119). Es ist nicht nur der Sitz verschiedener Institutionen der EU, u.a. des Europäischen Gerichtshofs, des Europäischen Rechnungshofs, der Europäischen Investitionsbank und des Sekretariats des Europäischen Parlaments. Eine Vielzahl von Flaggen an zentralen Orten in Luxemburg und die exponierte Lage der Institutionen der EU suggerieren eine gemeinschaftliche Ausrichtung, die jedoch im Widerspruch steht zur Steuerpolitik des Landes.

Luxemburg ist weltweit der zweitgrößte Markt bei Investmentfonds hinter den USA, und zwar mit einem Anteil von 25 %. Das zweite Standbein der Luxemburger Finanzindustrie ist das Private Banking. Hinter der Schweiz und der Karibik nimmt Luxemburg mit 15 % Marktanteil den dritten Platz ein (Falk 2009, S. 13). Als eines der ersten Länder führte Luxemburg schon 1929 die Rechtsform einer Holding ein, auf die keine Einkommen-, Vermögen- und Kapitalertragsteuer gezahlt werden mussten.[7] Das mittlerweile auf Druck der EU verbotene Steuerfluchtmodell der Holding 1929 wurde abgelöst durch vergleichbare Modelle, wie aus der Werbung von SteuerfluchtdienstleisterInnen hervorgeht (Palan *et al.* 2010, S. 119). Als einziger Staat in der EU mit Österreich beharrt das Land auf dem Bankgeheimnis und weigert sich, Informationen über Kontodaten ausländischer Unternehmen oder BürgerInnen an die zuständigen Finanzämter weiterzugeben. Finanzunternehmen zahlen in Luxemburg wenige oder niedrige Steuern und können Gewinne zu einem Teil steuerfrei ausschütten. AnlegerInnen können anonym bleiben, indem sie Treuhänder vorschieben. Die Unternehmensformen sind dafür geeignet, ausländisches Kapital anzuziehen.

Nach Aussagen der Luxemburger Regierung sei Luxemburg längst keine Steueroase mehr, sondern ein „internationaler Finanzplatz“. Die Recherche vor Ort ergibt jedoch, dass Luxemburg eine Vielzahl von Firmen beheimatet, denen keine substantielle unternehmerische Tätigkeit zugrunde liegt. Es finden sich eine Vielzahl von Firmenschildern (v.a. von Finanzfirmen) ohne Briefkästen, viele Briefkastenfirmen und Firmen, die offiziell in Luxemburg sitzen, unter der angegebenen Adresse aber nicht zu finden sind, z.B. die Firmen PayPal und E-Bay. Seit 1990 ist Luxemburg ein wichtiger Standort für

7 Holdings dürfen i.d.R. keine substantielle Geschäftstätigkeiten ausüben, es sind reine Finanzierungs- und Verwaltungsgesellschaften.

die Schifffahrt, nämlich für *flags of convenience* bzw. *Billigflaggen* (Palan et al 2010, S. 119), obwohl der Staat weder Küste noch einen nennenswerten Hafen hat.



Abbildung 3 und 4: 21-25 Boulevard Royal in Luxemburg. Das Gebäude in der renommierten Geschäftsstraße wirkt verlassen. Vor dem Gebäude steht ein Schild mit der Aufschrift „Centre Financier et Administratif", d.h. Zentrum für Finanzen und Verwaltung und weitere Firmennamen. An dem Gebäude ist außerdem eine Plakette der Schweizer Botschaft angebracht, die tatsächlich hier sitzt: 25 A, Boulevard Royal. Interessant ist der gegenüberliegende Eingang, die 25 B: Hier finden sich über 160 Briefkästen, wovon einige mit mehr als 30 Firmen-namen beklebt sind. Im gleichen Gebäude (ein Eingang weiter) befindet sich das Ministerium für Wirtschaft und Außenhandel und das Ministerium für Transport. Fotos: Silke Ötsch

c) Steueroase Österreich

Wenn RepräsentantInnen einer Steueroase wiederholt betonen, die Jurisdiktion sei *keine* Steueroase und KritikerInnen mit dem Hinweis diskreditieren, die Information sei veraltet, sei dieses ein Indiz für eine Verdunkelungsoase, so Shaxson (Shaxson 2011, S. 9). Das österreichische Finanzministerium gab als Reaktion auf eine Veranstaltung des Öko-Sozialen Forums und der Arbeiterkammer Wien mit dem Titel „Jenseits von Steuerflucht und Steueroasen" eine Pressemitteilung heraus, in der Finanzstaatssekretär Lopatka erklärte: „Österreich ist keine Steueroase!" Maßnahmen zur Bekämpfung von Steuerflucht würden umgesetzt (BMF 2009).

Um herauszufinden, ob es räumliche Indizien für Österreichs Status als Steueroase gibt, recherchierten wir vor Ort im Kleinwalsertal und in Jungholz. Dabei handelt es sich um ehemalige Zollenklaven. Die Gebiete sind dafür bekannt, dass Deutsche bei den dortigen Banken Geld anlegen. Durch das Bankgeheimnis haben deutsche Behörden keinen Zugriff auf Kontodaten.[8]

Riezlern ist ein Ort mit 1949 EinwohnerInnen im Kleinwalsertal mit Einfamilienhäusern und touristischen Einrichtungen wie Cafés, Restaurants, Gästezimmern und Hotels. An der Hauptstraße der Ortschaft finden sich neben einem Casino auffällig viele Banken; im ganzen Ort sind es zehn. Die Raiffeisenbank Kleinwalsertal im Ort Riezlern betreut Kundenvermögen in Höhe von drei Milliarden Euro, wie auf der Homepage der Bank zu lesen ist. (Raiffeisen 2008)[9].

Das österreichische Dorf Jungholz im Oberallgäu hat knapp 300 EinwohnerInnen und die höchste Bankendichte in Österreich. Bei der Tiroler Sparkasse, der Volksbank Tirol Jungholz und dem Bankhaus Jungholz (eine Zweigniederlassung der Raiffeisenbank Reutte) sind insgesamt 4 Milliarden Euro angelegt, wovon 3 Milliarden auf das Bankhaus Jungholz entfallen. Dort verwalten 300 MitarbeiterInnen vor allem Anlagen reicher PrivatkundInnen (Raiffeisenbank Reutte 2009). Nach Presseangaben sollen 15.000 Deutsche hier ein Konto haben (Stern 2005).

---

8 Das Bankgeheimnis gilt zwar in ganz Österreich, aber die Standorte Kleinwalsertal und Jungholz haben sich vermutlich zu beliebten Anlaufstellen entwickelt, weil es früher keine Zollkontrollen gab und die Orte eine deutsche und österreichische Postleitzahl haben, da sie per Straße nur über Deutschland erschließbar waren. Postverkehr mit der Bank fiel angeblich weniger als Auslandspost auf. Die Banken im Kleinwalsertal und in Jungholz sind auf das Geschäft mit Deutschen spezialisiert und bieten entsprechende Dienstleistungen an, etwa zur Umgehung der Abgeltungssteuer.

9 Die Raiffeisenbank Kleinwalsertal hat sich 2010 in „Walser Privatbank" umbenannt und ist mittlerweile auch in Deutschland und Luxemburg vertreten (Walser Privatbank 2011).

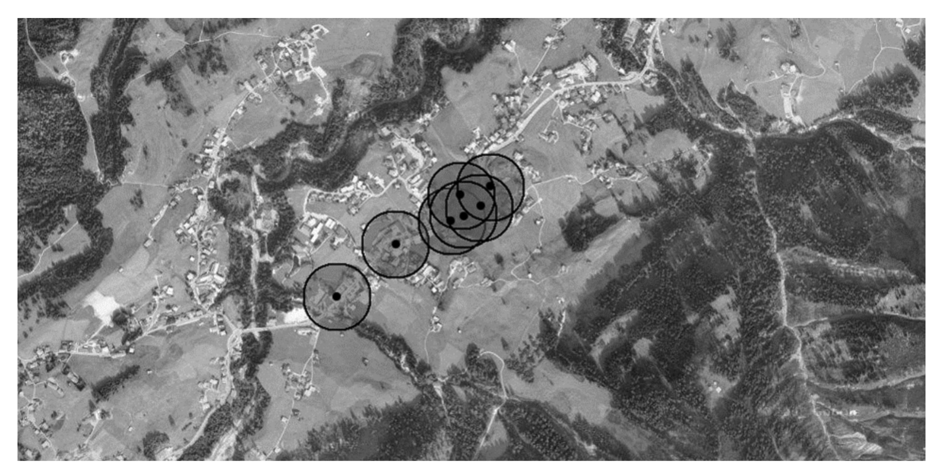


Abbildung 5: Bankendichte Kleinwalsertal. http://maps.google.de/, Bearbeitung: Celia Di Pauli



Abbildung 6: Habsbichl, Gemeinde Jungholz. „Auf Wiedersehen. Im Beratungszentrum für gehobene Kapitalanlagen." Foto: Silke Ötsch.

Auch hier ergeben sich Situationen, die räumlich absurd sind und die Auffassung untermauern, dass Österreich nach wie vor eine Steueroase ist und AusländerInnen vor allem wegen des Bankgeheimnisses unversteuertes Geld auf österreichischen Banken anlegen. Das Bankgeheimnis wurde in verschiedenen Stufen eingeführt bzw. als Gesetz abgewandelt. 1948 wurde im Zuge der Währungsunion das anonyme Sparbuch eingeführt (Kofler 2009), angeblich, um das unter den Kopfkissen liegende vom Schwarzmarkt der Nachkriegszeit stammende Geld auf Konten bei den Banken zu leiten. Bei der Einrichtung eines Sparbuches konnte ein „falscher oder erdichteter Name" angegeben werden (Bundeskanzleramt 1967). Das Bankgeheimnis wurde 1979 Gesetz und 1994 ins Bankwesengesetz aufgenommen (Kofler 2009) und konnte damit nur noch mit Zweidrittelmehrheit geändert werden. Auf internationalen Druck wurden 2002 die anonymen Sparkonten abgeschafft, um Geldwäsche zu bekämpfen, nicht aber das Bankgeheimnis. Im September 2009 wurde das Bankgeheimnis durch ein Amtshilfe-Durchführungsgesetz (ADG) nur leicht eingeschränkt. Generelle Anfragen nach Daten ausländischer AnlegerInnen werden immer noch abgewiesen. Kontoinformationen werden nur herausgegeben wenn der ersuchende Staat Angaben zur Identität der Person und ihrer Bank angibt, dazu eine Begründung, warum die Person der Steuerflucht verdächtigt wird und den Nachweis, dass der Staat alle eigenen Mittel ausgeschöpft hat, um die Informationen zu erhalten (ADG 2009). Die benötigten Informationen haben die Behörden jedoch aufgrund des Bankgeheimnisses i.d.R. nicht. Damit ist Österreich der einzige Staat in der EU neben Luxemburg, der Informationen nicht automatisch weitergibt – zu Gunsten von KapitalanlegerInnen und Selbstständigen. Im Gegensatz dazu werden Informationen über Einkommen Angestellter direkt an die Finanzbehörden weitergegeben.

5. Zeitgenössische Märchen

Die Beispiele zeigen, dass Steueroasen vom räumlichen Standpunkt ein absurdes Phänomen sind. Die Briefkastenfirma ist gekennzeichnet durch ein unproportionales Verhältnis von Unternehmenszahlen und Büroflächen. In den Verdunkelungsoasen ergibt sich außerdem eine unwahrscheinliche Relation von Bevölkerungszahl, Firmen, Telefon- und Faxnummern. Funktionen und Geographie passen nicht zueinander, wie am Beispiel Luxemburg als Standort von Billigflaggen deutlich wird. Ebenso unpassend mutet die Bankendichte im Kleinwalsertal an oder die Summe der Anlagen umgelegt auf Einwoh-

nerInnen. Das Beispiel der Gemeinde Jungholz in Tirol zeigt, wie wenig unter dem Strich für die Mehrheit der Bevölkerung heraus kommt. Der Ort mit seinen 288 EinwohnerInnen und den fünf ansässigen Banken mit Anlagen in Höhe von ca. vier Milliarden Euro nahm 2008 die vergleichbar kleine Summe von 191.993 Euro Kommunalsteuern ein (Land Tirol 2008, S. 78). Mit 667 Euro pro EinwohnerIn gehört Jungholz zwar zu den besser gestellten Gemeinden. Gemessen an den Anlagen bei Banken in Jungholz macht die Kommunalsteuer weniger als eine Promille der angelegten Mittel aus. Wenn die vier Milliarden Euro versteuert werden würden, ergäbe dies öffentliche Mittel in mehrstelliger Millionenhöhe.

Steueroasen sind keine Räume, sondern Jurisdiktionen, sozusagen politisch-juristische Gebilde mit der Möglichkeit, Gesetze zu erlassen, die bestimmten Personengruppen helfen, legale Bestimmungen des Herkunftslandes zu umgehen. Steueroasen sind also nicht über den Raum charakterisiert, sondern über ein Mehrklassen-Rechtssystem.

Wir nehmen an, dass die Diskrepanz zwischen Erzählungen zu Steueroasen und den realen Orten und Rechtsräumen besonders groß ist, weil die Mehrheit der Bevölkerung vom System der Steueroasen benachteiligt ist, dieses jedoch auf politische Stützung angewiesen ist. Derzeit ist zu beobachten, wie sich weitere Erzählungen zur Finanzmarktregulierung herausbilden. So wird suggeriert, es werde nun gegen Steueroasen vorgegangen. Die G 20 beschlossen kurz nach dem Crash von Lehman Brothers, das Bankgeheimnis abzuschaffen. Dieses Unterfangen wird jedoch derzeit auf EU Ebene (die bei Haushaltsentscheidungen auf Einstimmigkeit angewiesen ist) im Rahmen der Zinsrichtlinie von Österreich und Luxemburg blockiert. Die OECD-Initiative, die durch die schwarze und graue Liste der Steueroasen Aufmerksamkeit erregte, ist wenig wirksam, da die OECD die Kriterien für Steueroasen abschwächte und allein die Unterzeichnung von wenig aussagekräftigen Abkommen zum Informationsaustausch ausreicht, damit ein Staat von der Liste gestrichen wird. Während Steueroasen untereinander Abkommen schlossen und damit die Bedingungen der OECD erfüllten, wurde in der Öffentlichkeit der Eindruck vermittelt, Steuerflucht werde nun bekämpft. Die Zwischenbilanz ist durchmischt: während Initiativen zumeist mächtiger Staaten wie der USA gegen Steuerflucht Erfolge verzeichneten (wie beim Streit zwischen den USA und der Schweizer UBS), wurden andere Initiativen gestoppt, etwa die Zinsrichtlinie der EU, die vorsieht, dass nicht nur Informationen über Arbeitseinkommen-, sondern auch Kapitaleinkommen und Unternehmensgewinne in der gesamten EU direkt an die zuständigen Finanzbehörden weitergegeben werden (Ötsch 2009, S. 131ff.). Die Zinsrichtlinie wurde inzwischen durch bilaterale

Doppelbesteuerungsabkommen abgeschwächt (zwischen der Schweiz und Deutschland und Österreich), nach deren Regeln BesitzerInnen von Schwarzgeld weiter anonym bleiben und gegenüber Steuerehrlichen begünstigt werden (Ötsch 2012, S. 36ff). Dabei gibt es eine Vielzahl von Vorschlägen, wie Steueroasen technisch abgeschafft werden können. Maßnahmen müssen unserer Beobachtung nach jedoch nicht nur an technischen Gesichtspunkten, sondern an den Erzählungen ansetzen und die Märchen aufdecken, die WählerInnen gegen die eigenen Interessen agieren lässt. Steueroasen sind die potemkinschen Dörfer von heute.

Literatur

ADG (2009): Republik Österreich (08.09.2009): 102. Bundesgesetz: Amtshilfe-Durchführungsgesetz – ADG. In: Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich. http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblAuth/BGBLA_2009_I_102/BGBLA_2009_I_102.pdf.

AK (2012): AK Präsident Zangerl kritisiert Schweiz-Deal: Persilschein für Steuerbetrug im großen Stil, 12.04.2012, http://m.tirol.arbeiterkammer.at/online/persilschein-fuer-steuerbetrug-im-grossen-stil-66835.html. [27.04.2012]

Baker, Raymond W. (2007): Magnitudes: dirty money, lost taxes and offshore, http://www.taxjustice.net/cms/front_content.php?idcat=103 [17.6.09].

Baker, Raymond W. (2005): Capitalism's Achilles heel. Dirty money and how to renew the free-market system. Hoboken N.J.: John Wiley & Sons.

Brittain-Catlin, William (2006): Offshore: The Dark Side of the Global Economy. ORT: Picador.

BCG (2003): Winning in a Challenging Market: Global Wealth 2003, The Boston Consulting Group.

BMF (2009): Lopatka: "Österreich ist keine Steueroase!". Stärker regulierter Finanzsektor wird kommen. Pressemitteilung vom 16.04.2009. http://m.bmf.gv.at/Presse/Pressearchiv2009/9961.htm [20.04.2011].

Bundeskanzleramt Rechtsinformationssystem (1967): Justiz (OGH, OLG, LG, BG, AUSL). Rechtssatznummer RS0072864. http://www.ris.bka.gv.at/JustizEntscheidung.wxe?Abfrage=Justiz&Dokumentnummer=JJT_19700407_OGH0002_0080OB00071_7000000_000&IncludeSelf=True&ShowPrintPreview=True.

Bundesregierung (2009): Antwort auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten der Fraktion der FDP. Drucksache 16/12028, http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/16/120/1612028.pdf (18.6.2009), S. 3.

Bundestag (2000): BT-Drucksache 14/2074, 3.3.2000.

Cap, Gemini/Merril Lynch (2011): World Wealth Report 2010. Online verfügbar unter http://www.capgemini.com/services-and-solutions/by-industry/financial-services/solutions/wealth/worldwealthreport/.

Christensen, John (2008): The Language of Offshore. in Tax Justice Focus http://www.taxjustice.net/cms/upload/pdf/TJF_4-2_AABA_-_Research.pdf (21.4.2011), S.16.

Christian, Aid (2008): Death and taxes: the true toll of tax dodging, Bericht von Christian Aid, Mai 2008, http://www.christianaid.org.uk/images/deathandtaxes.pdf.

Coldwell (2011): Internetseite einer auf Offshore-Dienstleistungen spezialisierten Firma: http://www.offshore-professional.com/de/index.html [9.4.2011].

Davis, Matthew Benjamin (2008), „Gray Areas of Offshore Financial Centers" University of Tennessee Honors Thesis Projects. http://trace.tennessee.edu/utk_chanhonoproj/1167.

Dijk, Michiel van/ Weyzig, Francis/Murphy Richard (2006): The Netherlands: A Tax Haven?, hrsg. von SOMO. Amsterdam: November 2006.

DIW 2008: Vermögen in Deutschland wesentlich ungleicher verteilt als Einkommen, Wochenbericht des DIW, 7.11.08, http://www.diw.de/documents/publikationen/73/74780/07-45-1.pdf.

Dufey, Gunter/Giddy, Ian (1978): The International Money Market. Prentice-Hall: New Jersey.

Economist (2011): Flat-pack accounting. Forget about the Gates Foundation. The world's biggest charity owns IKEA—and is devoted to interior design. In: The Economist, 11.04.2011. http://www.economist.com/node/6919139.

Economist (2007): A survey of offshore finance, Places in the sun. In: The Economist, 23.04.2011. http://www.economist.com/node/8695139.

Eurostat (2010): Taxation trends in the European Union. EU27 tax ratio fell to 39.3% of GDP in 2008, 28 June 2010. http://epp.eurostat.ec.europa.eu/cache/ITY_PUBLIC/2-28062010-BP/EN/2-28062010-BP-EN.PDF [11.04.2011].

Financial Times (2011): Christensen, John/Nicholas Shaxson: Time to black-list the tax haven whitewash In: Financial Times 4.April 2011 www.ft.com/cms/s/0/0f687dee-5eea-11e0-a2d7-00144feab49a.html.

FTD (2011): Schweiz soll Griechen-Geld ausliefern, Financial Times Deutschland, 18.10.2011, http://m.ftd.de/artikel/60117780.xml?v=2.0 [26.04.2012]

EvB (2005): Erklärung von Bern, Die Schweiz als Steueroase und Modell für den weltweiten Steuerwettlauf, http://www.evb.ch/p25010169.html [8.9.09].

Falk, Rainer (2009): Zur Debatte um Steueroasen. Der Fall Luxemburg, 2009, http://www.weltwirtschaftund-entwicklung.org/downloads/etudefalk.pdf.

Genschel, Philipp/Rixen, Thomas/Uhl, Susanne(2008): Die Ursachen des europäischen Steuerwettbewerbs (The institutional foundations of European tax competition). In: Politische Vierteljahresschrift 48, Special Issue 2007/2, Governance in der EU, S. 297-320.

Gordon Report (1981): Tax Havens and their Use. by US Taxpayers Internal Revenue Service, Washington, DC.

Graetz, Michael J./Shapiro, Ian (2005): Death by a thousand cuts. The fight over taxing inherited wealth. 1. ed. Princeton, NJ: Princeton University Press.

Guger, Alois/Marterbauer, Markus (2007): Langfristige Tendenzen der Einkommensverteilung in Österreich – ein Update. Die Verteilung von Einkommen und Vermögen. Working Paper. WIFO. Wien. (307).

Global Cash (2011): http://www.globalcash.info/offshore_firmen/index.php 24.4.2011 23:05.

Handelsregister Zug (2009): http://www.powernet.ch/cgi-bin/hrform.cgi/hraPage?alle_eintr=on&pers_sort=original&pers_num=0&language=1&col_width=366&amt=170 [abgerufen Juli 2009].

Herrmann, Ulrike (2010): Hurra, wir dürfen zahlen. Der Selbstbetrug der Mittelschicht. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Westend.

Hug, Peter (2002): Steuerflucht und die Legende vom antinazistischen Ursprung des Bankgeheimnisses: Funktion und Risiko der moralischen Überhöhung des Finanzplatzes Schweiz. In: Tanner, Jakob/Weigel, Sigrid (Hrsg.): Gedächnis, Geld und Gesetz. Zürich: vdf Hochschulverlag, S. 269–321.

ICFTU 2006: International Confederation of Free Trade Unions, Having their cake and eating it too: the Big Corporate Tax Break, Juli 2006, S. 34.

Kar, Dev/Curcio, Karly (2011): Illicit Financial Flows from Developing Countries: 2000-2009. Update with a Focus on Asia. Global Financial Integrity. Washington. http://iff-update.gfip.org/ [10.04.2011].

Kofler, Georg (2009): Die Zukunft des österreichischen Bankgeheimnisses im internationalen Kontext. Vortrag Seminar für Bankrecht Universität Linz, 16.6.2009, http://www.bankrechtsinstitut.at/dokumenta/Vortrag_Podiumsdiskussion_Kofler_Bankgeheimnis.pdf [20.4.2011].

Kraus, Astrid (2009): Unternehmensbesteuerung – gibt es nationalstaatliche Handlungsspielräume. In: PROKLA, H. 154, S. 47–69.

Land Tirol (2009): Die Finanzlage der Gemeinden Tirols. Herausgegeben von Amt der Tiroler Landesregierung. http://www.tiroler-bauernbund.at/dataarchive/data48/finanzstatistik_2009_mit_lesezeichen.pdf [20.04.2011].

Liebert, Nicola (2007): Wie sich der Staat selbst das Wasser abgräbt – und was dagegen zu tun wäre. Die deutsche Steuerpolitik auf dem Prüfstand (Schriftenreihe Kritische Wissenschaften). Münster: MV-Verlag.

Lunzer, Gertraud (2006): Struktur und Verteilungswirkung des österreichischen Steuersystems. In: Kurswechsel, H. 1, S. 14–24.

Missbach, Andreas/Glatz, Anne-Kathrin (2008): Ein Elefant im Wohnzimmer. Die Entwicklungsländer verlieren durch Steueroasen 245 Milliarden Dollar jährlich. Herausgegeben von Erklärung von Bern, Zürich. (nach Daten Deza 2006).

McCarthy, Ian S. (1979): Hosting Offshore. Banks: Benefits and Costs. IMF Working Paper No 32.

Murphy, Richard (2009): Defining the Secrecy World. Rethinking the language of 'offshore'. Herausgegeben von Tax Justice Network. http://www.secrecyjurisdictions.com/PDF/SecrecyWorld.pdf [29.4.2011].

OECD (2011): OECD Tax data base. http://www.oecd.org/document/60/0,3746,en_2649_34533_1942460_1_1_1_1,00.html.

OECD (2009): Revenue Statistics. 1965-2009. Paris (Revenue statistics, 1965/2008).

OECD (2008): Economic Survey of Luxembourg 2008, OECD Policy Brief, Paris, June.

OECD & Neighbour, John (2002): Transfer pricing: Keeping it at arm's length, OECD Observer, Januar 2002, http://www.oecdobserver.org/news/fullstory.php/aid/670/Transfer_p [April 2009].

OECD (1998): Harmful Tax Competition, Bericht der OECD, 1998.

Ötsch, Silke (2008): The Spatiality of Letterbox Companies. Offshore spaces - a world of new Potemkin villages. Paper zur Konferenz „Planning, Policies and Institutions for Integration" of the Association of European Schools of Planning AESOP, St. Petersburg, Februar 2008: http://www.aesop-youngacademics.net/showyaprintdoc.php?docid=385.

Ötsch, Silke (2009): Politische Maßnahmen gegen Steueroasen, in: Ötsch, Silke/Di Pauli, Celia (Hrsg.): Räume der Offshore-Welt. Frankfurt: Verlag Attac-Trägerverein, 2009.

Ötsch, Silke (2012): Die Normalität der Ausnahme: Finanzoasen als Parallelökonomie von Eliten und die ausbleibende Regulierung. In: Momentum Quarterly 1 (1), S. 27–44.

Palan et al. (2010): (Palan, Ronen/Richard Murphy/Christian Chavagneux) Tax havens: How globalization really works. 1. publ., 1. print. Cornell studies in money. Ithaca u.a.: Cornell Univ. Press.

Pak, Simon (2008): Trade Mis-Pricing as a Channel for Illicit Financial Flows. Presentation at the Meeting of the Task Force on the Development Impact of Illicit Financial Flows, 1–2 April 2008, Oslo.

Raiffeisenbank Reutte (2009): Pressemitteilung der Raiffeisenbank Reutte, Raiffeisenbank Reutte / Bankhaus Jungholz / Geschäftsjahr 2008 mit dem drittbesten Ergebnis in der 110-jährigen Geschichte, 26.2.09, http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20090226_OTS0080.

Raiffeisen (2008): http://www.raiffeisen-kwt.at/alles-fuerihr-vermoegen/anlageziele/erben-vererben/ [21.06.2008].

Palan, Ronen (1998): The emergence of an offshore economy. In: Futures, Jg. 30, H. 1, S. 63–73.

Palan, Ronen (2003): The Offshore World. Ithaca and London: Cornell University Press, 2003.

Schieder, Andreas (2012): Geld braucht Kontrolle, Meldung am 07.03.2012, Webseite von Andreas Schieder, Staatssekretär im österreichischen Bundesministerium für Finanzen ab 2008, http://www.schieder.spoe.at/?cat=31 [27.04.2012]

Schumann, Harald/Grefe, Christiane (2008): Der globale Countdown. Gerechtigkeit oder Selbstzerstörung - die Zukunft der Globalisierung. 1. Aufl. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Sullivan, Martin (2007): Lessons From the War on Tax Havens. In: Tax Notes, 30.07.07.

Thorne, Peter (Mai 2009): Swiss banking secrecy and taxation. Paradise lost. Herausgegeben von Helvea. Genf.

TJN (2009): Schattenfinanzindex des Netzwerks Steuergerechtigkeit. www.secrecyjurisdictions.com.

TJN (2008): Tax Justice Network und Richard Murphy, Tax Havens Creating Turmoil, Bericht für den Finanzausschuss des Britischen Unterhauses.

TJN (2005): Tax Justice Network, The Price of Offshore, www.taxjustice.net/cms/upload/pdf/Briefing_Paper__The_Price_of_Offshore_14_MAR_2005.pdf.

TJN (2010): Research Briefing Secrecy Jurisdiction Tax Research LLP http://www.taxresearch.org.uk/Documents/Secrecyjurisdiction.pdf.

TJN (2010): Research Briefing Secrecy Jurisdiction Tax Research LLP http://www.taxresearch.org.uk/Documents/Secrecyjurisdiction.pdf.

Walser Privatbank (2011): Pressemitteilungen der Walser Privatbank http://www.walserprivatbank.com/presse-medien/ [20.04.2011].

Ward, Andrew (2011): Probe reveals Ikea tax structure. In: Financial Times, 26.01.2011, http://www.ft.com/cms/s/0/2437643c-2985-11e0-bb9b-00144feab49a.html#axzz1J6MQk5e7.

Zoromé, Ahmed (2007): Concept of Offshore Financial Centers: In Search of an Operational Definition, IMF Working Paper.

Übersetzungstheorie als politische Medientheorie

Wolfgang Sützl

1. Einleitung

Als sich in den Neunziger-Jahren immer mehr wissenschaftliche Disziplinen unter dem Titel „kulturelle Übersetzung“ und *translation studies* für das Thema Übersetzung zu interessieren begannen, traf dies viele im Österreich der Siebziger- und Achtziger-Jahre akademisch ausgebildete Übersetzer und Übersetzerinnen einigermaßen unvorbereitet. Die bescheidene Tätigkeit des Übersetzens schien plötzlich aus dem Nichts heraus eine theoretische Karriere zu machen und zu großer Beliebtheit in Bereichen zu gelangen, die mit Übersetzung auf den ersten Blick nichts zu tun haben. Überall, wo ein „konzeptueller Universalkleber“ benötigt wurde, um die verschiedensten „Risse in der gegenwärtigen Reflexion“ zu kitten begann man sich auf die kulturelle Übersetzung zu beziehen. „Wo auch immer es ein Problem gibt“, bemerken Boris Buden und Stefan Nowotny, „etwa einen Engpass im Denken, einen Kurzschluss zwischen Theorie und Praxis, eine Sackgasse im politischen Handeln oder [...] eine unerklärte kulturelle Wende mit weitgehenden politischen Konsequenzen [...] dort greift man zum Begriff der Übersetzung“ (Buden/Nowotny 2008, S. 7). Dieses Feiern der Übersetzung als Joker im Kartenspiel der Theorien bildet einen sonderbaren Gegensatz zur Übersetzung als „schüchterne Unterordnung“ und „geringste Beschäftigung“ etwa bei José Ortega y Gasset, oder als „niedrigste Art des Dienens“ (Thomas Bernhard). In der Tat hat sich die akademische Übersetzerausbildung stets als sehr praktisch orientiert verstanden, was allein schon durch das Wort „Ausbildung“ belegt ist. Das Übersetzen wurde zumeist als eine Art geistiges Handwerk gelehrt – als theorieferne Fertigkeit, die sich auf zu erlernende „Techniken“ stützte. Die theoretische Auseinandersetzung mit dem Übersetzen sei erst im Entstehen begriffen und könne daher auch nicht gelehrt werden, hieß es, und so gab es an einem Übersetzungsinstitut mit ca. dreitausend Studierenden auch keine Lehrende mit Habilitation. Für die dennoch vorgeschriebene Diplomarbeit mussten sich die Studierenden an anderen Instituten und Hochschulen um BetreuerInnen umsehen, die dann jeweils die Methoden der eigenen Disziplin einforderten und damit den Mangel an theoretischer Reflexion über das Übersetzen selbst strukturell fortschrieben.

Man mag diese Situation als hochschulpolitische Merkwürdigkeit verstehen und darauf hinweisen, dass heute alles anders ist. Allerdings finden sich in ihr Annahmen über das Wesen von Übersetzung, Sprache und Kultur, die fortbestehen und uns möglicherweise Aufschluss darüber geben können, weshalb ausgerechnet die lange als „Technik" verstandene Übersetzung für viele Theoriebereiche so attraktiv geworden zu sein scheint. Das Übersetzen als Fertigkeit, das kulturelle Fragen dem Anspruch der Übersetzbarkeit stets unterordnet, muss ja etwas beinhalten, was in sehr unterschiedlichen Bereichen der Theorie zu der Hoffnung Anlass gab, mit ihm ließen sich schwierige Probleme lösen, die über reine Sprachdifferenzen hinaus gehen oder das Feld der Sprache überhaupt fast vollständig verlassen. Welche Erwartungen weckt die Übersetzung also, worauf geht ihre scheinbar grenzenlose Beliebtheit zurück?

Im Zusammenhang mit dem Thema „Medien und Minderheiten" könnte eine Antwort auf diese Frage möglicherweise Hinweise darauf zutage fördern ob, in den Worten Gayatri Spivaks, „die Subalternen sprechen können": Darunter verstehe ich in diesem Beitrag, ob die kulturelle Übersetzung das Dilemma lösen kann, wonach Subalterne immer schon in einer Sprechsituation sind, innerhalb derer ihre Subalternität nur fortgeschrieben werden, weil der Übersetzungsprozess ihrem „Anderssein" nicht gerecht werden kann. Darin spricht der Umgang mit der Übersetzung die politische Macht an, und dies ist auch der Grund, weshalb ich hier den auf Antonio Gramsci zurückgehenden Begriff Subalternität gegenüber dem Begriff „Minderheiten" bevorzuge. Als bloßes Ergebnis einer Rechnung blendet „Minderheiten" Machtverhältnisse ja aus (auch Yachtbesitzerinnen und Staatspräsidenten sind Minderheiten). Das bedeutet auch, dass ich die Möglichkeit des Sprechens von Subalternen in der Übersetzung weder alleine als Frage der technisch richtigen Übersetzung, noch als Rückbau der Politik in Form einer Verallgemeinerung des Kulturbegriffs, den Boris Buden zurecht an der *cultural translation* kritisiert (Buden 2005), verstehe. Mein Anliegen ist vielmehr, über diese beiden Gesichtspunkte hinaus zu gehen, indem ich die Frage als medientheoretische Frage formuliere. Denn ohne medientheoretische Reflexion läuft der Begriff der *cultural translation* Gefahr, sich in seiner Rolle als Universalkleber zu erschöpfen und auf gesellschaftlicher Ebene unfruchtbar zu bleiben, während das „technische" Übersetzen von vorneherein in einem scheinbar politikfreien Raum verbleibt, in dem allein formale Regeln zu beachten sind.

Ich gehe also dabei davon aus, dass Übersetzungstheorien stark von den jeweiligen Medien, in denen die Übersetzung stattfindet, beeinflusst werden. Und da sich Medien wiederum im Kontext sozialer und politischer Verhältnisse entfalten und entwickeln,

trägt eine medientheoretische Reflexion möglicherweise der politischen Qualität der Übersetzung angemessen Rechnung. Übersetzung hat etwa im Kontext des weltweiten Kurzwellenrundfunks des 20. Jahrhunderts eine andere politische Bedeutung als im Kontext von dezentralen Computernetzwerken.

2. Übersetzung als Herstellung von Übersetzbarkeit

Die Übersetzungspraxis im herkömmlichen Sinn ist als binärer Prozess beschrieben worden, der versucht, Äußerungen, die in einer Sprache getätigt werden, mit den Mitteln einer anderen Sprache wiederzugeben (Buden 2006). Dabei wird von einer grundsätzlichen Übersetzbarkeit solcher Äußerungen ausgegangen: „unübersetzbare" Äußerungen werden als spezifische Übersetzungsprobleme formuliert und auf eine formale Ebene verlagert, auf der eine Übersetzung mit Aussicht auf Erfolg versucht werden kann. Zwischen als grundsätzlich miteinander vergleichbaren begriffenen Sprachen, so die notwendige Annahme der Praxis, lassen sich Äquivalenzen herstellen, welche es den Menschen ermöglicht, sich über Sprachgrenzen hinweg zu verständigen. Wie jeder Übersetzende weiß, gibt es jedoch selten eine völlige Deckungsgleichheit zwischen Sätzen und Wörtern verschiedener Sprachen. José Ortega bezeichnet die Vorstellung einer solchen Deckungsgleichheit als „Utopie" und spricht von einer „natürlichen Inkongruenz" der Sprachen, die sich aus der „Verschiedenheit der Lebensumstände und -erfahrungen" heraus bilde: das spanische Wort *bosque* decke sich mitnichten mit dem deutschen Wort Wald, auch wenn das Wörterbuch sie als jeweilige Übersetzungen des anderen angebe; die Unschärfe, die der Übersetzungsprozess unweigerlich erzeuge, ähnele dem *flou*, der Unschärfe der Fotografie, welche den Blick verunsichere und verwirre (Ortega y Gasset 1956, S. 21f.). Wenn bei der Übersetzung von wissenschaftlichen Texten dieses Problem der Unschärfe weniger auftrete, so Ortega y Gasset weiter, dann nur deswegen, weil der Übersetzung des Originaltexts in die Zielsprache ein ursprünglicher Übersetzungsprozess vorgelagert ist, nämlich jener aus der „echten Sprache in der [der Autor] lebt, sich bewegt und ist" in eine „Pseudosprache aus Fachausdrücken und künstlichen Wörtern", in eine „Terminologie". Da Terminologien aber keine echte Sprache seien, sondern nur Zeichensätze, über deren Bedeutung man sich vorab geeinigt habe, sei die Übersetzung von wissenschaftlich-technischen Texten auch nur eine Scheinübersetzung, welche die Kultur, die „abgründigsten Geheimnisse der Sprache" einfach um der Übersetzbarkeit willen ausblende (Ortega y Gasset 1956, S. 17f.).

In der Praxis des Übersetzens geht es demnach darum, das Problem der Unübersetzbarkeit als Übersetzungsproblem so zu formulieren, dass die Übersetzbarkeit soweit irgend möglich gewährleistet bleibt, und das heißt paradoxerweise, dieser technischen „Scheinübersetzung" ähnlich wird. Die Übersetzung wird in einen technischen Horizont verlagert, der von formalen Regeln, Informationen und Abläufen bestimmt ist, aus der von Ortega y Gasset angesprochenen Terminologie eine eigene „Wissenstechnik" geworden ist, die ein zentrales Werkzeug des Übersetzens darstellt (vgl. Budin 1999). Kultur bildet dabei lediglich einen „Kontext", ja die Nichteinbeziehung der Kultur ist eine Voraussetzung für die Möglichkeit dieser Verlagerung. Daher auch die Vorherrschaft des Übersetzens als „Fertigkeit" in der Ausbildung von Übersetzerinnen und Übersetzern, oder auch der systematischen Terminologie als „Wissenstechnik".

Eine noch explizitere Problematisierung der Technik im Zusammenhang mit Sprache findet sich bei Martin Heidegger, der eine ähnliche Teilung in Übersetzbarkeit und Unübersetzbarkeit vornimmt wie Ortega y Gasset. Im Spiegel-Gespräch von 1966 behauptet Heidegger, dass sich das „Denken" ebenso wenig übersetzen lasse wie Gedichte: Dichten und Denken sind für ihn wesensverwandt. Die Übersetzung des griechischen Denkens ins Römisch-Lateinische sei daher insoferne „folgenreich" gewesen, als sie das „zureichende Nachdenken der Grundworte des griechischen Denkens" verwehrte (Heidegger 1988, S. 108). Dass sich andererseits Geschäftsbriefe und die Naturwissenschaften in alle Weltsprachen übersetzen ließen, liege daran, dass gar nicht übersetzt, sondern „dieselbe mathematische Sprache" gesprochen werde (ibid.). Die Technik, denkt Heidegger, „stelle" die Menschen und ihre Sprache im Sinne einer Herausforderung. Als Antwort darauf werde die Sprache immer mehr zu einem bloßen Austausch- und Verständigungsmittel, zur „Information", von der sich die Menschen Sicherheit in einer technischen Welt erhoffen (Heidegger 1989, S. 22). Gerade damit wird die Sprache immer mehr zu einer Verlängerung der Technik, zum Signalsystem, dessen „Eindeutigkeit, Sicherheit und Schnelligkeit" den Umgang mit der Technik erleichtert, die Menschen aber letztlich sprachlos zurücklässt. Demgegenüber fordert Heidegger eine Rehabilitation der Umgangssprache, die er als die „überlieferte Sprache" bezeichnet, und aus der auch die Sprache der Dichter hervorgeht. Von der Frage der Übersetzbarkeit aus gesehen wäre diese grundsätzlich unübersetzbar, weil kulturell begründet. Die Sprache, mit der sich etwas „sagen" lässt (das Sagen ist für Heidegger das Wesentliche der Sprache) ist auch die Sprache, die sich nicht übersetzen lässt. Die Übersetzbarkeit wird um den Preis des Sagen-Könnens erkauft, die eigentliche Sprache entzieht sich der Übersetzung. Mehr noch als bei Ortega y Gasset

zeigt sich bei Heidegger, dass die Übersetzung im Sinne von Übersetzbarkeit als Versöhnungstechnik für kulturelle Differenzen dienen kann, welche das Lösbarkeitsprinzip, das im Bereich der Technik waltet, in den Bereich der Kultur transportiert.

Und damit ist wohl auch das Attraktive an der Übersetzung benannt, was diese zum oben genannten Universalkleber gemacht hat: Es hat den Anschein, als ließe sich das Formal-Technische durch die Übersetzung so in die Kultur einführen, dass Differenzen einfach, gewaltfrei und zur allseitigen Zufriedenheit aufgelöst werden können. Denn bei aller Unübersetzbarkeit zeigt sich ja in der Praxis, dass ständig übersetzt wird, und zwar „erfolgreich" im Sinn einer Herstellung von Verständigung übersetzt wird, dass die Übersetzung ganz gut ohne das theoretische Damoklesschwert der Unübersetzbarkeit auskommt und Übersetzer und Übersetzerinnen ohne Heidegger-Lektüre. Eine solche Versöhnungstechnik ist umso mehr willkommen, da sie aufgrund ihres formalen Charakters sich nicht allein auf das Sprachliche beschränken muss, überall dort eingesetzt werden kann, wo sich Differenzen manifestieren, also eben gerade im Bereich der Kultur. Im Gegensatz zu anderen Konfliktlösungstechniken (etwa die Formulierung rechtskräftiger Urteile in Gerichtsverfahren) hat die Übersetzung noch den Vorteil, dass sie zu keinem Ende kommt: Die nachweisbar richtige Übersetzung gibt es nicht, es kann immer neu übersetzt werden. Dass die Übersetzung so den Bereich des rein Sprachlichen hinter sich lässt und zu einer universalen Tätigkeit und Erfahrung wird, das ist der Grundzug der kulturellen Übersetzung.

3. Ursprung durch Technik: Original und Übersetzung

Übersetzung deckt sich also in hohem Maße mit der Herstellung von Übersetzbarkeit, und sie verliert daher im herkömmlichen Sinn von Übertragung von Inhalt aus der Quell- in die Zielsprache an Bedeutung: in so weit Übersetzbarkeit gewährleistet ist, wird immer weniger übersetzt (sondern z.B. zunehmend in Englisch kommuniziert). Damit wird die Übersetzung universalistischen Forderungen gerecht und wird zur kulturellen Übersetzung, so wie sie Homi Bhabha (2007), Gayatri Spivak (2004) oder auch Judith Butler (2002) vertreten. Im Hinblick auf die Frage der Subalternität ist es allerdings erforderlich, sich gerade mit dem so aus dem Blickfeld geratenen Unübersetzbaren auseinanderzusetzen, mit dem, was sich nicht in Entsprechungen auflösen lässt. Und das bedeutet, in der Technik (des Übersetzens) das zu suchen, was an ihr nicht technisch ist.

Einen Ausgangspunkt dafür bietet Heideggers Einsicht, wonach das „Wesen der Technik ganz und gar nichts Technisches" (Heidegger 1991, S. 5) ist. Das Technische lässt sich nicht aus dem Technischen heraus erklären, sondern nur aus einem „anderen" der Technik, was für Heidegger die oben erwähnte dichterische und damit die „überlieferte Sprache" ist. Die Technik selbst charakterisiert Heidegger als das „Ge-stell" – die Sammlung allen Stellens, vor-stellen, her-stellen, an-stellen etc., durch welche die Welt und die Menschen als „Bestand" bestellt werden, und die Technik damit als „Abgrund" die Nachfolgerin der klassischen Metaphysik ist (Sützl 2007, S. 141f.). Während also die überlieferte Sprache das Andere der Technik ist, ist die technische Sprache die auf das Technische abgestellte Sprache, eine „Sprache als bloßes Austausch- und Verständigungsmittel" (Heidegger 1989, S. 22). Im Zusammenhang mit dem Übersetzen bedeutet das: die auf Übersetzbarkeit abgestellte Sprache. Der Versuch, das Nicht-Technische an der Technik des Übersetzens zu erfassen, führt damit zurück zum Ausgangstext, zum nicht reproduzierbaren „Original", also zu einer fundamentalen Einsprachigkeit.

Die Anerkennung der Unübersetzbarkeit erfordert eine Zuwendung zum Anderen in dessen radikaler Einsprachigkeit. Dieses Entsprechen ist nicht das formal-technische, das die Sprache als Information behandelt, sondern ein ethisches Entsprechen im Sinne der Bereitschaft, den Anderen zu sehen (anstatt zu konstruieren). Und dies kann keine sprachliche oder technische Aufgabe sein, sondern nur eine ethische. Es ist nicht zuletzt diese Zuwendung, von der sich die kulturelle Übersetzung verspricht, ein kulturell sensibles und tragfähiges Nachfolgemodell der universalistischen Ethik anzubieten. Denn so wie nach Lévinas die abendländische Philosophie mit der „Enthüllung des Anderen zusammenfällt" (Lévinas 1983, S. 211), so wäre das Postulat der Übersetzbarkeit ein Festhalten an der Erschließbarkeit dessen, was sich als Anderes zeigt durch das technische Herstellen von sprachlichen Entsprechungen. Dabei entzieht sich jedoch das Andere ,und das Übersetzte ist letztlich keine Übersetzung des Anderen als anderen, sondern eine Chiffrierung der Blindheit dem Anderen gegenüber, eine sichernde Konstruktion des Anderen aus dem Eigenen heraus, an der in den Worten Boris Budens das „politische Subjekt seine eigene Korrektheit genießen kann" (Buden 2006, S. 151). Dieses Sehen des Anderen ist bei Jacques Derrida die Anerkennung der ursprünglichen Einsprachigkeit, der eigenen und jener des Anderen (Derrida 1997).

Diese Einsprachigkeit bei Derrida ist jedoch von besonderer Art: sie unterscheidet sich von der landläufigen Bedeutung von Einsprachigkeit als sprachlicher Begrenztheit, denn sie ist nichts Einheitliches oder Geschlossenes, vielmehr ist in ihr ursprünglich et-

was Unkommunizierbares, etwas Anderes abgespalten, sodass die Sprache nie vollständig mit sich selbst identisch ist. Für die Übersetzung formuliert Derrida daraus ein Gesetz: „Man spricht immer nur eine Sprache/Man spricht nie eine einzige Sprache" (Derrida 1997, S. 17). Und es ist nur an diesem Anderen in der eigenen Sprache, von dem die Übersetzung ihren Ausgangspunkt nehmen kann; ausgehend vom Unkommunizierbaren versucht die Übersetzung also zu kommunizieren, wobei sie aber gezwungen ist, eben diese Unkommunizierbarkeit fortzuschreiben, um etwas kommunizieren zu können, denn das Unkommunizierbare lässt sich eben per definitionem nicht in einem sprachlichen Vollzug übertragen oder auflösen; gerade vom Erhalt der Unkommunizierbarkeit hängt die Möglichkeit der Übersetzung überhaupt ab. Es ist damit der Bereich des Unkommunizierbaren, *der die Übersetzung möglich macht, indem er unkommunizierbar bleibt*. Weil die Einsprachigkeit immer schon eine Mehrsprachigkeit ist, gibt es auch keine Herrschafts- oder Besitzverhältnisse der Sprache gegenüber: „In dieser Einsprachigkeit ist der Bezug zur Sprache aus der Sicht desjenigen, der schreibt oder spricht, nie einer des Eigentums, der Beherrschung welcher Art auch immer. [...] Es gilt auch für das, was man die Sprache des Herren nennen würde [...] Denn der Herr besitzt nicht eigentlich, was er dennoch seine eigene Sprache nennt. Was immer er auch will oder tut, er kann mit ihre keine Beziehungen des Eigentums, keine Beziehung natürlicher, nationaler, gebürtiger, ontologischer Identität unterhalten" (Derrida, 1997, S. 22). Die Gewalt der kolonialen Unterdrückung wird vor diesem Hintergrund als Möglichkeit kultureller Usurpation erkennbar, die erst dadurch entsteht, dass die Sprache nicht das natürliche Eigentum des Herrschenden ist: wäre sie dies, dann müsste sie nicht durch eine Konstruktion des Aneignens des Anderen in der eigenen Sprache erst als Eigentum konstituiert werden. Das Paradox der Übersetzung schafft die Möglichkeit von kolonialer Herrschaft ebenso, wie sie diese als reine Möglichkeit fortschreibt.

Auch Walter Benjamins Auseinandersetzung mit der Übersetzung zielt auf den Status des Originals. Während in diesem das „Gesetz der Übersetzung [...] als Übersetzbarkeit beschlossen" ist (Benjamin 1992, S. 51), wirkt die Übersetzung ihrerseits auf das Original zurück und löst damit dessen Einheitlichkeit auf. Dies liegt darin begründet, dass für Benjamin weder das Original noch die Übersetzung dazu angedacht sind, etwas mitzuteilen. Das Reduzieren der Sprache auf die Mitteilung bezeichnet er als die „bürgerliche Sprachauffassung", und die Übersetzung, die sich auf das Mitteilbare konzentriert, als „schlechte Übersetzung" (Benjamin 1992, S. 50). Nicht um das Gemeinte geht es nach Benjamin, sondern um die „Art des Meinens" (ibid., S. 55f.). Darauf zielt die gute

Übersetzung, und sie befreit damit das Original von der Belastung durch die Mitteilungsfunktion. Damit ist die „wahre Sprache" und die „Sprache der Wahrheit intensiv in der Übersetzung verborgen" (ibid., 59), allerdings nur dann, wenn sich die Übersetzung der Fremdheit des Originals öffnet anstatt zu versuchen, sich selbst wie ein Original zu lesen: „Die wahre Übersetzung ist durchscheinend, sie verdeckt nicht das Original, steht ihm nicht im Licht, sondern lässt die reine Sprache, wie verstärkt durch ihr eigenes Medium, nur umso voller aufs Original fallen" (Benjamin 1992, S. 61).

Was diesen Betrachtungen des Übersetzens gemeinsam ist, besteht darin, dass sie die Frage der Übersetzung nicht primär als Übertragungsprozess zwischen zwei Sprachen betrachten, sondern als etwas, was hauptsächlich das Original betrifft. Das Übersetzen als Technik stellt dagegen das Original als Ursprung her und ist bestrebt, diese Herstellung unsichtbar zu machen.

Die Frage des Ursprungs und des Originals ist jedoch untrennbar mit Gesetzeskraft und mit Medialität verbunden. Dabei artikuliert sich die Gesetzeskraft des Ursprungs je nach Medium verschieden: von den Gesetzestafeln Mose über die Bibel als Druckwerk bis hin zur Gebrauchsanweisung oder der „göttlichen Suchmaschine" (Sützl 2011) ist die Treue zum Original verbunden mit seiner massenhaften Verbreitung und Übersetzung. Die Frage des Ursprungs ist also nicht bloß eine Rückbezüglichkeit auf eine unveränderliche Wahrheit, auf das Wort des Anfangs, das gleichzeitig Gesetz ist, sondern sie ist ebenso eine Frage des Mediums, oder, genauer: die Möglichkeit der Rückbezüglichkeit konstituiert sich durch das Medium. Je mehr wir uns des Ursprungs vergewissern wollen, um so schneller wachsen die Medientechnologien, und um so schwieriger wird es, innerhalb der zunehmenden Horizontalität der Verweise überhaupt sinnvoll von Ursprung zu sprechen: Medien als Speicher des kulturellen Gedächtnisses bieten ja bekanntlich eine rasch zunehmende Kapazität, gleichzeitig werden die so gespeicherten Daten immer kurzlebiger, ephemerer, werden immer weniger „festgehalten", etwa auf festen Speichermedien, und oszillieren stattdessen als Latenz im RAM oder der *cloud* (Sützl 2004). Internet-Suchmaschinen sind das vorläufig mächtigste Instrument der Horizontalität und repräsentieren heute die maximale Verbindlichkeit dessen, was „geschrieben steht".[1]

1 In der Praxis tritt diese Verbindlichkeit des Originals z.B. dann deutlich hervor, wenn bei übersetzten Rechtsdokumenten darauf hingewiesen wird, dass im Streitfall das Original verbindlich ist, nicht die Übersetzung. Es sei denn, der Übersetzer/die Übersetzerin hat ein ganz besonderes Wort geäußert, nämlich einen Eid. Die Vereidigung etwa von Gerichtsdolmetschern ist nichts anderes als eine Geste der Unterwerfung unter das Original als Ursprung und Gesetz, eine Rückbindung des übersetzerischen Tuns an einen nicht in Frage zu stellenden, letztlich göttlichen Ursprungs, wo Wort und Wirklichkeit eins sind. Giorgio Agamben spricht daher vom Eid als dem „Sakrament der Sprache" (Agamben 2006).

4. Vom Herold zum Rundfunk: Der Sender als Original

Medientheoretisch entspricht das Original als Ursprung dem *Sender*. Abschließend will ich anhand zweier Sendemedien aus sehr verschiedenen Epochen den Zusammenhang zwischen Überetzungs- und Medientheorie als *politisch* veranschaulichen und mich damit Boris Budens Argument anschließen, wonach der Boom der kulturellen Übersetzung das Politische der Übersetzung verstellt hat, den Grund für diese Entpolitisierung aber in der Nichtbeachtung der jeweiligen Medien suchen, die wie die Übersetzung gerne „unsichtbar" machen.

Um das Original unbeschadet zu übermitteln und damit seine Autorität und Wirksamkeit zu gewährleisten, wurde im Fall des frühneuzeitlichen Herolds ein erheblicher Aufwand betrieben. Bereits die Vorgängerfigur des Herolds, der Abgesandte des Altertums, genoss das Vorrecht der Immunität, die auch im Zug der Ausdifferenzierung des Herolds in der frühen Neuzeit als erhalten blieb (Faulstich 1998, S. 71). Als getreuer Mittler der einen herrschaftlichen Wahrheit standen dem Herold rechtssprechende sowie diplomatische Funktionen zu.



Abb. 1: Kaiserlicher Herold
Quelle: Faulstich 1998

Zur Übermittlung diplomatischer Sendungen standen ihm „alle Fortbewegungsmittel der Zeit“ zur Verfügung, sein Fortkommen wurde aber auch mit Schutz- und Geleitbriefen sichergestellt (Faulstich 1998, S. 73). Damit es den Herolden an nichts fehlte, wurden sie mit Kleidern und Geld versorgt; in England, Frankreich und Deutschland wurden ihnen auch bereits im 15. Jahrhundert schon feste Gehälter ausbezahlt (ibid.). Während diese Maßnahmen dafür sorgen sollten, dass die übermittelten Originale überhaupt ankamen, musste auch dafür Sorge getragen werden, dass die Herolde selbst sich kompromisslos der sendenden Instanz verpflichtet fühlten und die Botschaften nicht antasteten. Es kam darauf an, dass der Herold unbestechlich war und keinen Eigennutz suchte. Dem entsprechend streng waren die Auswahlkriterien für Herolde. Die Zugehörigkeit zu einer untadeligen Familie als Garantie eines guten Charakters spielte dabei eine so große Rolle, dass daraus die Heraldik als eigenständiger Wissensbereich hervorging (Faulstich 1998, S. 71). Zu den persönlichen Qualitäten, welche ein Herold mitzubringen hatten, zählten auch Redegewandtheit, Diskretion und natürlich Vielsprachigkeit. Der Status der Herolde war jener von Überbringern einer unumstößlichen Wahrheit, eines verbindlichen Gesetzes. Der deutsche Reichsherold Caspar Sturm beschrieb daher seine Funktion nicht zufällig als der eines „Mittlers zwischen Göttern und Menschen“ (Faulstich 1998, S. 73). Der Herold stellt damit eine frühe Form eines Mediums dar, welches die Botschaft des Herrschers/Senders überträgt und übersetzt und dabei als Original bewahrt. Schutz und Privilegierung des Herolds dienten der Erhaltung des Originals und der Behauptung seiner Gesetzeskraft. In der Vereidigung von ÜbersetzerInnen und DolmetscherInnen findet sich diese Setzung des Originals als unanfechtbarer Ursprung sowie der Bezug zum Religiösen auch heute noch.

Mit der Entstehung von globalen Imperien wie etwa des British Empire war die Medientechnologie als Bewahrerin des Ursprungs ebenso wie die originalgetreue Übersetzung auf neue Weise gefordert. Die langen Übertragungswege und -zeiten von Printmedien hinkten der Ausdehnung der Imperien hinterher. Die Verlegung des ersten Unterseekabels zwischen Nordamerika und Großbritannien 1866 durch die britische Cable and Wireless Company stellte einen Durchbruch in Richtung auf globale Vernetzung dar. Die entsprechende Weltkarte positionierte London in das „Weltzentrum“, in dem alle Kommunikationskanäle ihren Ursprung hatten.



Abb. 2: Weltkarte der Cable and Wireless Company, 1850
Quelle: Becker et al 2003

Das kabelgestützte Medium Telegrafie wurde indessen bald von der drahtlosen Technologie des Funks abgelöst. Mit der Entdeckung der globalen Reichweite des Kurzwellenbereichs in den 1920er-Jahren entstand erstmals eine Situation, in der jeder beliebige Punkt auf der Welt vom Sender erreicht werden konnte. Nicht überraschend wurden die ersten Kurzwellen-Rundfunksender mit einem weltweiten Programm von Staaten mit klaren globalen Interessen betrieben: dem Vatikan (Radio Vatikan, gegründet 1931), Radio Moskau (1929) und der BBC Empire Service (1932).



Abb. 3: Sendeanlagen von Radio Vatikan
Quelle: Kleine Zeitung

Radio Peking sowie die Voice of America nahmen während des Zweiten Weltkriegs ihren Sendebetrieb auf. Gemeinsam ist diesen Sendern, dass sie Programme und Nachrichten in zahlreichen Sprachen anboten bzw. dies heute noch tun: Radio Vatikan sendet in 38 verschiedenen Sprachen (http://www.radiovaticana.org/), und zusätzlich zur Kurzwelle auch im Internet sowie über Satellit, wobei der vielsprachige Kurzwellendienst weitergeführt wird, da Kurzwellenradios in den ärmeren Gegenden der Welt nach wie vor das am meisten verbreitete und am leichtesten zugängliche elektronische Medium ist (Dixit 2000). Diesen Sendern ist ebenso gemeinsam, dass sie eine offiziell sanktionierte Sicht der Welt von einem Zentrum aus verbreiten und übersetzen. Als im Kalten Krieg die Ideologien in einen direkten Konflikt gerieten, wurden dieser Logik entsprechend Sender wie die Voice of America, Radio Moskau, Radio Free Europe (US-Sender für Osteuropa), und Radio Martí (http://www.martinoticias.com/noticias/, US-Sender für Kuba) zu Werkzeugen des Kalten Kriegs, die mit ungeheuren Sendeleistungen ebenso gegeneinander gerichtet waren wie die jeweiligen Waffenarsenale. Mit dieser technischen Selbstbehauptung des Senders/Originals in Bandbereichen, die einen globalen Sende-

betrieb ermöglichten, stieg die Reichweite und damit auch der Übersetzungsbedarf und der Schutzbedarf des Ursprungs: Das *jamming* der feindlichen Sender gehörte ebenso zum Informationskrieg wie die Versuche, die Störsender ihrerseits wirksam zu stören. Darin wird erkenntlich, dass mächtige Originale sowohl einen großen Übersetzungsbedarf hervorbringen als auch von einer großen medialen Neuerungskraft abhängen. Das Nicht-Übersetzbare gerät vor diesem Hintergrund notwendigerweise immer weiter ins Hintertreffen.

Wie stellt sich diese Situation nun von den oben angestellten Überlegungen zur Übersetzbarkeit dar, wonach die Übersetzung das Original betrifft? Und können die Subalternen nun zu Wort kommen oder nicht? Medienhistorisch haben sich dezentrale digitale Netzwerke gegenüber analogen Sender-Empfängerstrukturen durchgesetzt. Zentralität gibt es in ihnen zwar immer noch, allerdings nicht mehr in der herkömmlichen Struktur. Denn zentral ist im Internet nicht etwa eine Sendeinstanz, sondern eine Datenbank, welche URL generiert und damit die Kommunikation zwischen den vernetzten Computern ebenso möglich macht wie einheitliche Übertragungsprotokolle. Das Original wird angesichts der leichten Kopierbarkeit nicht nur geschwächt, sondern stellenweise ad absurdum geführt. Aufwändige Kopierschutztechnologien und strengere Gesetze des geistigen Eigentums konnten diese Entwicklung nicht dauerhaft stoppen. Wenn Technik im Wesentlichen nichts Technisches ist und Übersetzung sich nicht in der Herstellung von Übersetzbarkeit erschöpft, dann findet sich in der Schwächung des Originals eine Öffnung hin zu einer Übersetzung, die sich nicht mehr für herrschaftliche Zwecke eignet, sondern die gerade dadurch politisch wirkt, dass sie das Unübersetzbare nicht als auszumerzenden Mangel, sondern als Element einer technischen und politischen Poetik erkennt, welche die Subalternität immer aufs Neue aufzulösen vermag.

Literatur

Agamben, Giorgio (2006): Das Sakrament der Sprache. Eine Archäologie des Eides. Frankfurt: Suhrkamp.

Becker, Konrad u.a. (2003): Die Politik der Inforsphäre. World-Information.Org. Opladen: Leske u. Budrich.

Benjamin, Walter (1992): Die Aufgabe des Übersetzers. In: Benjamin, Walter: Sprache und Geschichte. Stuttgart: Reclam, S. 50 - 64.

Bhabha, Homi (2007): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenberg.

Buden, Boris (2005): The Pit of Babel, or the Society that Mistook Culture for Politics. http://translate.eipcp.net/strands/01/buden-strands01en.

Budin, Gerhard (1999): Theorie und Praxis der übersetzungsbezogenen Terminologiearbeit. Wien: WuV

Buden, Boris (2005a): Der Schacht von Babel. Berlin: Kulturverlag Kadmos.

Butler, Judith (2002): Universality in Culture. In: Nussbaum, Martha (Hrsg.): For Love of Country? Boston: Beacon, 45-51.

Derrida, Jacques (1997): Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs. In: Haverkamp, Anselm (Hg.): Die Sprache der Anderen. Frankfurt: Fischer.

Dixit, Kunda (2000): Why leap the digital divide? http://world-information.org/wio/program/events/990642477/993004986/993005021 (11.5.2011)

Faulstich, Werner (1998): Medien zwischen Herrschaft und Revolte: die Medienkultur der frühen Neuzeit, (1400 - 1700). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Heidegger, Martin (1988): Antwort. Hrsg. von Günther Neske und Emil Kettering. Pfullingen: Neske.

Heidegger, Martin (1989): Überliefert Sprache und technische Sprache. St. Gallen: Erker.

Heidegger, Martin (1991): Die Technik und die Kehre. 8. Aufl. Pfullingen: Neske.

Lévinas, Emmanuel (1983): Die Spur des Anderen. Freiburg/Breisgau: Alber.

Ortega y Gasset, José (1956): Misería y Esplendedor de la Traducción/Elend und Glanz der Übersetzung. Zweisprachige Ausgabe. Ebenhausen bei München: Edition Langewiesche-Brande.

Spivak, Gayatri (2004): The Politics of Translation. In: Venuti, Lawrence (Hrsg.): The Translation Studies Reader. New York: Taylor & Francis, 369-388.

Sützl, Wolfgang (2004): Information und Nachhaltigkeit. Zwischen digitaler Amnesie und der Last des Ursprungs. In: Göttel, Hans/Hirschmann, Ilse (Hrsg.): Der Geschmack der Nachhaltigkeit. Eisenstadt: Europahaus Burgenland.

Sützl, Wolfgang (2007): Emancipación o violencia. Pacifismo estético en Gianni Vattimo. Barcelona: Icaria.

Sützl, Wolfgang (2011): Medien des Ungehorsams. Zur Geschichtlichkeit von Medienaktivismus. Medienimpulse 1/2011, http://medienimpulse.at/articles/view/290.

Was wäre wenn …
nicht nur träumen von einer Gegenöffentlichkeit

Projektkollektiv aus:druck[1]

1. Einleitung

Der Rückbau der Brennerautobahn als Auftakt eines europäischen Klimaschutzprojekts, die Abschaffung von Sonderschulen, die angekündigte Umstellung der Formel 1 auf Solarbetrieb, komfortable Parkbänke für Innsbrucks Obdachlose, ein nigerianischer Bürgermeisterkandidat, die Eröffnung eines Cafés mit feministisch-lesbischer Buchhandlung, die Vervielfältigung Tiroler Kulturaktivitäten dank des eingeführten Grundeinkommens, das Ausschalten der Geschäftsbeleuchtungen ab 22 Uhr – das las Innsbrucks Bevölkerung am 6. November 2010 in der neu aufgelegten Tageszeitung *Neue*. Zwölf Kolporteur_innen verteilten an diesem Samstagmorgen mehrere Tausend Stück einer Wochenend-Sonderausgabe des vor knapp drei Jahren von der *Moser Holding* eingestellten Boulevardblattes. Auf den Straßen Innsbrucks rief der Relaunch die unterschiedlichsten Reaktionen hervor: Von hocherfreutem Wiedererkennen über wohlwollendes Interesse bis hin zu offener Ablehnung – die *Neue* polarisierte nach wie vor. Dass sich nunmehr allerdings abweichende, dissidente und träumerische Vorstellungen eines anderen Tirols in das Kleinformat eingeschlichen hatten, fiel oft erst auf den zweiten oder gar dritten Blick auf und sorgte für reichlich Irritation.

Kommunikationsguerilla, alternative Öffentlichkeit oder Kunstaktion? Das für das Wiedererscheinen verantwortlich zeichnende Projektkollektiv *aus:druck* produzierte die Zeitung als einmalige Aktion im Zuge ihres Projektes „Was wäre wenn ... nicht nur träumen von einer Gegenöffentlichkeit“, im Rahmen von *TKI open 10_communicate!*. Der Kunst- und Kulturfördertopf TKI open „bietet Freiraum für künstlerische Experimente und für die Bearbeitung von kulturellen, sozialen und politischen Fragen mit den Mög-

1 Das „Projektkollektiv aus:druck“ hat sich im Zuge des TKI open 10_communicate! zusammengefunden und besteht aus Clemens Apprich, Magdalena Freudenschuß, Kathrin Kofler und Martin Mauersberg.

lichkeiten von zeitgenössischer Kunst und Kultur. TKI open wird mit Mitteln des Landes Tirol finanziert und jährlich unter einem von der TKI gewählten Schwerpunktthema ausgeschrieben" (tki 2011). Das ausgeschriebene Thema für 2010 „communicate!" lud zur Auseinandersetzung mit Kommunikationsweisen, Öffentlichkeiten und Medien ein.

Im Sinne dieser Förderung kann der Zeitungsfake als Kunstaktion gelesen werden. Darüber hinaus greift die medienaktivistische Intervention des Projektkollektivs mediale Strukturen an, die Konformität erzeugen, hegemoniale Anrufungen willfährig vervielfältigen sowie gesellschaftliche Marginalisierungen und Diskriminierungen reproduzieren. Alternative Erzählungen und Deutungsweisen werden in einer derartigen Medienlandschaft zunehmend an den Rand gedrängt, ein Umstand, der herrschaftskritische Fragen aufwirft: Wie kann Bewusstsein für diese exkludierenden Strukturen geschaffen werden? Wie kann eine breite Öffentlichkeit für alternative, kritische und gegenhegemoniale Perspektiven erzeugt werden? Und worin bestehen diese überhaupt?

Das Projektkollektiv wollte mit dem Relaunch der *Neuen* aber nicht einen weiteren Konkurrenten am Zeitungsmarkt installieren, nicht eine weitere Nische erschließen und damit alternatives Medium sein, sondern in einer einmaligen Aktion verschiedenen Stimmen eine Plattform für ihre von den Massenmedien ausgeschlossenen Meinungen bieten. Und indem das in Österreich vertraute Format des Boulevards gekapert wurde, sollte eine Strategie zur Wiederaneignung des medialen Raums erprobt und eine mögliche Öffentlichkeit getestet werden. Im Folgenden soll das Projekt „Was wäre wenn ... nicht nur träumen von einer Gegenöffentlichkeit" in seiner theoretischen Überlegung sowie seiner praktischen Umsetzung nachgezeichnet und somit ein Beitrag zur Debatte um Möglichkeiten der Medienkommunikation für marginalisierte Meinungen geleistet werden. Insbesondere Mittel der Kommunikationsguerilla, die sich mit diskursiven Machtverhältnissen alltäglicher Kommunikation auseinandersetzt, stehen dabei zur Diskussion.

2. Was ist ... Hegemoniale Öffentlichkeiten

Der Vergleich europäischer Printmedien zeigt, dass österreichische Tageszeitungen – gemessen an ihrer Auflage – eine erstaunlich hohe Reichweite besitzen. Daraus lässt sich jedoch nicht der Schluss ziehen, hierzulande herrsche ein besonders günstiges Klima für mediale Vielfalt und plurale Öffentlichkeit. Im Gegenteil, bezieht sich die vermeintlich hohe Anzahl der Leser_innen doch auf den Erfolg einiger weniger Blätter. Neben der

Kronenzeitung sind es vor allem die regionalen Zeitungen, die ihre Deutungshoheit zu verteidigen wissen. Gerade in Tirol, wo die ebenfalls zur *Moser Holding* gehörende *Tiroler Tageszeitung* mit einer täglichen Auflage von etwa 110.000 Stück die Region quasi flächendeckend beschreibt, gibt der Mainstream den Horizont des möglich Denkbaren vor, indem er Sichtbarkeiten schafft und zugleich Unsichtbarkeiten zementiert.

Alternative Medienprojekte, wie die in Tirol erscheinende Straßenzeitung *20er* oder das neu gegründete Kulturmagazin *mole* schaffen zwar Teilöffentlichkeiten und durchbrechen immer wieder die engen Horizonte der Tiroler Berge, sie können aber keine Gegenöffentlichkeiten auf breiterer Basis begründen. Wie viele kritische Medienprojekte besetzen sie über kurz oder lang Nischen, versorgen ihre Leser_innenschaft mit einer alternativen Sicht der Dinge, wobei das freie Radio *Freirad* in Innsbruck und näherer Umgebung diese Funktion im Audio-Bereich übernimmt. Gleichzeitig bleiben alternative Medien, ob Print oder Audio, auf diese, ihnen zugewiesenen – auch geographisch festgelegen – Räume verwiesen, schaffen mit ihren Deutungen selten den hegemonialen Konsens der Massenmedien zu durchbrechen. Nische oder Massenmedium – ausschlaggebend ist hierbei die Adressat_innenschaft. Während Nischenmedien vorrangig jene erreichen, die für alternative Deutungen ohnehin offen sind, sich mitunter selbst in solchen Zusammenhängen engagieren, adressieren Massenmedien jene breite Öffentlichkeit, die Mehrheiten schafft, gesamtgesellschaftliche Denkhorizonte verhandelt und Handlungsräume umzäunt.

Kämpfe um die Deutungshoheit über die legitime Lesart der sozialen Welt sind zwar konstitutiver Teil des medialen Feldes (Bourdieu 2005, S. 35). Gleichwohl bleibt minoritären Positionen der Zugang zur breiten Öffentlichkeit gerade über die Strukturen und Schließungs- wie Selektionsmechanismen dieses Feldes verwehrt. Minoritäre Positionen werden häufig nicht als legitime Sprechende anerkannt, sodass sich ihre inhaltlichen Positionen allein aus formalen Gründen nicht für das diskursive Alltagsfeld qualifizieren können. Dies gilt umso mehr, wenn das konkrete regionale Feld durch die Marktmacht einiger weniger Medien charakterisiert wird. Der Raum des Denkbaren wird so in den hegemonialen Diskursen eingezäunt (Michalitsch 2006). Denkbar ist nur, was sich als Fortschreibung des Anerkannten, als Kontinuität des Hegemonialen zeigt.

Dieses Denkbare wird durch einen vermeintlich „natürlichen" Pragmatismus strukturiert, einen Pragmatismus, der sich an ökonomischen und politischen „Realitäten" orientiert. Daraus ergibt sich ein äußerst wirksamer Hebel, um Nicht-Konformes aus öffentlichen Diskursen auszuschließen. Dieses Nicht-Konforme ist sowohl in der Gegenwart als

auch in der Zukunft zu finden. Zukunftsdenken bleibt eingerahmt von den Logiken des Sachzwangs und der Hegemonie des Ökonomischen. Kritische Utopien, Vorstellungen eines Noch-Nicht sind demnach negativ besetzt, da sie mit dem Makel des Unrealistischen und Irrealen versehen werden. Die symbolische Herrschaft der Medienindustrie, die sich gerade auch im Printbereich durch eine stärker werdende Monopolisierung auszeichnet, schreibt sich so immer tiefer in das politische und kulturelle Bewusstsein unserer Gesellschaft ein.

Die zunehmende Medialisierung des Öffentlichen führt dabei zu der entscheidenden Frage, inwieweit diese Öffentlichkeit nur noch ein positives, weil konsensuales Image zu reproduzieren hat, oder aber ihre Rolle als ein umkämpfter Ort sozialer, kultureller und wirtschaftlicher Interessen sichtbar gemacht werden kann. In einer medialisierten Öffentlichkeit transportieren sich Vorstellungen von Kultur und Gesellschaft über sozial akzeptierte Codes. Es sind eben diese Codes, die ein bestimmtes System von Symbolen repräsentieren und deren Definition die kulturelle Hegemonie über unseren Alltagsverstand festschreibt. Diskriminierende Strukturen werden auf diesem Weg ebenso normalisiert, wie alternative Konzepte und dissidente Meinungen negiert.

3. Form bewahren

Gerade die österreichische Medienlandschaft ist geprägt vom kleinformatigen Boulevardblatt, eine Monopolisierung ist somit auch in formaler Hinsicht gegeben. Dieses Format wird charakterisiert durch kurz gefasste Artikel in einfacher Sprache, eine großzügige Bebilderung und viel Werbefläche. Den Rubriken nach zu urteilen, liegt der Schwerpunkt mehr auf Zerstreuung und Unterhaltung, als auf einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit politischen Themen. Die originale *Neue* der *Moser Holding* fügte sich nahtlos in dieses Schema ein, wobei der starke Lokalbezug besonders augenfällig war und dazu führte, dass in der politischen Berichterstattung hauptsächlich regionale Themen angesprochen wurden.

Diese Art Medium bringt insofern eine Konditionierung der Rezipient_innen mit sich, als mit Kleinformaten eine konkrete Erwartungshaltung bezüglich der Form *und* des Inhalts verbunden wird – ein Umstand, der auch dem Projektkollektiv als Anknüpfungspunkt für subversive Strategien dient. In der Konzeption und Umsetzung bewegt sich auch das beschriebene Projekt eindeutig im Kontext medienaktivistischer Interven-

tionen. So sind es gerade kreative Formen der Medienaneignung, die seit den 1990er Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen haben. Neben der Schaffung eigener Medien für den aktivistischen Einsatz handelt es sich dabei vor allem um gezielte Manipulationen bestehender Formate, welche sodann für die eigenen Zwecke umgedeutet werden.

Zu Herzen genommen hat sich dies eine in den letzten Jahren stetig wachsende, wenn auch lose zusammenhängende Bewegung von Medienaktivist_innen. Insbesondere die *Yes Men* gelten hier als erfolgreiches Beispiel, wie mit dem gezielten Einsatz von (neuen) Informations- und Kommunikationstechnologien eine breite Öffentlichkeit für bestimmte Themen sensibilisiert werden kann. Bekannt wurden die *Yes Men* durch eine perfekte Imitation der offiziellen Website der *World Trade Organization* (WTO): Die Aufmachung scheint dieselbe, doch divergieren die Inhalte erheblich, was übereilige Journalist_innen und Konferenzveranstalter_innen bisher nicht daran gehindert hat, den vermeintlichen Vertreter_innen der Welthandelsorganisation immer wieder eine politische Bühne zu bieten. Für die *Yes Men* sind solche Fakes „nicht nur eine legitime aktivistische Kommunikationsstrategie und Kunstpraxis, sondern sie dienen auch dazu, Wahrheiten offenzulegen, die ansonsten unsichtbar bleiben würden" (aus:druck 2010).

Für die Konzeption des Zeitungsprojekts „Was wäre wenn ... nicht nur träumen von einer Gegenöffentlichkeit" war insbesondere der 2008 von den *Yes Men* realisierte Fake der *New York Times* von Bedeutung. Trotz unterschiedlicher Ausrichtungen dient der „media hack" in beiden Fällen einer kurzfristigen Instrumentalisierung der Mainstream-Medien, um auf gegenwärtige Macht- und Herrschaftsverhältnisse aufmerksam zu machen. Im Zentrum steht dabei eine Strategie der Entwendung, um durch das gekaperte Format des Tagesjournalismus bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse kurzfristig auf den Kopf zu stellen, Lesegewohnheiten auszunützen und damit Alltägliches in Frage zu stellen.

Der Reiz am gefakten Relaunch der *Neuen* bestand darin, sich die gewohnten Codes des Tagesjournalismus anzueignen, um auf diese Weise Inhalte zu transportieren, welche üblicherweise nicht in einem derartigen Rahmen kommuniziert werden. Das Kapern des Formats stellte eine geeignete Strategie dar, zu einer breiten Öffentlichkeit vorzudringen. Viele dieser Leser_innen hätten wohl ein weiteres – auch formal alternatives, unbekanntes, tatsächlich „neues" – Format nicht in die Hand genommen. Das erzeugte Spannungsverhältnis aus Form und Inhalt und die ambivalente Erfahrung angesichts einer etwas anderen Tageszeitung sollten zu einer aktiven Suche nach Bedeutung und Sinngebung medialer Codes anregen, um somit die vermeintliche Natürlichkeit herrschender Diskurse zu hin-

terfragen. Diese Herausforderung richtete sich sowohl an die Lesenden als auch an die Schreibenden – und nicht zuletzt an das Projektkollektiv, welches als Redaktion tätig war.

Der Wiedereinzug der *Neuen* in die Tiroler Medienlandschaft sollte mit einer Auflage von 10.000 Stück eindrucksvoll ausfallen. Dahinter stand der Anspruch, auch rein quantitativ der Breitenwirksamkeit der angesprochenen kleinformatigen Medien zu entsprechen. Die Versendung an alle Haushalte via Postweg über den Titel „an einen Haushalt" und somit eine flächendeckende Verbreitung im Raum Innsbruck scheiterte aus finanziellen Gründen. Die Verteilung wurde daher von Kolporteur_innen an neuralgischen Punkten der Stadt übernommen. Mehrere hundert Stück wurden außerdem per Postwurf in Briefkästen befördert und damit direkt zugestellt. Auf der Straße zeigte sich sodann, dass die Übernahme der Form des Boulevards den gewollten Wiedererkennungseffekt hervorrief: Kaum ein_e Passant_in, die sich nicht an die *Neue* erinnern konnte. Und entsprechend der jeweiligen Erwartungshaltung gegenüber dem Original fielen die Reaktionen unterschiedlich aus: So freuten sich die einen über die Wiederauflage der Tageszeitung, andere auf die unfreiwillige Komik der *Neuen* und wieder andere lehnten die Entgegennahme mit den Worten „So etwas lese ich nicht" ab. Form bewahren und Form brechen – beides bestätigte sich als zentraler Schlüssel im Kampf um Aufmerksamkeit und die Erschließung medialer Räume.



FORMEL 1:
Nächste Saison sollen nur noch Solar-Motoren zulässig sein.
»Sport Seite 14

KOPF DES TAGES:
KPÖ-Widerstandskämpferin Adele Stürzl durch Straßenbenennung gewürdigt.
»Leute Seite 24

NEUE Relaunch

UTOPIEN FÜR TIROL

Samstag/Sonntag, 6./7. November 2011 — Preis: Inland/Ausland € 0,00

„Teuer und sinnlos": Tirol schafft Sonderschulen ab

Beseitigung der Doppelstruktur im Schulwesen soll Millionen einsparen. Platter holt steirischen Experten als neuen Bildungsdirektor um Reform umzusetzen. **»Seite 10**

Tirol atmet auf
»Seiten 2 und 3

Bild: Archiv

HEUTE

» LEUTE
«Tiroler_in-Sein wurde nur nicht zugelassen»
LH Günther Platter spricht im Interview über die Vielfältigkeit in Tirol und die neue Innenministerin. **»Seite 24**

» LOKAL
Die Aktion «Freie Fahrt – Freie Sicht» ist gestartet
Seit einer Woche besteht für weniger begüterte Tiroler_innen die Möglichkeit, gratis mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zu fahren und sämtliche kulturellen Veranstaltungen frei zu besuchen. **»Seite 4**

» KULTUR
Blasmusik and more
Eine Studie belegt die positiven Auswirkungen des bedingungslosen Grundeinkommens auf den Kulturbereich. **»Seite 12**

Abbildung 1: „Form bewahren"

4. Was wäre wenn …

Hegemoniale Strukturen zu hinterfragen, sowie ihr Funktionieren zu analysieren, darin perfektionierte sich linke Kritik in den letzten beiden Jahrzehnten. Dem kritischen Wissen fehlt indes ein Gegenwissen. Auch hier, nicht nur gesamtgesellschaftlich, fehlen die Utopien. Gerade aktivistische Kontexte unternehmen deshalb immer wieder Versuche, die Räume des Denk- und Erträumbaren zu erweitern. Ein neues imaginäres Repertoire zu schaffen, das gegenhegemoniale Lesarten befördert, indem es sich assoziative Anknüpfungspunkte nicht nur erträumt, sondern sie konkret anbietet, dies verfolgen beispielsweise Aktivist_innengruppen wie das Mailänder Kollektiv *chainworkers*. Im Kontext der seit 2001 stattfindenden *MayDays*, gesamteuropäischer Mobilisierungen gegen die zunehmende Prekarisierung von Arbeits- und Lebenswelten, schufen Aktivist_innen imaginäre Figuren, die sowohl Kritik als auch Alternativen transportieren. Medial verbreitet erweitern diese Superheld_innen die Vorstellungskraft, was sein sollte und sein könnte: Ein Ärzt_innenduo, *Dottor Milda* und *Dottoressa Grandi*, sorgt für allgemein zugängliche Gesundheitsversorgung und eine Schließung von italienischen Internierungslagern für Flüchtlinge. Die Superheldinnen *Wonder Bra* und *Spidermum* symbolisieren die vielfältigen Fähigkeiten, die Frauen in der Care-Arbeit, in Callcentern oder der Sexarbeit abverlangt werden. Alle vier sind imaginierte Figuren, die auf Plakaten, Sammelkarten und im Internet immer wieder auftauchen, im aktivistischen Raum kursieren und damit Wissen verbreiten.

Alternatives Wissen zu schaffen, utopischem Denken Raum zu geben, diesen Versuch unternehmen Aktivist_innen mit militanten Untersuchungen immer wieder. Die Methode militanter Untersuchungen orientiert sich an der Praxis der *Operaist_innen*, die in den 1950er, 1960er Jahren in den Fiat-Fabriken von Turin Arbeiter_innen befragten und so Aktivismus und Wissensproduktion zusammenführten. In den letzten Jahren nehmen verschiedene Gruppen diese Strategie auf und haken beispielsweise nach, worin ein gutes Leben bestehen könnte (*kleines postfordistisches drama*, *k.u.u.g.e.l.*), wie widerständiges, eigensinniges Handeln längst schon funktioniert (*Precarias a la deriva*). Aktivistische Wissensproduktion zielt so nicht allein auf eine Kritik bestehender Verhältnisse ab, sondern versucht sich wieder zunehmend in der Schaffung alternativen Wissens, von Gegenwissen zu hegemonialen Deutungsweisen. Gleichzeitig geht es in diesen Praxen nicht darum, große Utopien zu schaffen, sondern das utopische Potenzial des Alltags zu mobilisieren. Diese Ideen griff das Projektkollektiv *aus:druck* mit seinem Zeitungsfake auf.

5. ... Gegenöffentlichkeiten schaffen

Die mit dem Relaunch der *Neuen* eingesetzten Mittel der Entwendung, der Täuschung und der Überidentifizierung knüpfen an das Konzept der in den 1990er Jahren auftauchenden Kommunikationsguerilla an. Aus Enttäuschung über die eigenen Politprojekte und dem Wunsch nach einer nicht-essentialistischen Gesellschaftskritik, machten sich damals Teile der Linken daran, neue, der gegenwärtigen Situation angepasste politische Praxen zu entwickeln. Dabei entstand eine undogmatische Herangehensweise jenseits des „traditionellen" Aktivismus, wobei gerade die taktische Medienarbeit einen neuartigen Ansatz versprach (vgl. Garcia/Lovink 1997). Dabei ist jedoch zu beachten, dass Medienaktivismus hier nur eine Form des breiten Spektrums von Kommunikationsguerilla darstellt. Mindestens ebenso relevant wie mediale Kommunikationsmittel sind alltägliche Formen der „face to face"-Kommunikation und soziale Verhaltensmuster, in denen Machtverhältnisse (re-)produziert werden. Gemeinsam ist ihnen allen das Verständnis von einer semiologischen Guerilla, wie sie bereits von Umberto Eco Mitte der 1980er Jahre formuliert wurde (vgl. Eco 1985). Die Guerilla dient hier als Metapher für eine Praxis, herrschende Diskurse anders als durch bloße Argumentation und Agitation zu hinterfragen. So kann die Kritik mit scheinbar sachlichen Argumenten häufig auch Akzeptanz ausdrücken: Indem die Kritik nämlich innerhalb eines vorgegebenen Argumentationsrahmens vorgetragen wird, legitimiert sie diesen und trägt zur Stabilisierung eben jener Strukturen bei, die eigentlich hinterfragt werden sollten. Die Subversivität von Kommunikationsguerilla liegt demnach in einem Aufbrechen von Herrschaftsverhältnissen auf der Ebene gesellschaftlicher Diskurse, um somit die vermeintliche Natürlichkeit der herrschenden Ordnung zu untergraben. So heißt es im Handbuch der Kommunikationsguerilla: „Ihr Projekt ist die Kritik an der Unhinterfragbarkeit des Bestehenden; sie will geschlossene Diskurse in offene Situationen verwandeln, in denen durch ein Moment der Verwirrung das Selbstverständliche plötzlich in Frage steht" (autonome a.f.r.i.k.a. gruppe 2001, S. 7). Entscheidend ist also nicht nur das „Was", sondern auch das „Wie" der Kritik. Neben der theoretischen Analyse geht es um die subversive Nutzung (herrschaftlicher) Zeichensysteme.

So wollte das Projekt „Was wäre wenn... nicht nur träumen von einer Gegenöffentlichkeit" die Legitimität massenmedialer Diskurse in Frage stellen und damit den Raum für gesellschaftliche Utopien öffnen. Wie sieht die Gesellschaft in Tirol und vor allem bezogen auf das eigene Aktionsfeld morgen aus? Wer macht dann in welcher Form

mit? Unter welchen politischen Bedingungen? Welche kommunikativen Strukturen wünschen wir uns für ein solches Morgen? Und welche Grenzen müssen bis dahin überwunden werden, welche Mauern gilt es einzureißen? Zur Beantwortung dieser Fragen sollte nicht die Produktion abstrakter Utopien angestoßen werden, sondern das In-Worte-Fassen konkreter Träume, immer in Bezug auf die lokalen Gegebenheiten und die aktuellen Bedingungen nicht-konformen Lebens in Tirol. Nicht die großen, zumeist einschüchternden Entwürfe einer anderen Welt standen dabei im Mittelpunkt, sondern die Frage, was die Beitragenden am 6. November 2011 – also ein Jahr nach dem realen Erscheinungstermin – gerne in „ihrer" Zeitung lesen würden. Das Träumen überhaupt erst einmal zuzulassen ist notwendige Voraussetzung für alternatives und widerständiges Handeln.

Mit dem vorgetäuschten Relaunch der *Neuen* sollte eine tagesjournalistische Bühne eröffnet werden, um eigene Träume in Bezug auf das soziale, politische und kulturelle Leben zu entwerfen. Hierzu eingeladen wurden in Tirol arbeitende und lebende Menschen, deren berufliches und/oder politisches Engagement – im Bereich von Migration, Feminismus, Sozial- und Jugendarbeit etc. – in der bestehenden Öffentlichkeit kaum bis negativ rezipiert wird. Ein Umstand, der durch die gezielte Intervention in den medialen Alltagsraum zumindest kurzfristig außer Kraft gesetzt werden sollte. Die redaktionelle Vorgabe war dabei, einen Blick in die Zukunft zu werfen und somit gewonnene Vorstellungen auf Text- und Bildebene miteinander zu verknüpfen. Das Verfassen utopistischer Nachrichten bildete damit eine weitere Strategie, um den Rahmen des Denkbaren zu überschreiten. Das Vortäuschen erfundener Tatsachen kann dabei helfen, Irritationen auszulösen und somit eine Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen zu ermöglichen. Im Licht des Fakes erscheinen die wahren Begebenheiten nicht mehr als unumstößlich, verlieren sie durch das Aufzeigen von Alternativen doch ihren „natürlichen" Charakter. Und durch das vertraute Format des Boulevards war es möglich, diesen Täuschungseffekt weit in den medialen Alltagsverstand hineinzutragen. Dies zeigte sich in entrüsteten Reaktionen auf durchaus ernst gemeinte Beiträge: In einem Fall wandte sich eine Leserin schockiert an eine Kolporteurin, ob die Abschaffung der Sonderschulen wohl auch im Sinne der Schüler_innen sei. Die Ankündigung eines open air-Konzerts von Sonic Youth am Innsbrucker Domplatz animierte eine lokale Band, die Veranstalter telefonisch zu kontaktieren und ihre Dienste als Vorband anzubieten. Und die Anzeige der Tiroler Kinos, ihre Leinwände ab sofort jeden Montag gratis zu bespielen, löste Verwunderung bezüglich der ökonomischen Machbarkeit aus.

Die erfundenen Ereignisse funktionieren demnach im Sinne von Alltagsutopien, insofern sie neben der großen Utopie immer auch Auskunft über alternative Lesarten der aktuellen Situation geben. Wird von einem von der Frauenlandesrätin veranstalteten Gala-Diner für die lesbische Community Innsbrucks berichtet, so erzählt dies von der Existenz einer solchen Community, der aber die Anerkennung – auch in Form von Subventionen – durch die Landespolitik verwehrt wird. Wird ein Landeshauptmann wider Erwarten zum Verfechter einer offenen, auf Menschenrechte basierenden Integrationspolitik, so verweist dies wiederum auf die herrschende inhumane Praxis, die zu kritisieren in den hegemonialen Medien unterbleibt. Die vorgetäuschten Nachrichten verweisen auf vorhandene Leerstellen im aktuellen öffentlichen Diskurs. Mit der – im Fake alltagstauglich und breitenwirksam verpackten – Thematisierung unliebsamer, vernachlässigter, unbequemer Themen, Positionen und Fragen werden Sichtbarkeiten geschaffen, die Voraussetzung dafür sind, das Leid anderer erst wahrzunehmen. Der Ausschluss oder bereits die Marginalisierung im öffentlichen Raum ermöglichen es, andere Menschen nicht in ihrer, der jeweils unseren ähnlichen Verletzlichkeit wahrzunehmen. Diese ist aber die Voraussetzung sich solidarisieren und politisch induzierte Verletzbarkeiten, Gewalt und Diskriminierungen jenseits der eigenen Betroffenheit bekämpfen zu können (vgl. Butler 2010).



NEUE • NUMMER 1-N • SAMSTAG/SONNTAG, 6./7. NOVEMBER 2011

KULTUR

NEWS

» KULTUR IM BILD

Zeichnung: Andrea Lüth

Umfunktioniert
Zum öffentlichen Bücherschrank wurde eine nicht mehr genutzte Telefonzelle vor dem Innsbrucker Sillpark. „Jahrelang wussten wir nicht, was tun mit all den leer stehenden Telefonzellen", meint Silvia Mitternacht vom Magistrat Innsbruck. Ab sofort hat die Telefonzelle eine neue kommunikative Aufgaben: Wer ein Buch nicht mehr braucht, kann es dort unterstellen, bis es eine_n neue_n Leser_in findet. Erstbestückt wurde der neue Büchertauschschrank von Anwohner_innen. „Lesen soll doch für alle möglich sein", meint der 58-jährige Karol Pszogysz. In der Hand hält er ein Exemplar von Elfriede Jelineks Klavierspielerin. (red)

Tanz auf Augenhöhe
Schwaz macht erneut als Kulturstadt von sich reden. Im Tanzprojekt „One" arbeiten Tiroler Schüler_innen mit einem professionellen Tänzer_innen-Trio aus Angola, Österreich und Indien zusammen. Die drei Profis wollen vor allem eines: Den Spaß am Tanz vermitteln und dabei erfahren, dass ein Lernen über Grenzen hinweg möglich ist. Im März 2012 trifft sich das Trio in Angola, für 2013 ist die Arbeit mit Schulklassen in Indien geplant. (red)

Film löst Demo aus
Spontan gingen 120 Kinobesucher_innen nach der Vorführung des neuen Dokumentarfilms von Erwin Wagenhofer auf die Straße. Der Doku-Streifen „No land no more" über die neokoloniale Landaneignung in weiten Teilen Afrikas empörte die Besucher_innen. Jörg und Sina erklären ihren spontanen Protest: „Es kann doch nicht sein, dass die europäischen Regierungen still dasitzen, die österreichische inklusive, und zusehen, wie Menschen die Lebensgrundlage genommen wird." Die Losung der Demonstrant_innen: Menschen vor Profiten. (red)

Lesenswert
Der neueste Comicband von Alison Bechdel wurde ins Deutsche übersetzt und ist ab sofort im Buchhandel erhältlich. Comic auf hohem Niveau – mit allem, was das queere Herz begehrt. (red)

Blasmusik allein zu wenig

Das Bedingungslose Grundeinkommen ist nicht nur wirtschaftlich und sozial ein großer Erfolg, auch der Kulturbereich profitiert.

Durch das bedingungslose Grundeinkommen wird die Kulturszene jenseits traditioneller Aktivitäten belebt. Bild: Archiv

INNSBRUCK – Seit der österreichweiten Einführung des bedingungslosen Grundeinkommens vor einem Jahr ist in ganz Österreich ein starker Zuwachs kultureller Aktivitäten zu beobachten. Dies gilt, wie eine aktuelle Studie des Instituts für Zukunftsfragen und Entwicklung am MCI eindrucksvoll belegt, insbesondere auch für Tirol. Nachdem Tirol besonders im Bereich innovativer zeitgenössischer Kulturprojekte lange Zeit als strukturschwach und gestrig galt, hat sich die Situation nunmehr radikal geändert: Seit Auszahlung des existenzsichernden Grundeinkommens besteht für breite Bevölkerungsschichten ein stark erhöhter Anreiz zu kulturellem Engagement. Von besonderem Interesse sind dabei zunehmend zeitgenössische Kulturformen, der traditionelle Bereich ist eher rückläufig. So meinte einer der Studienteilnehmer dazu: „Ich war viele Jahre bei der Blasmusik. Durch das Grundeinkommen habe ich viel mehr Zeit für die Musik. Da war mir Blasmusik allein bald zu wenig. So hab ich begonnen, Kurse zu besuchen und mir Einiges anzuschauen. Heute bin ich in vielen Projekten mit dabei, mit Kindern, mit moderner zeitgenössischer Musik und so weiter. Und es gibt noch jede Menge Neues zu entdecken." Laut der Studie hat der zeitgenössische Bereich in Tirol vor allem deshalb stark aufgeholt, weil in diesem Kultursegment individueller Ausdruck, aber auch gemeinsames Entwickeln und Lernen ausreichend Raum bekommen. Für die Zukunft prognostizieren die Studienautor_innen neben einer Ausweitung der kulturellen Aktivitäten, vor allem positive Auswirkungen auf das individuelle Selbstbewusstsein und die gesellschaftliche Entwicklung. (tki)

Sonic Youth am Domplatz!

Ein echter Konzertknaller erwartet uns nächstes Jahr

Sonic Youth live. Bild: Archiv

INNSBRUCK – Die p.m.k. gab bekannt, dass es ihr gelang für Freitag, den 06. April 2012, Sonic Youth, The Melvins und Sunn O))) nach Innsbruck zu einem Open Air am Domplatz zu holen. (pmk)

Tirol liest!

Die erfolgreiche Initiative „Tirol liest" wurde ausgeweitet:

INNSBRUCK - Nicht nur Erwachsene dürfen lesen, auch jeweils ein Kinder- und ein Jugendbuch werden von nun an gratis in ganz Tirol verteilt. Das Besondere daran: Alle Bücher sind nun, je nach Wunsch, in verschiedenen Sprachen zu bekommen. (red)

Bild: Archiv

Abbildung 2: „Kulturelle Utopien für ein anderes Tirol"

Der Fake bleibt nicht bei der reinen Täuschung stehen, impliziert er doch immer auch ein Moment der Umdeutung. So bieten Meldungen von anti-rassistischen Sensibilisierungsmaßnahmen im Polizeidienst oder der Regularisierung illegalisierter Menschen in Tirol eine alternative Lesart zu hegemonialen Repräsentationen an und stellen im besten Fall bereits einen Schritt in Richtung ihrer Realisierung dar.

6. Was war…

Der Versuch, mit dem Relaunch der *Neuen* eine – zumindest punktuelle – Gegenöffentlichkeit mit breiter Leser_innenschaft herzustellen, ist als ein dezidiert politisches und nicht allein künstlerisches Projekt zu verstehen. Das zu schaffende Medium sollte einerseits von den entsprechenden Akteur_innen zur eigenen sozialen und politischen Positionierung genutzt werden, andererseits mit der Erwartungshaltung der überrumpelten Leser_innen spielen. Die Entwendung und subversive Affirmation des Boulevards war dabei zentraler Teil der konzeptuellen Überlegungen: „Die Art von Fake, welche die Leute von aus:druck hier vorführen, dient dem Zweck, mehr reale Informationen in den medialen Raum einzuschleusen“, so die Künstler_innengruppe *The Yes Men*. Dabei handelt es sich „um eine notwendige Strategie in einer Welt, die zunehmend von Profit-Interessen dominiert wird, in der sich Werbung und kommerzielle PR als Journalismus



NEUE • NUMMER 1-N • SAMSTAG/SONNTAG, 6./7. NOVEMBER 2011 | SPORT

SPORT IM FOKUS

» DAS NEUESTE IN KÜRZE

Paukenschlag in Fuschl

Der Getränkehersteller Red Bull will von nun an kein Geld mehr in den Profi-Fußball stecken. Man habe eingesehen, dass Fußball nichts mit Eventmarketing zu tun habe, so Konzernchef Didi Mateschitz. Das Geld soll statt dessen in den Mädchennachwuchs fließen. (red)

UEFA bekennt Flagge

Stadien erleuchten nun in Regenbogenfarben. Bild: Creative Commons

Für die nächstjährige Europameisterschaft in Polen und der Ukraine will die UEFA alle Nationalflaggen und sonstige nationalistische Symbole aus den Stadien verbannen. Damit soll ein friedliches Miteinander gefördert und der Fokus wieder auf das Spiel selbst gelegt werden. Regenbogenfahnen werden an den Stadieneingängen dagegen gratis verteilt. (red)

Bernie Ecclestones Vision von der grünen Formel 1

Bild: Creative Commons

GREATER NOIDA – Kurz nach Zieleinfahrt ließ Bernie Ecclestone die Bombe platzen: In der nächsten Rennsaison sollen nur mehr Boliden mit solarbetriebenen Motoren zugelassen werden. Die Reaktion der Rennställe folgte so prompt wie unterschiedlich: Während Ferrari im Falle einer Umstellung mit dem Rückzug aus der Formel 1 drohte, kündigten BMW und Mercedes an, ihre gesamte Produktpalette bis 2015 auf alternative Antriebssysteme umzustellen. Der Rennstall McLaren freute sich darüber, dass Formel 1-Rennen jetzt nur mehr bei schönem Wetter stattfinden würden – ein Umstand der vor allem dem Publikum gefallen dürfte. Überhaupt nicht einverstanden zeigt sich dagegen Serien-Weltmeister Michael Schuhmacher. Er kündigte einmal mehr seinen endgültigen Rückzug aus dem Formel 1-Zirkus an. (red)

Der ÖSV allein auf weiter Flur

Nach Zuseher_innenflaute bekommt der ÖSV die Rechnung präsentiert.

INNSBRUCK – Nach dem totalen Desinteresse der Zuseher_innen an den ersten Ski-Weltcuprennen in Obergurgl, kündigten Kronen Zeitung und Iglo ihre Sponsorenverträge mit dem Österreichischen Skiverband. Die dadurch frei gewordenen Gelder sollen nunmehr den österreichischen Hochschulen zugute kommen. Auch der ORF will künftig deutlich weniger Sendezeit für Live-Übertragungen zur Verfügung stellen und stattdessen sein Kulturprogramm ausbauen. Dies entspräche immerhin seinem öffentlich-rechtlichen Auftrag, so eine Sprecherin der Fernsehanstalt. Für den ÖSV und dessen Präsidenten, Peter Schröcksnadel, scheinen die fetten Jahre vorbei zu sein. Nach anfänglichem Schock, zeigte sich dieser aber auch erleichtert: So sei dem Skisport in Österreich bislang eine viel zu hohe Bedeutung beigemessen worden. Aufgrund der neuen Situation werde der Druck auf die jungen Nachwuchsportler_innen hoffentlich nachlassen. (red)

Ernst Hausleitner & der Weltcupzirkus gehen künftig getrennte Wege. Bild: Creative Commons

Wacker siegt im Doppelpack

Ein 2:0 für die Damen und ein 2:1 für die Herren lässt Innsbruck jubeln.

INNSBRUCK – Am Samstag gab es für Wackerfans gleich doppelt Grund zur Freude. Im Spiel der Damen gegen den Tabellenvierten USC Hof traf Graupner in der 10. Minute zum 1:0, kurz nach der Pause (47.) gelang Haas im Alleingang das 2:0. Bei den Herren war Mair unhaltbar, gleich zweimal versenkte er den Ball im gegnerischen Netz (32. und 71.). Da konnte auch der Anschlusstreffer von Rapids Jungstar Inninger (74.) nichts mehr ausrichten. Zufrieden zeigt sich Damen-Coach Abend nicht nur mit dem technisch anspruchsvollen Spiel ihrer „Mädels“, sondern auch mit dem wachsenden Interesse der Zuseher_innen: „Zum Glück haben wir den Vorstand von unserer Idee, das Match der Damen direkt vor dem Spiel der Herren anzusetzen, überzeugen können. Dass wir inzwischen auch schon über 6.000 Fans ins Stadion locken, ist der Lohn für diesen mutigen und in Österreich einzigartigen Schritt.“ (fia)

Bis zur letzten Minute wurde um jeden Ball gekämpft! Bild: Creative Commons

Abbildung 3: „Lokalnachrichten…“

tarnen und es für die Öffentlichkeit immer schwieriger wird, abweichende Meinungen in den Mainstream-Medien zu finden" (aus:druck 2010). Während in der gefakten *New York Times* der Irak-Krieg für beendet erklärt wurde und sich die Arbeit der *Yes Men* auch sonst verstärkt globalen Themen widmet, war es dem Projektkollektiv wichtig, eine Zeitung zu machen, die ausgehend von lokalen Konflikten utopisches Potenzial zu erzeugen im Stande ist. Dieser räumliche Fokus sollte die Utopien der Schreibenden greifbarer machen, wobei sich die *Neue* – ganz dem Boulevard verpflichtet – in das Bild einer sensationsgierigen Berichterstattung einschrieb.

Doch im Gegensatz zu einem weiteren Zeitungsfake, nämlich den *Österreichische Nachrichten* von *Hansel Sato*, welcher die Negativmeldungen des Boulevards weitgehend ad absurdum führte, wollte das Kollektiv *aus:druck* dezidiert positive Utopien verbreiten. Den Aktivist_innen war es wichtig, alternative Inhalte in den medialen Raum zu schmuggeln, um inhaltliche Grenzziehungen zu überschreiten. Im Mittelpunkt standen dabei Individuen und Gruppen, die im Medienalltag an den Rand geschrieben, dort beschrieben, zum Teil auch abgeschrieben werden: Anders als der Mainstream wollte diese Intervention die Zuschreibungen in aktive Selbst-Artikulation verwandeln.

Leider konnte der Anspruch, das Sprechen-Über des Mainstreams in ein Für-Sich-Sprechen zu verwandeln, nur teilweise umgesetzt werden. Wie in vergleichbaren Projekten medienaktivistischer Aneignungen zu beobachten, blieb auch der Relaunch der *Neuen* in einem



NEUE • NUMMER 1-N • SAMSTAG/SONNTAG, 6./7. NOVEMBER 2011

LOKALES

NEWS

» FOTO DES TAGES

Bild: Archiv

Die verwaisten Kapellen Santa Precaria und San Precario.

Verwaiste Pilgerorte

Die Zwillingskapellen von Santa Precaria und San Precario in Kitzbühel bleiben seit einigen Wochen leer. Offensichtlich greift das bedingungslose Grundeinkommen und vormals prekär Beschäftigte brauchen keinen seelischen Beistand mehr. Arbeitnehmer_innen fordern nun von Arbeitgeber_innen selbstbewusst mehr Rechte. (red)

Wiedervereinigung mit Südtirol ist Tiroler_innen egal

Wie eine kürzlich veröffentliche Umfrage ergab, stehen 97% der Tiroler_innen einer Wiedervereinigung mit Südtirol völlig gleichgültig gegenüber. Als Grund hierfür wurde von den meisten Befragten angegeben, dass nationale Grenzen und Staatszugehörigkeiten in ihrem Leben eigentlich keine Rolle mehr spielen. (red)

TOP ODER FLOP

Mehrsprachigkeit im Kommen

Immer mehr Tiroler_innen wachsen mehrsprachig auf. Die gezielte Förderung von Kindern aus bilingualen Familien greift. Die Sprachkompetenz der Kleinen ist massiv gestiegen. Bereits 86 Prozent der bilingualen Kinder beherrschen beide Sprachen bei der Einschulung perfekt. Die häufigsten Kombinationen: Türkisch/Deutsch, Kroatisch/Deutsch, Serbisch/Deutsch.

Manager_innen sitzen geblieben

Es gibt sie noch, die Manager_innen (in der Mehrheit Männer), die ihre Boni aus dem Vorjahr noch nicht der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt haben. 14 Prozent aller Manager_innen in Tirol sitzen noch auf ihren Reichtümern, meint Wirtschaftsforscher_in Silvana Rix.

Tiroler Banken entschuldigen sich bei Kulturtreibenden

Nach der von ihnen verschuldeten Finanzkrise wollen Tiroler Banken heimische Kulturvereine entschädigen. Es winken bis zu 500.000 Euro pro Institution.

HALL/INNSBRUCK – Eine finanzielle Entschädigung für den Kunst- und Kulturbereich stellen eine Reihe von Tiroler Banken in Aussicht. Die Tiroler Sparkasse, die BTV, die Raiffeisen Regionalbank Hall, die Alpenbank AG und die Volksbank Tirol wollen mit einem mehrere Millionen Euro „schweren" Sponsorpaket (bis zu 500.000 Euro pro Kulturverein) ein versöhnendes Zeichen setzen. Die Gelder sollen bereits 2012 an zahlreiche Tiroler Kulturinitiativen und Einzelkünstler_innen gehen. Die Banken setzen dabei auf zeitgenössische Kultur und die freie Szene, da diese besonders unter der Finanzkrise gelitten hat. Um dies zu finanzieren, verzichten die Bankmanager_innen auf 50 % ihrer Gehälter und Provisionen. Außerdem nehmen die Banken von teuer eingekauften Marketing-Events Abstand und überlassen das Ruder „den wahren Profis", wie der Pressesprecher des neu initiierten Banken-Kultur-Restitutionsfonds (BKR) Mag. Franz Kantig am vergangenen Mittwoch verlauten ließ. Laut Kantig gedenken die Banken auch in Zukunft reichlich in die Kultur zu investieren, da „diese doch wichtige gesellschaftspolitische Impulse bringe". (tz)

Interkulturelle Gärten erobern Innsbrucks Balkone

Die Initiative der Interkulturellen Gartengemeinschaft in Wilten trägt Früchte.

INNSBRUCK - Die Gartengemeinschaft veranstaltete über das gesamte letzte Jahr Gärtner_innennachmittage, an denen Tipps und Tricks des Gärtnerns für den städtischen Gebrauch vermittelt wurden. Ziel ist die Vielfältigkeit von Balkonpflanzen zu förden und so das Stadtbild zu verschönern. (red)

Blumen, Gemüse & Kräuter aus Marseille, Innsbruck & Genua. Bild: Archiv

Abbildung 4: „… unter positiven Vorzeichen"

erneuten Sprechen-Für stecken, zumal ein Großteil der Texte wiederum von Personen, Organisationen und Gruppen, welche die eigentlich angesprochenen Menschen vertreten, verfasst wurde. Die medialen Kontrollsysteme lassen sich auch hier nicht so einfach aus den Angeln heben. Nichtsdestoweniger glauben die Aktivist_innen von *aus:druck*, dass es auch weiterhin der medialen Raumnahme bedarf, um gesellschaftliche Widersprüche offenzulegen und herrschende Machtverhältnisse anzugreifen.

7. Was noch sein könnte ...

Welche Dynamiken eine solche medienaktivistische Intervention anstößt, welche Reaktionen sie bei den Lesenden auslöst, das lässt sich ohne größeren Aufwand nur fragmentarisch dokumentieren. Haben sich Politiker_innen angesprochen gefühlt von der ihnen zugeschriebenen Politik der Zukunft? Würden sie gerne, aber können sie nicht? Könnten sie, aber wollen sie nicht? Träumt der eine oder die andere nun von einer Food-Coop oder einem festen Büchertauschstandort im öffentlichen Raum? Findet die Zeitung selbst – als Wunschmaschine im lokalen Format – Copyleft-Nutzer_innen? Notwendig wäre dies. Das Feld der Utopien bleibt offen und bearbeitbar. Weder sind die bereits formulierten Utopien des Alltags erfüllt, noch sind sie unumstritten. Die in der *Neuen* abgedruckten Fragmente eines möglichen Noch-Nicht wurden in der Rezeption in Frage gestellt, umgedeutet, vielleicht auch angeeignet. Utopien sind ebenso wenig wie die „Realität“ eindeutig und allgemein gültig. Sie sind Verhandlungsgegenstand, Medien als Teil einer demokratischen Öffentlichkeit sollten Ort dieser Verhandlungen sein – und falls nicht der Fall: dazu gemacht werden.

Literatur

aus:druck: Tiroler Gratiszeitung „Neue“ erscheint an diesem Wochenende wieder, Pressemitteilung, Innsbruck, 05. November 2010

autonome a.f.r.i.k.a. gruppe/ Luther Blissett/ Sonja Brünzels (2001): Handbuch der Komminikationsguerilla. Berlin: Assoziation A.

Bourdieu, Pierre (2005): The Political Field, the Social Science Field, and the Journalistic Field. In: Benson, Rodney/Neveu, Erik (Hrsg.): Bourdieu and the Journalistic Field. Cambridge: Polity Press, S. 29–47.

Butler, Judith (2010): Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen. Frankfurt/Main: Campus.

Eco, Umberto (1985): Für eine semiologische Guerilla. In: Ders.: Über Gott und die Welt. Essays und Glossen. München: dtv, S. 146-156.

Garzia, David/Lovink, Geert (1996): The ABC of Tactical Media. Verfügbar unter: http://www.nettime.org/Lists-Archives/nettime-l-9705/msg00096.html [Stand 30.04.2011]

Michalitsch, Gabriele (2006): Die neoliberale Domestizierung des Subjekts. Von den Leidenschaften zum Kalkül. Frankfurt am Main.

tki (2011): Grundsätzliches über TKI open. Verfügbar unter:
http://www.tki.at/tkiweb/tkiweb?page=ShowArticle&service=external&sp=l19
[Stand 15.04.2011]

Links

http://www.nytimes-se.com
http://www.hanselsato.com/projekte/OsterreischeNachrichten.html

Die AutorInnen

Clara Akinyosoye ist Chefredakteurin von „M-MEDIA"- Diversity Media Watch, dem Verein für interkulturelle Medienarbeit; Koordinatorin der wöchentlich erscheinenden „M-MEDIA"-Integrationsseite in „Die Presse"; Mitherausgeberin des Medienhandbuchs Migration und Diversität 2010; Chefredakteurin des Jahresberichts zur Situation schwarzer Menschen in Österreich. Seit 2010 stellvertretende Chefredakteurin von Afrikanet.info, dem Informationsportal über schwarze Menschen im deutschsprachigen Raum. Arbeitsschwerpunkte: Medien & Migration, Afro-Österreicher.

Clemens Apprich studierte Philosophie, Politikwissenschaften und Geschichte in Wien und Bordeaux. Seit 2008 ist er Doktorand der Kunst- und Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. Von 2008 bis 2010 erhielt er ein Doc-Stipendium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Zudem absolvierte er Forschungsaufenthalte am Ludwig Boltzmann Institut für Medien.Kunst.Forschung in Linz und am Institut für die Wissenschaften vom Menschen in Wien. Während seines Studiums war er Mitglied der Medienkunstplattform Public Netbase und engagiert sich auch heute noch am Institut für neue Kulturtechnologien/t0. Seit 2009 ist er Redaktionsmitglied der Kulturrisse / Zeitschrift für radikaldemokratische Kulturpolitik und seit Juni 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Leuphana Universität in Lüneburg.

Ben Bachmair war bis zu seiner Pensionierung 2008 Universitätsprofessor für Erziehungswissenschaft, Medienpädagogik und Mediendidaktik an der Universität Kassel und ist Visiting Professor am Institute of Education der University of London. Aktueller Schwerpunkt ist mobiles Lernen, wozu er im Rahmen der *London Mobile Learning Group* an einem kulturökologischen Konzept arbeitet.

Stefan Benedik, Historiker und Kulturwissenschafter. Studium der Geschichte und Kulturanthropologie in Graz und Prag. Seit 2002 verschiedene Forschungsprojekte, derzeit am Institut für Geschichte: Zeitgeschichte der Universität Graz. Dissertationsprojekt zu Gendered Narratives in Receptions of Romani Migrants. Mitglied im interdisziplinären

ÖAW-DOC-team „shifting romipen“ (gemeinsam mit Wolfgang Göderle und Barbara Tiefenbacher) und im Forschungsprojekt „Bettlerflut? Kontexte und Images in Romani Migrationen“. www.uni-graz.at/romipen; Publikationen zu Geschlecht, Migration und Ethnizität, Geschlecht und Nation(-alismen), Geschlechtergeschichte des Wissens, Codierung von Alltagskulturen und Erinnerung etc.

Celia Di Pauli, hat in Innsbruck und Berlin Architektur studiert und setzt sich in ihren Projekten mit drei Hauptthemen auseinander: Bild, Raum und Landschaft. 2001 realisierte sie in Berlin den Museumsshop im Jüdischen Museum. Sie schloss ihr Studium mit der Arbeit "Bildraum und Raumbildung" ab. Das Projekt wurde mit dem Daimler-Chrysler Architekturpreis für die beste Diplomarbeit ausgezeichnet. 2003 Gründungsmitglied der Gruppe Stadtblind, mit der sie 2005 „Die Farben Berlins“ im Prestel Verlag veröffentlichte. Die Ausstellung zur Publikation wurde u.a. im Museum of Contemporary Art Denver, UnionDocs in Brooklyn, Architekturgalerie am Weißenhof in Stuttgart, bei der Rollende-Road-Schau der Volksbühne in Berlin und im Van Alen Institute, Projects in Public Architecture in Manhattan und im Deutschen Architekturzentrum in Berlin gezeigt. Seit 2005 arbeitet sie als Universitätsassistentin am Institut für Gestaltung der Universität Innsbruck. Seit 2007 Arbeit zum Thema Steueroasen und Offshore-Zentren für Attac Deutschland, 2009 realisierte sie gemeinsam mit Silke Ötsch die Ausstellung und Publikation zum Thema Steueroasen unter dem Titel „Räume der Offshorewelt“.

Verena Finkenstedt, Studium der Geschichtswissenschaften mit den Schwerpunkten Migrationsforschung, Kulturanthropologie und Medien an den Universitäten Innsbruck, Wien und Barcelona. Diplomarbeit über pakistanische Migration nach Barcelona. Regie und Produktion des Tanzprojektes *hito-3 geschichten tanz* und des Dokumentarfilms *kolLORIT-tirol ist…* Derzeit: Doktorandin am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, Schwerpunkt: Visuelle Zeit- und Kulturgeschichte; Projektleiterin beim Verein menschen.leben.

Magdalena Freudenschuß pendelt zwischen politischer Bildungsarbeit und wissenschaftlicher Wissensproduktion, das meiste davon findet in Berlin und Umgebung statt. Ihre Doktorarbeit in Soziologie beschäftigt sich aus diskurs- und hegemonietheoretischer Perspektive mit Prekarisierung/Prekarität. Seit 2008 ist sie Redaktionsmitglied der Femina Politica, Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft.

Martin Fritz, Mag.Mag.phil. lehrt am Institut für Sprachen und Literaturen/Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Innsbruck. Forschungsschwerpunkte: Gender Theory, Neue Medien, Popkulturtheorie und Systemtheorie; derzeit Dissertationsprojekt „'That's How Similar Artists Are Made' - Systemtheoretische Beschreibung gegenwärtiger Popkultur anhand von Phänomenen des Web2.0", dafür Doktoratsstipendium aus der Nachwuchsförderung der LFU 2008/IV. Tranche. Juni 2009 – April 2011 Mitarbeit am TWF-Projekt „Russische Moderne und Intermedialität - Literatur und Film. Komparatistische Analysen unter besonderer Berücksichtigung des Frauenbildes und der (weiblichen) Körpersprache" unter der Leitung von Dunja Brötz.

Werner Hanselitsch, 1978, Dr., Studium der Philosophie und der Europäischen Ethnologie. Forschungsschwerpunkte: Philosophiegeschichte, Medienphilosophie und Kulturgeschichte. Herausgeber (gemeinsam mit T. Gimesi) der rationalpark series. Autor sowie Mitgründer des Vereins „rationalpark" (www.rationalpark.com). Derzeit beschäftigt im Bereich Online-Marketing.

Kathrin Kofler studierte Politikwissenschaften mit dem Schwerpunkt kritische Geschlechterforschung an der Universität Innsbruck und am Institut d'Etudes Politiques de Lyon. Derzeit arbeitet sie im migrationspolitischen Kontext und studiert das Masterstudium Gender, Culture and Social Change.

Andreas Kriwak ist Philosoph, Politologe und Pädagoge. Er lehrt seit 2006 am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Freud`sche und Lacan`sche Psychoanalyse und Erkenntnis- bzw. Wissenschaftstheorie.

Martin Mauersberg studierte Geschichte, Alte Geschichte und Philosophie an der Universität Innsbruck. Sein laufendes Dissertationsprojekt dreht sich um das historische Phänomen der griechischen „Kolonisation" ordnenden Wissenssysteme in der Antike und der Moderne.

Paul Mecheril ist seit 2011 Universitätsprofessor für Interkulturelle Bildung am Institut für Pädagogik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Zuvor war er Universitätsprofessor an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Er leitete das Institut

für Erziehungswissenschaft an der Fakultät für Bildungswissenschaften. Seine Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind Cultural Studies; Methodologie interpretativer Forschung; Pädagogische Professionalität; Interkulturelle Bildung; Migrations- und Rassismusforschung.

Anita Moser, Mag.[a] Dr.[in], Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft und Spanischen Philologie an der Universität Innsbruck und an der Universidad de Deusto in Bilbao (1991-1997); Kulturmanagementausbildung und langjährige Tätigkeit im Bereich Kulturmanagement und -vermittlung (u.a. von 2000-2006 als leitende Angestellte beim Festival Neuer Musik „Klangspuren Schwaz"). Abschluss des Doktoratsstudiums an der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät in Innsbruck mit einer Dissertation zu Kunst und postkolonialer Kritik; neben freiberuflichen Kulturmanagement-, Kulturvermittlungs- und Publikationstätigkeiten Lehrbeauftragte in der Erwachsenenbildung sowie an der Universität Innsbruck und seit Anfang 2009 Angestellte des Dachverbands freier Kulturschaffender TKI – Tiroler Kulturinitiativen/IG Kultur Tirol; die Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich Kulturvermittlung, Soziokultur, Postkolonialismus und zeitgenössische Kunst.

Silke Ötsch, Dr.-Ing., arbeitet seit September 2009 als Projektleiterin am Institut für Soziologie der Universität Innsbruck an einem Projekt zur Rolle von ArchitektInnen als Intermediäre im Kontext von Finanzialisierung (gefördert durch den FWF). Aktuelle Arbeitsschwerpunkte: Finanzialisierung und Wechselwirkungen mit Realwirtschaft und Gesellschaft, Offshore-Ökonomie und Weltfinanz- und Wirtschaftsarchitektur. 2005-2009 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Konstruktion und Gestaltung der Universität Innsbruck. Ab 2003 umfassende ehrenamtliche Tätigkeit für AG Finanzmärkte und Steuern von Attac Deutschland im Bereich Finanzmärkte und internationale Besteuerung. 2006 Promotion an der Bauhaus-Universität Weimar in Ingenieurswissenschaften. Tätigkeit in Architekturbüros Arets in Maastricht (2000), Haid und Partner in Nürnberg (2004) und Architectonics in New York (1998). 2000-2003 Promotionsstudium als Stipendiantin der Bauhaus-Universität Weimar. 1993-1999 Architekturstudium an der Bauhaus-Universität Weimar und der Ecole d'Architecture de Paris La Villette.

Günther Pallaver aus Bozen, ist Universitätsprofessor für Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck. Studium der Rechtswissenschaften (Dr. jur.), Geschichte und Politikwissenschaft (Dr. phil.) an den Universitäten, Innsbruck, Salzburg, Wien, Verona und London. 1991 Journalistenprüfung in Rom. Von 1987 - 1994 Journalist bei der Tageszeitung „Alto Adige" (Deutsches Blatt) und beim Südtiroler Wochenmagazin „ff" in Bozen. Seit 1995 am Institut für Politikwissenschaft in Innsbruck. Gründer der Forschungsgruppe Mediawatch (Innsbruck/Wien). Mehrere Gastprofessuren. Präsident der Südtiroler Gesellschaft für Politikwissenschaft. Forschungsschwerpunkte: Vergleich politischer Systeme mit Schwerpunkt Italien; ethnische Minderheiten und (ethno)regionale Parteien, Politische Kommunikation, Föderalismus.

Uta Rußmann, Mag.a Dr.in , Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Politikwissenschaft an den Universitäten Wien und Tampere (Finnland). 2007 Promotion an der Universität Wien. 2009 bis 2012 Postdoc Researcher im Rahmen der Österreichischen Nationalen Wahlstudie (AUTNES) an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Seit 2012 Stadt Wien Stiftungsprofessorin für Strategisches Kommunikationsmanagement und Neue Medien am Institut für Kommunikation, Marketing & Sales an den FH Wien-Studiengängen der WKW. Forschungsschwerpunkte: Neue Medien, Onlinekommunikation, Politische Kommunikation, Medien und Wahlen, sowie Nutzungs- und Rezeptionsforschung.

Andrea Sommerauer, Mag.a, seit 2008 Referentin für Bildungs- und Öffentlichkeit bei der entwicklungspolitischen Organisation Südwind, u.a. Betreuung der Internetplattform OneWorld.at. Historikerin mit Schwerpunkt ArbeiterInnenbewegung, Nationalsozialismus, Frauengeschichte. Projekte im Zusammenhang von Kunst/Medien/Geschichte. Journalistin (als Freie Journalistin für diverse Medien; 20er – Die Tiroler Straßenzeitung 2000–2004; Tirol Kurier 2004–2008).

Volker Schönwiese, a.o. Univ.-Prof. Dr., seit 1983 am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck tätig, Aufbau des Lehr- und Forschungsbereichs der Inklusiven Pädagogik und Disability Studies, Leitung der Internetbibliothek und Lernplattform bidok (http://bidok.uibk.ac.at/), zuletzt Leiter des inter- und transdisziplinären Forschungsprojektes „Das Bildnis eines behinderten Mannes aus dem 16. Jhd." (http://bidok.uibk.ac.at/projekte/bildnis/)

Maria Stopfner, Mag.[a] Dr.[in], derzeit Postdoc am Institut für Sprachen und Literaturen, Abteilung Sprachwissenschaft, Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Seit 2007 Mitglied der interfakultären Forschungsplattform „Politik Religion Kunst. Plattform für Konflikt- und Kommunikationsforschung". Seit 2009 Mitglied des Linguistischen Arbeitskreises. Von 2006 bis 2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin, von 2009 bis 2010 Stabsstelle für Forschung und Entwicklung der MediaWatch, einem Unternehmen der Austria Presse Agentur. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich Medien, Politik und Argumentation.

Wolfgang Sützl, Medientheoretiker, Philosoph, Übersetzer. Projektmitarbeiter am FWF-Forschungsprojekt „Activist Media", Institut für Erziehungswissenschaften, Universität Innsbruck; Lehrbeauftragter an den Universitäten Innsbruck und Wien, Faculty-Mitglied des Transart-Institute, Berlin, sowie des MA-Lehrgangs Peace Studies, Innsbruck. Publikationen zum Medienaktivismus und zur politischen Medientheorien.

Barbara Tiefenbacher, Romistin, Soziolinguistin. Studium der Bohemistik und Romistik in Wien, Prag und Brünn. 2007/ 2008 im Rahmen eines EU-Projektes in einem slowakischen Romani Dorf, tätig, seit 2009 Vorstandsmitglied im Romano Centro Wien, seit 2012 wiss. Mitarbeiterin der Uni Wien (Institut für Soziologie) Dissertationsthema: Bildung von Ethnizität (Romipen) bei Romani MigrantInnen. Mitglied im interdisziplinären ÖAW-DOC-team „shifting romipen" (gemeinsam mit Wolfgang Göderle und Stefan Benedik) und im Forschungsprojekt „Bettlerflut? Kontexte und Images transnationaler Romani Migrationen nach Graz". www.uni-graz.at/romipen. Publikationen zur Sprachverwendung des Romanes, zu Romani Migrationen und Herstellung von Ethnizität (Romipen).

Gernot Wolfram, 1975, Prof. (FH), Dr. phil., Studium der Neuen deutschen Literatur, Geschichte, Kommunikationswissenschaften an der Universität Tübingen und der Freien Universität Berlin. Mitglied des Team Europe der Europäischen Kommission in Deutschland - Fachreferent für Kulturarbeit und interkulturelle Kommunikation. 2007 Wissenschaftlicher Leiter der deutsch-amerikanischen „Intercultural Summer School Berlin" in Zusammenarbeit mit der Brandeis University (USA). Seit 2008 Professor für Kulturwissenschaften und Kulturmanagement an der Fachhochschule Kufstein (Tirol). Seit 2005 Fachreferent für Medienkommunikation und interkulturelle Projektarbeit bei

der Bundeszentrale für politische Bildung Berlin. Zahlreiche Medien- und Kulturprojekte mit der Robert Bosch Stiftung, Goethe-Institut etc.: Herausgeber der Kulturkarte Kosovo und wissenschaftlicher Berater des kultursoziologischen Topographie-Projektes „Little Global Cities" der Robert Bosch Stiftung. Publikationsschwerpunkte: Interkulturelle Kommunikation, Kultursoziologie, Kulturmanagement und Raumsoziologie.